

DEADLOCK

Josella Simone Playton



DEADLOCK

Ein utopischer Roman

Josella Simone Playton

Inhalt

1. Tasking Error
2. Panik und Kollegenhilfe
3. Die Stadt
4. Der Spezialist
5. Arroganz
6. Die Supersprache
7. Ein Bug
8. Noch ein Experiment
9. Verdikt
10. Besprechung und Beförderung
11. Planungswirrwarr
12. Nordkurve
13. Wassereinbruch
14. Softwarekrise
15. Das Feuer des Prometheus
16. Weckruf
17. Beförderung
18. Die Eiderstädter Halbinsel
19. Erste Vorbereitungen
20. Trautes Heim, laß dich allein...
21. Interview
22. Geographische Merkwürdigkeiten
23. Das plötzliche Verschwinden
24. Zweiter Versuch
25. Absturzanalyse
26. Die Weltbevölkerungskonferenz
27. Basket case
28. Die Nacht vor der Schlacht
29. Rätselraten
30. Der Tod und das Mädchen
31. Südkurve

- 32. Miriam Ugawe
- 33. Schrottbombardierung
- 34. Der Sturm
- 35. Zielgerade
- 36. Der Läufer und die Läuferin
- 37. Wem die Stunde schlägt
- 38. Alkohol und alles andere
- 39. Aufbruch ins Hinterland
- 40. Joycelyn's Husarenstück
- 41. High Noon

1. Tasking Error

„Genau wie ich es gesagt habe. 1250 Kubikmeter Seewasser pro Sekunde in die Auftriebszellen wiedereintrimmen, seit heute morgen um vier Uhr, auf Anweisung der Leitwartenchefin Straub. Die Zyklone ist im Anmarsch, und es wird mit Winden von Orkanstärke gerechnet. Da muß die Stadt schon etwas tiefer liegen, damit die Randbezirke nicht zu sehr von den Grundseen gebogen werden.“

Rodrigo ist ungeduldig. Verschlafen sieht er auch aus. Ist er vermutlich auch.

„Ich weiß auch, wie man die Stadt manövriert, Joycelyn. Das habe ich ja auch nicht gefragt. Nur, wenn du mich am frühen Morgen aus den Federn klingelst, dann wirst du mir ja etwas mehr als das mitteilen wollen.“

„Will ich ja die ganze Zeit!“ fahre ich fort, auch ungeduldig. Auch nach einer durchwachten Nacht ist man geistig immer noch reger als jemand, der gerade erst aus tiefen Träumen emporgerrissen wurde.

„Das ist jetzt vier Stunden her. Die Stadt liegt jetzt um fast fünfzehn Zentimeter tiefer. Der Orkan ist bald da, und die Gesamtabenkung sollte zwei Meter sein. Das braucht 250 Millionen Tonnen. Geht's nicht schneller? Ich bin noch nicht solange in dem Job, ich habe eben erst nachgerechnet. 1250 Tonnen pro Sekunde sind doch eigentlich wenig!“

Rodrigo wälzt seinen Körper, dem man den früheren Sportler noch gerade eben ansieht, im Bett. Er scheut sich nicht, zu zeigen, daß er müde ist. Würde lieber jetzt als gleich die Lukendeckel wieder zumachen. Irgendwie habe ich ihn lebhafter aus den Zeiten in Erinnerung, als ich ihn kennenlernte.

Schade, daß so viele Männer in mittlerem oder auch schon in frühem mittlerem Alter anfangen, sich so gehenzulassen. Auch für einen Mann ist es kein Naturgesetz, um die vierzig einen Äquatorring haben zu müssen. Oder, wer weiß, vielleicht ist es doch ein Naturgesetz – Wer hat das gesagt: 'Kratz an einem Mann, und es kommt ein Pascha zum Vorschein.'? Plausibel. Paschas bewegen sich nicht gern. Und setzen Fett an.

„Ist auch nicht viel.“ sagt Rodrigo, der meine Gedanken glücklicherweise nicht lesen kann, „Aber mehr ist einfach nicht drin. Wenn ein Orkantief

im Anmarsch ist, dann öffnet man die Ventile eben RECHTZEITIG. Das hat die Straub verpennt. Typisch. Wo ist sie denn?“

„Es ist WOCHENENDE.“

„Ach ja. Das beantwortet alles. Die teilt sich nie selbst zu Nachtschichten oder Wochenendschichten ein.“

„Und was soll ich tun?“

Rodrigo schüttelt die ehemals athletischen Schultern:

„Du kannst nichts tun. Mehr als 1250 Tonnen pro Sekunde einlaufen zu lassen ist einfach nicht möglich. Was vielleicht sinnvoll wäre ist, zwei oder drei Millionen Tonnen auf die Luvseite zu trimmen – äh, laß das lieber. Das war in Kladde gedacht. Oh was bin ich müde. Wasser auf die Luvseite zu pumpen würde eine geringe Schräglage der Stadt bewirken, und die würde der Stadtrechner sofort auszugleichen versuchen, indem er asymmetrisch Wasser einlaufen läßt. Das geht aber nur, wenn die Brutto-Einlaufmenge in die Auftriebszellen abgesenkt wird. Von wo kommt überhaupt der Wind?“

„Genau aus Westen. Und die Dünung ist schon recht ordentlich, aber das war sie vorher auch schon. Naja, was soll man im Nordatlantik um diese Jahreszeit sonst erwarten. Ich kann es von hier aus sehen, wenn nicht gerade Regenschleier vorbeiziehen. Ich habe die Stadt in Ostwest-Richtung positioniert, vorsichtshalber.“

„Gut. Hätte ich auch gemacht.“ Rodrigo gähnt.

„Rodrigo, ich habe noch nie eine Sturmschicht gefahren!“ Mir ist tatsächlich etwas mulmig. Das ist wohl die Verantwortung für mehr als eine Million Menschen.

„Oh Joycelyn, wo ist da das Problem? Die Stadt kann sowas ab! Ein Raumschiff hätte jetzt Schwierigkeiten, hier zu landen, aber die Stadt kann jeden Orkan aussitzen, jeden! Bist du allein in der Leitwarte?“

„Im Turm. Ja. Alle unsere Schiffe sind drin. Andere gibt es nicht – kein Gegenverkehr. Island im Norden und Irland im Osten sind jeweils etwa 1000 Kilometer entfernt. Da hat eine nautische Stadttechnikerin wenig zu tun. Also bin ich allein. Es sei denn, die Straub läßt sich hier blicken.“

„Unangemeldet. Sähe ihr ähnlich. Aber keine Angst, nicht am Freitag um acht Uhr morgens. Weißt du was? Stell das Wassereintrimmen ab und nimm Fahrt in Richtung Norwegen auf, immer genau vor dem Wind weg.

Das dämpft die Wirkung der Grundseen am westlichen Stadtrand auch etwas. Du wirst sehen, es gibt keine einzige Anfrage in der Leitwarte, warum die Stadt schwankt.“

„Position verändern? Darf ich das? Muß ich nicht erst die Chefin fragen?“

„Ne,“ schüttelt Rodrigo den Kopf, „solange du alleine in der Leitwarte bist, hast du die Verantwortung. Du bist im Moment der diensthabende nautische Kommandant der Stadt. Außerdem ist es egal, was du machst, die Straub wird immer rummeckern. Also kannst du es ganz unbeeinflußt auch richtig machen.“

„Wenn du meinst...“

„Ich meine. Soll ich raufkommen?“

„Nein. Du hast Freiwache. Ist schon schlimm genug, daß ich dich aus dem Schlaf geklingelt habe. Tschuldige.“

„Das macht nichts,“ lügt er, „wohl dem, der seinen Freunden ein echter Freund sein kann. Also dann!“ Sprichts, und der Bildschirm wird dunkel.

Während unseres Gespräches ist es dunkler geworden, obwohl es am Morgen eigentlich umgekehrt sein sollte. Tiefliegende, zerfetzte Wolken werden nach Osten getrieben, und die Wogen draußen auf dem Ozean sind gischtig weiß. Der Regen peitscht waagerecht an die westlichen Fenster des Kontrollturmes – auf den über sechzig rückwärtigen Quadratkilometern der Stadt kann ich nichts genau erkennen, nicht einmal die flachen Stadtseen. Ob die ersten Bäume des Waldes, der die ganze Stadt bedeckt, schon umgerissen worden sind? Da unten, um den Turm herum, wo man noch etwas vom Wald sehen kann, schwanken die Baumkronen jedenfalls ganz ordentlich. Egal, der größte Teil des fast 125 Quadratkilometer großen Waldgebietes ist sowieso Wildnis, und da fallen eben ab und zu Bäume um. Außerdem habe ich die Leitwarte schon veranlaßt, an einigen exponierten Stellen Windbrecher hochzuziehen.

Ich überzeuge mich, daß in der Stadt an allen Ausgängen auf die Oberfläche die Sturmwarnung zu sehen ist. Wer jetzt von der Kante der Stadt in das Wasser geweht wird, hat keine Chance. Er würde wahrscheinlich nicht einmal bemerkt werden. Und im Wald selbst kann man natürlich auch durch stürzende Bäume zu Schaden kommen.

Ein Waldlauf wäre jetzt absolut nicht ratsam, obwohl ich das Laufen in Wind und Regen mag. Man fühlt sich so stark und erdverwachsen, wenn man gegen den Wind anrennt und seine eigenen Kräfte mit der rohen Natur mißt, ohne auf die Hilfe irgendeiner Technologie angewiesen zu sein. Im Moment jedoch ist die Natur definitiv stärker, und da will ich diese Experimente lieber sein lassen. Dabeigewesen sein ist dann nicht mehr alles.

Die Stadtbewohner werden sich zur Zeit eben mit den innerstädtischen Einrichtungen begnügen müssen. Wir haben ja genügend Gärten und Schwimmbäder und Sportanlagen und Restaurants und Theater. Ein Tourist könnte ohne weiteres seinen gesamten fünfzehnwöchigen Jahresurlaub in der Stadt verbringen, ohne daß ihn die Langeweile auch nur ein einziges Mal auf die Stadtoberfläche treibt. – Allerdings dürfte jemand, der für sein teures Geld in der einzigen Stadt der Erde Urlaub macht, sich schon beschweren, wenn er die ganze Zeit von der Erde überhaupt nichts sähe.

Ach ja, das Wasser eintrimmen. Was hat Rodrigo gesagt? Aufhören damit, und Fahrt nach Osten aufnehmen, dem Sturm vorneweg. Ich setze mich vor die Schalttafel. Im Prinzip kann ich es. In Simulationen habe ich alles oft genug gemacht.

Also. Hier sind die Anzeigen für die 28 nautischen Fleischmann-Pons-Reaktoren. Sie dienen nicht der Energieversorgung der Stadt, sondern ausschließlich dem Vortrieb. Vier sind in Betrieb, wenn auch nicht mit voller Leistung. Die Stadt fährt im Moment gerade nur so schnell, daß sie steuerbar ist. Nicht einmal Schrittgeschwindigkeit.

Wenn aber mit Vollgas gefahren wird, dann ist nicht nur die Energie aller Reaktoren notwendig, sondern auch die genaue Verteilung auf alle Vortriebsmaschinen, die überall unter dem Boden der Stadt mit ihren mächtigen Propellern das Wasser durchwühlen. Eine so große Konstruktion wie diesen Stadtkörper darf man nicht zu stark asymmetrisch belasten. Deshalb übernimmt der Rechner die genaue Lastverteilung. Er alleine hat die Übersicht über alle Verformungsmesser in der gesamten Stadt, und weiß, ob und wo gefährliche Streßmuster auftreten, die dann durch angemessenes Rauf- und Runtersteuern der verschiedenen Vortriebsmaschinen kompensiert werden müssen, immer natürlich unter Beibehaltung der Fahrtrichtung.

Wie das im einzelnen genau funktioniert, das haben wir während der Ausbildung einmal erläutert bekommen. Der Rechner kennt ein numerisches Modell der Stadt, das aus Millionen von Einzelteilen konstruiert worden ist. Die Lastanalyse auf dieses Modell wird durch die Methode der finiten Elemente durchgeführt, in jeder Sekunde einige tausend Male. Dabei werden auch Variationen der momentanen mechanischen Belastung, die mit großer Plausibilität eintreten werden oder sogar nur eintreten könnten, untersucht, und ebenso Veränderungen des mechanischen Aufbaus der Stadt selber. Dieser große Rechenaufwand bewirkt, daß die Stadt sich nicht selbst zerstört, was etwa bei ungleichmäßigem Betrieb der Vortriebsmaschinen oder ungleichmäßigen Fluten der Auftriebszellen leicht möglich wäre. Ein Mensch wäre mit dieser Aufgabe völlig überfordert. Und eine Konstruktion der Stadt, die diese aktive mechanische Unterstützung unnötig machen würde, hätte dreimal soviel Stahl und Beton und andere Rohstoffe benötigt und wäre auch nicht für Erweiterungen ausgelegt gewesen.

Zunächst müssen also alle Reaktoren angefahren werden. Es ist für mich sehr einfach – man muß nur die entsprechenden Symbole auf dem Bildschirm andeuten, bis sie heller aufleuchte. Um die komplexeren Vorgänge, die dadurch veranlaßt werden, brauche ich mich nicht zu kümmern: Das isotoopenreine Normalwasser im Primärkreislauf durch die Palladiumdruckkammern wird durch hochreines Schwerwasser ersetzt und dann, wenn der Normalwassergehalt auf unmeßbar geringe Werte gefallen ist, unter Druck gesetzt. Bei etwa eintausendvierhundert Bar ist die Fusionsrate in den Kristallfehlstellen der Palladiumtitanlegierungen gerade hoch genug, um eine meßbare Erwärmung zu bewirken, bei Zweitausendfünfhundert Bar werden pro Kilogramm aktives Material etwas mehr als ein Kilowatt frei. Eine sehr sichere Konstruktion – fällt der Druck im Primärkreislauf ab, dann hört die Energieerzeugung sofort auf. Was das Schwerwasser natürlich nicht hindert, bei genügendem und plötzlichem Druckabfall explosionsartig aufzusieden.

Der Sekundärkreislauf sieht so aus wie bei allen Kraftwerken seit zweihundert Jahren – der übliche Wärmeaustauscher-Turbine-Generator Aufbau. Es wird noch etliche Minuten dauern, bis die anfangen, sich zu drehen. – Bei den Brauchenergiekraftwerken werden auch statt Turbinen

Stirling-Maschinen verwendet, wegen ihrer großen Zuverlässigkeit. Da kann es schon passieren, daß ein ganzes Jahrzehnt so eine 100-MW-Stirling-Maschine von keinem Techniker angefaßt wird. Aber Turbinen haben ein besseres Leistungsgewicht und können schneller rauf- und runter gefahren werden. Deshalb überwiegen sie beim Antriebsbau.

Ich bin ein bißchen stolz. Ich weiß, daß ich jetzt die Erzeugung von einigen Gigawatt in die Wege geleitet habe. Diese Leistung wird die Stadt zwar nicht gerade durch die Wellen pflügen, und von einem Raumschiff aus der Erdumlaufbahn würde man mit bloßem Auge gar nicht sehen, daß die Stadt sich überhaupt bewegt, aber es ist doch schon so, als ob man Berge versetzen kann. 36 Kilometer pro Stunde, oder, rein rechnerisch, 45 Kilometer pro Stunde bei Verzicht auf den numerischen Lastausgleich. Eine fiktive Zahl, die man niemals im Experiment verifizieren kann, oder höchstens ein einziges Mal, wenn man die Stadt unbedingt zerreißen möchte.

Eigentlich kann ich auch gleich die Vortriebsmaschinen einschalten. Das geht genauso einfach wie das Einschalten der Reaktoren. Sie werden schon anfangen, sich zu drehen, wenn der Strom erst da ist. Das hast du gut gemacht, Joycelyn!

Nun beende ich den Wassereinlauf in die Auftriebtanks der Stadt. Ein neues Bildschirmdisplay – ich deute auf das blaue Feld ‘Auftriebszellen dicht’. Das Symbol wird grün. Dann erscheint plötzlich, mitten auf dem Bildschirm, eine Schrift, die sich überhaupt nicht um das Layout der verschiedenen Dialogboxen kümmert. Es sieht sehr häßlich und falsch und unästhetisch aus:

RTS: 093.942 URG UNIDENTIFIED TASKING-ERROR

RTS: 047.781 URG THIS IS AN INTERNAL SYSTEM ERROR
PLEASE CONTACT YOUR SYSTEM ADMINISTRATOR
IMMEDIATELY, REPEAT, IMMEDIATELY

RTS: 093.919 RECOVERING TO MAIN UIF.

RTS: 091.214 PROCESSING CONTINUES.

Ich starre den Bildschirm eine Weile an. Was soll das? Ich versuche das ‘Situation Board’ aufzurufen. Das funktioniert wie immer, die seltsame Meldung verschwindet vom Bildschirm, und ich kann mich genau über alle Schiffsparameter informieren. Der Spuk ist vorbei. Ich überfliege die Werte.

Es dauert ein paar Sekunden, bis ich bemerke: Die Ventile zu den Auftriebszellen sind offenbar nicht geschlossen worden. Immer noch laufen in jeder Sekunde 1250 Tonnen Seewasser ein. Da hat wohl irgendetwas nicht funktioniert. Ich probiere es noch einmal.

Alles funktioniert, bis ich wieder bei dem Dialogfeld für die Auftriebszellen bin. Dann heißt es wieder:

RTS: 093.942 URG UNIDENTIFIED TASKING-ERROR

RTS: 071.008 URG REPEATED EXCEPTIONAL SITUATION

RTS: 071.408 URG SYSTEM MAY BE INCONSISTENT,
ADVISE RESTART

RTS: 071.408 URG SYSTEM MAY BE INCONSISTENT,
ADVISE RESTART

RTS: 071.408 URG SYSTEM MAY BE INCONSISTENT,
ADVISE RESTART

RTS: 047.781 URG THIS IS AN INTERNAL SYSTEM ERROR
PLEASE CONTACT YOUR SYSTEM ADMINISTRATOR
IMMEDIATELY, REPEAT, IMMEDIATELY

RTS: 093.919 RECOVERING TO MAIN UIF.

RTS: 091.214 PROCESSING CONTINUES.

Es ist fast genau dasselbe wie vorhin. Und wieder kann ich mich überzeugen, daß das ‘Situation Board’ von meinen Versuchen, den Zufluß zu den Auftriebszellen zu drosseln, keine Kenntnis genommen hat.

2. Panik und Kollegenhilfe

Ich wähle Rodrigo an. Er ist gerade wieder am Einschlafen gewesen und offensichtlich verärgert. Ich erläutere ihm die Situation.

„Nochmal: Das Wassereinlaufen in die Auftriebszellen läßt sich nicht drosseln? Habe ich das richtig verstanden?“

„Ja.“

Plötzlich scheint er hellwach. „Ich komme rauf. Unternimm nichts.“ Er springt aus dem Bett, bevor der Bildschirm ganz dunkel ist. Mir wird unwohl. Wenn Rodrigo besorgt schon ist... das hat es doch noch nie gegeben.

Er braucht einige Kilometer von seinem Apartment bis hier. Es wird wohl ein paar Minuten dauern. Hoffentlich taucht in der Zeit die Straub nicht auf.

Die Ventile gehen nicht zu. Was bedeutet das? Ach, sie müssen zugehen. Es ist doch bisher immer gegangen. Die bloße Existenz der Stadt beweist das. Undenkbar, wenn...

Hoffentlich bewegt sich Rodrigo einigermaßen schnell: Ich fühle mich jetzt mit der Stadt sehr allein.

Aber man kann sich ja ablenken, und ich fange an, nachzurechnen: Auftriebsverlust pro Sekunde ist etwa 1250 Tonnen. Bißchen mehr, weil Seewasser schwerer ist, aber unter Schwestern 1250 Tonnen. Die Stadt mit ihren fünf Kilometern Breite und etwas mehr als fünfundzwanzig Kilometern Länge hat eine Fläche von etwas mehr als 125 Millionen Quadratmetern, und zwar ziemlich unabhängig von ihrer Eintauchtiefe. Das macht die Rechnung schön einfach – bei einem Schiffsrumpf wäre es schwieriger. Daß Teile der Stadtränder keine vierzig Meter hohe Bordwand bilden, sondern als Strände oder Gartenterassen mit künstlichem Felssimulat ausgelegt sind, die flach oder wenigstens nicht senkrecht ins Wasser führen, stört die Rechnung bei der Größe der Stadt nicht sonderlich.

Ein Absinken der Stadt um einen Meter erfordert also einen Auftriebsverlust von 125 Millionen Tonnen. Wenn der Auftriebsverlust pro Sekunde 1250 Tonnen beträgt, dann dauert das etwas mehr als einen Tag – eben hundertausend Sekunden.

Der Spielraum, der durch die Abmessungen der Auftriebszellen bedingt ist, ist etwa elf Meter, da sie insgesamt 1375 Millionen Tonnen Wasser fassen – mehr als ein Kubikkilometer. Man hat sich die Stadt als eine Stahlkonstruktion von etwa vierzig Metern Dicke vorzustellen, deren Tiefgang zwischen 28 und 39 Metern variiert. Entsprechend dem Füllungsgrad der Auftriebszellen ist die Stadtkante etwa einen bis zwölf Meter über dem Wasserspiegel.

Ich denke an den Vergleich, der uns in der Ausbildung zum Stadttechniker erläutert wurde und den man sich immer wieder klarmachen muß, um sich die Größenverhältnisse plastisch vor Augen zu führen. Wenn man ein Modell der Stadt im Maßstab 1: 5000 anfertigt, dann hätte man ein Gebilde von fünf Metern Länge und einem Meter Breite vor sich – so viel wie zwei aufeinandergestellte Türen. Die Dicke wäre gerade noch acht Millimeter – eben vierzig Meter geteilt durch fünftausend. Das ganze hätte man sich zusätzlich noch enorm zerbrechlich vorzustellen, etwa hergestellt aus einem Schaum aus feinsten Glasmembranen.

Dieses Gebilde würde flach auf dem Wasser schwimmen und zwischen sechs und fast acht Millimetern eintauchen. Der Unterschied wäre auf den ersten Blick gar nicht wahrzunehmen. Auch ist es einzusehen, daß die Fahrteigenschaften der Stadt durch den unterschiedlichen Tiefgang kaum beeinflußt würden. Jedenfalls so lange nicht, wie der Tiefgang des Stadtmodells nicht über acht Millimeter ansteigt.

Als ich die Ventile um vier Uhr heute morgen öffnete – vor weniger als fünf Stunden – da waren die Auftriebszellen leer. Man füllt sie eigentlich nur, um der Stadt durch einige hundert Millionen Tonnen in ihrem Bauch eine bessere Lagestabilität zu verleihen, wenn die meteorologische Bedingungen es erfordern. Die Auftriebszellen sind mit einer engmaschigen Gitter-Lamellenkonstruktion gefüllt, und jede Bewegung der Stadt bewegt die Wasseroberfläche in den Auftriebszellen, diese Wellen werden wiederum stark weggedämpft. Ganz einfach. Wasser im Bauch beruhigt.

Mich jetzt aber nicht. Elf Meter Spielraum. Jeder Meter braucht 100.000 Sekunden, um verspielt zu werden. 1.1 Millionen Sekunden. Ich rechne genauer nach. 12 Tage und 18 Stunden. Dann sind die Zellen voll.

Eigentlich eine beruhigend lange Zeit. Bis dahin wird uns schon etwas einfallen, um die Ventile wieder dicht zu machen.

Was aber würde passieren, wenn es nicht gelänge? Es ist eigentlich klar. Die Auftriebszellen würden überlaufen, in das Innere der Stadt, und anfangen, Schäden anzurichten. Seewasser hat zum Beispiel in Kabelschächten oder Reaktorfundamenten oder Computerräumen überhaupt nichts zu suchen. Auch nicht in privaten Apartments, den Versammlungsräumen, Hotels, Restaurants, Sportanlagen, Verwaltungs- und Vorratsräumen und den hydroponischen Farmen.

Diese Phase würde einen weiteren Tag in Anspruch nehmen. Schon während dieses Tages würden Wellen vermehrt Wasser auf die bewachsene Oberfläche der Stadt werfen. Diese ist zwar leidlich gegen Regenwasser und Grundfeuchtigkeit gesichert, aber es gibt dort zahllose Eingänge in das Stadttinnere. Diese können nicht wasserdicht verschlossen werden. Schon gar nicht druckwasserdicht. Und das müßten sie nämlich.

Wenn die Wasseroberfläche die Oberkante der Stadt erreicht hat, dann liegen nur noch wenige Aufbauten über Wasser, unter anderem dieser Kontrollturm und einige andere. Der Auftrieb der Stadt wäre im wesentlichen aufgebraucht. Wenn die Oberfläche der Stadt die Wasserlinie unterschneidet, dann ist es vorbei. Dann sinkt die Stadt.

Wenn das passiert, dann kommt das Ende sehr schnell. Die Oberfläche der Stadt ist nicht druckfest konstruiert, und der Stadtkörper als Gesamtheit nicht biegefest. Die Stadt ist schließlich kein U-Boot. Schon beim Erreichen einer geringen Wassertiefe von wenigen Metern gäbe es eine Vielzahl von Wassereinbruchstellen. Die Rate von 1250 Tonnen Seewasser pro Sekunde würde blitzartig ansteigen. Schon einige weitere Meter Tauchtiefe würde zu Masseneinbrüchen der Stadtoberfläche führen. Rasch würde ein Auftriebsdefizit von vielen Millionen Tonnen entstehen, das das Riesenwrack weiter in die Tiefe reißt, auch wenn das Seewasser sich zunächst mühsam einen Weg um die flache Stadtkonstruktion herumsuchen muß.

Letzterer Effekt würde zu strömungsdynamischen Kräften auf die Stadt führen, und zwar unterschiedlich auf Teile der Stadt, die unterschiedlich weit vom Stadtrand entfernt sind. Das ergäbe Biegemomente auf die gesamte Stadt, denen sie nicht gewachsen ist. Sie würde regelrecht zerbrechen.

Gerade an dem 1: 5000 Modell kann man sich diesen Effekt sehr schön vor Augen führen. Das ist auch ein Grund, warum man uns von diesem Modell nur erzählt hat, ohne tatsächlich eines gebaut zu haben. Die maßstabsgetreue Verringerung der Festigkeit eines solchen Modells hätte dazu geführt, daß es dauernd zerbräche – praktisch schon beim lauten Sprechen. So blieben uns in der Ausbildung nur Computersimulationen solcher hypothetischen Vorgänge.

Was sich in den Gängen und Wohnungen und Straßen und Plätzen der Stadt abspielen würde, darüber erlaube ich mir jetzt keine detaillierten Vorstellungen. Im Gegensatz zu den technischen Aspekten eines rein theoretisch möglichen Sinkens der Stadt wurde uns darüber in unserer Ausbildung auch nichts mitgeteilt.

Fieberhaft denke ich nach, was ich falsch gemacht haben könnte. Aber ich habe doch nur Routinemanöver eingeleitet, oder? Oft genug in Simulationen geübt. Da kann nichts falsch gelaufen sein.

Inzwischen erzeugen die Reaktoren Energie. Ich sehe, daß die Vortriebsmaschinen angelaufen sind. Das heißt, das 'Situation Board' verrät mir das. Spüren kann ich nichts, weder von den Vibrationen der Motoren noch ändern sich Wind oder Wellen. Die Geschwindigkeitsanzeige von bis jetzt einem Drittel Meter pro Sekunde ändert sich noch nicht. Am Stadtrand würde man auch noch nichts merken.

Ein Summton am Zentrallift. Rodrigo, Gottseidank, nicht die Straub. Ich mache ihm sofort Platz. Er ist ohne Zweifel der erfahrenere Kollege von uns beiden. Was ihn allerdings nicht hindert, schon nach wenigen Sekunden genau die gleiche seltsame Fehlermeldung zu erzeugen, die ich auch schon zweimal gesehen habe. Auch, daß der Wassereinlauf immer noch anhält, überprüft er.

„Das sieht aber sauer aus, Joycelyn. Was hast du bloß gemacht? Am besten, du erzählst es mir in allen Einzelheiten.“

„Da gibt es nicht viel zu erzählen. Alles, was du gesagt hast. Das Hochfahren der Fahrreaktoren hat zum Beispiel geklappt.“

Rodrigo überprüft auch das. Inzwischen macht die Stadt eine Fahrt von 38 Zentimetern pro Sekunde. Bald werden die Reaktoren die volle Leistung erreicht haben, und dann dauert es noch eine ganze Weile, bis die Massenträgheit der Stadt überwunden ist.

„Ich versteh es nicht,“ sagt er, „Es gibt nur diese eine Möglichkeit, die Ventile zuzumachen. Und irgend etwas geht da schief.“

Er seufzt schwer.

„Jedenfalls sind wir nicht in unmittelbarer Gefahr. Wir können gründlich arbeiten. Laut Vorschrift müssen wir jetzt Madam informieren. Das mußt du machen, Joycelyn. Ich bin ja nicht im Dienst.“

Wirklich eine schwere Entscheidung. Die Frau Straub herzubeordern bedeutet Hektik, aber nicht notwendig Entscheidungskompetenz. Dafür ist sie nicht bekannt. Was ihr den Weg in ihre Position geebnet haben könnte, das ist auch nicht bekannt. Ich wähle durch. Der Bildschirm bleibt dunkel. Madam ist wahrscheinlich unapfänglich, aber sie meldet sich wenigstens.

„Techniker Joycelyn Pemberton auf Leitwarten-Morgenwache, für Leitwartenverwaltung, dringend. Sind sie sprechbereit?“

Rodrigo grinst ob meiner geschraubten Ausdrucksweise. Ich nicht – auf mich ist die Kamera des Visiophons gerichtet.

„Ja. Was ist los?“

„Wir haben ein Problem.“

„Was für ein Problem, bitte?“

Der Bildschirm bleibt immer noch dunkel.

„Die Auftriebszellen laufen voll. Wir können es nicht abstellen.“

„Na und? Werden Sie mit dem Problem nicht alleine fertig? Rufen Sie den Wartungsdienst, die sollen sich drum kümmern.“

„Aber es ist doch wichtig...“

„Können sie nicht selbsttätig entscheiden? Was belästigen sie mich damit?“ faucht mich das blinde Visiophon an.

„Es könnte gefährlich werden...“

„Das ist eine Erklärung, aber keine Entschuldigung.“

„Wie sie wünschen. Techniker Joycelyn Pemberton Ende.“ Ich schalte ab.

„Die hat überhaupt nicht kapiert, worum es geht.“ sagt Rodrigo. „Und die letzte Bemerkung von ihr – wo war da die Logik? Glaubte sie tatsächlich, du wärest ihr für irgend etwas eine Entschuldigung schuldig?“

„Jedenfalls,“ sage ich, „kann uns niemand einen Vorwurf machen, wir hätten es nicht versucht. Den Vorschriften ist genüge getan worden. Also wollen wir jetzt Taten sehen. Mach dir keine Gedanken mehr über die Straub. Diese logischen Schnitzer passieren ihr immer öfter. Vielleicht bekommt sie Alzheimer. Wie ich ihr das wünsche – wie sie auf der Toilette sitzt und nicht mehr weiß, was man mit dem Papier anfängt.“

„Weiß sie es denn?“ murmelt Rodrigo, „Wie ich sie kenne, käme sie auf die Idee, es zu unterschreiben. Sie genehmigt ja öfter irgend so eine Scheiße.“

„Und den Durchschlag nimmt sie mit nach Hause und heftet ihn ab!“ führe ich die Idee fort. Ich wähle den Wartungsdienst der Stadt an. Es dauert eine Weile. Jeder hört sich die Beschreibung des Problems an, immer wieder werde ich weitervermittelt. Ich muß schon sagen, die meisten Leute, mit denen ich spreche, begreifen sehr rasch, was ein unbegrenztes Vollaufen der Auftriebszellen bedeuten könnte. Das Verständnis des Problems erfordert offenbar keine übergroßen intellektuellen Ressourcen. Nur kurz denke ich daran, daß ich auf diese Weise ein Gerücht in der Stadt in Umlauf setze.

Als sich endlich ein Software-Fachmann gefunden hat, der mit der Steuersoftware der Stadt befaßt war und auf dem Weg zu uns ist, fällt mir etwas ein:

„Wir haben doch Pumpen? Können wir nicht das Eindringen des Wassers mit den Pumpen kompensieren?“

„Ne.“ murmelt Rodrigo, „Die Zu- und Ableitventile sind eine einzige Baugruppe. Es geht nur entweder-oder. Solange die Einlaßventile offen sind, sind die Pumpen blockiert.“

„Scheiße.“

Ich lasse mich auf den Kontrollsitz fallen. Der Wind rüttelt heftiger am Turm. Er zittert nicht ein bißchen. So stabil ist hier alles gebaut. Es ist doch eigentlich völlig undenkbar, daß dieses alles zerstört werden könnte. Diese Stadt ist älter als ich selbst, und seit ich denken kann, habe ich sie immer für ähnlich unsinkbar gehalten wie einen richtigen Kontinent.

3. Die Stadt

Immerhin, dieses ist die einzige Stadt dieser Art. Seit die Weltbevölkerungskonferenz von 2088 beschlossen hat, die Erde von menschlicher Besiedlung vollständig zu befreien (Was das Bonmot 'Weltentvölkerungskonferenz' geprägt hat), gibt es klassische Städte auf dem Land nicht mehr. Zwischen 2018 und 2088 gab es den Begriff der Ökoreserve. Von der Weltbevölkerungskonferenz wurde durchgesetzt, daß jedes Land mindestens die Hälfte seines Territoriums aus jeglicher landwirtschaftlicher oder industrieller oder besiedlungsmäßiger Nutzung freizustellen habe. Außerdem wurden sehr restriktive Obergrenzen für die Bevölkerungszahlen der einzelnen Nationen eingeführt und durchgesetzt. Das war die Zeit, in der das Wort 'Pronatalist', also die Bezeichnung für einen Menschen, der drei oder mehr Kinder gezeugt oder geboren hat, zu einem Schimpfwort wurde. Zu einem Schimpfwort und einem Programm – eben dem globalen Bevölkerungskontrollprogramm.

Dann, mit dem starken Aufleben der Raumfahrt um 2065 und der folgenden Besiedlung der Planeten verlegte sich der Bevölkerungsschwerpunkt, dem Schwerpunkt der Industrie und den ökologischen Vorgaben folgend, in die außerirdischen Gebiete. Es war eine Kostenfrage – die umweltbedingten Restriktionen machten auf der Erde jede industrielle Tätigkeit zu teuer. Und die Weiterentwicklung der Fleischmann-Pons Reaktoren hatten die für die Nutzung der außerirdischen Gebiete notwendige Energie billig und überall problemlos verfügbar werden lassen.

Da die Bevölkerungsdichte auf der Erde immer weiter sank, schien es eines Tages opportun, die Erde, als Wiege der Menschheit, unter einen Generalnatur- und Denkmalsschutz zu stellen. Das war 2088. Der folgende Restexodus dauerte noch seine Zeit. Da gab es aber auch noch den Tourismus. Letzterer hätte eine völlige Entvölkerung der Erde unmöglich gemacht, wenn nicht um 2114 die ersten Sternenschiffe gebaut worden wären. Das lenkte das Interesse eines großen Teils der reisewilligen Bevölkerung in diese bisher unerreichten Fernen, und diese Gelegenheit nutzte man, den Naturparkstatus der Erde zu festigen. Außerdem gab es, als touristische Alternative, bereits Orbitalstädte mit beträchtlichen ausgedehnten Naturparks und Wildlandschaften.

Die schwimmende Stadt war die einzig übriggebliebene Besiedlung. Sie war organisch im Laufe der Zeit aus einzelnen schwimmfähigen Segmenten zusammengewachsen, beherbergte eine Zeitlang den größten Raumhafen der Erde und wurde dann allmählich zu einer schwimmenden Hotelstadt umfunktioniert. Das öde, weite Raumhafengelände und die kahlen Werkshallen waren inzwischen längst einer aufgelockerten Waldlandschaft auf der Oberfläche der Stadt und einer Atmosphäre des gepflegten Luxus im Inneren gewichen. So beherbergte sie den gesamten Touristenstrom von den Außenwelten. Landexkursionen an ausgewählten, ökologisch unbedenklichen Plätzen, Überfliegungen von ausgewählten Landschaften und Luxus innerhalb der Stadt selbst waren die Attraktionen. Wer es sich leisten konnte, lebte ständig hier. Damit war die Stadt die Manifestation des Wunsches eines Teils der Menschen nach ihrem Planeten. Heutzutage können sich nicht viele Menschen die Erfüllung dieses Wunsches leisten, jedenfalls nicht auf Dauer.

Die Stadt hat keinen Namen bekommen. Da es jetzt nur noch eine derartige Stadt gibt, braucht sie auch keinen. Es hat damals Streitereien um den Namen gegeben, die niemals in einen Konsensus mündeten. So ließ man es dann.

Die Stadt ist auf allen Weltmeeren zu Hause. Ihr eigener Antrieb läßt maximal eine unbedenkliche Geschwindigkeit von 36 Stundenkilometern zu, meistens jedoch wird sie mit wesentlich geringerer Geschwindigkeit gesteuert. Es dauert im allgemeinen einige Jahre, bis sie nacheinander alle Ozeane der Erde aufsucht hat. Dem Land darf sie sich aber nirgends auf Sichtweite nähern, um eine Wechselwirkung der Bordflora und Fauna mit den Biotopen des Festlandes zu vermeiden.

Wenn sich die Stadt in den gemäßigten Breiten aufhält, dann wird sie von vielen Raumschiffen angesteuert, die den Verkehr mit der Außenwelt aufrechterhalten. Touristen kommen und gehen, Industriegüter werden geliefert und Problemabfälle werden entfernt. Ein Teil der Stadtoberfläche wird dann als Raumhafen genutzt, bis auf die ganz schweren Schiffe, die im Wasser landen können. Selbst unter diesen günstigen Umständen ließe sich eine Evakuierung der Stadt durch Raumfahrzeuge höchstens in vielen Wochen bewerkstelligen, und die Kosten wären enorm.

In höheren Breiten der Erde jedoch, wie hier im Nordatlantik, ist der Verkehr mit den Außenwelten sehr stark eingeschränkt. Auf oder neben der Stadt zu landen ist viel zu gefährlich, und etwa das Übersetzen vieler Menschen in ein da draußen, in diesen Wogen schwimmendes Raumschiff wäre mit Verlusten verbunden. Dazu kommt noch, daß der Plan einer Evakuierung ‘nach oben’ nicht aus dem Stand in die Wege geleitet werden kann. Die im ganzen Sonnensystem verteilten, geeigneten Raumschiffe müßten ja erst einmal Kurs auf die Erde nehmen. Das dauert Monate, bis auch die letzten hier sind. In der Zeit würde die Stadt bei ihrer gegenwärtigen Sinkgeschwindigkeit nicht mehr existieren.

Um die Evakuierung mit Bordmitteln steht es genauso schlecht. Es gibt Boote und Flugzeuge, die für die verschiedensten touristischen Unternehmungen eingesetzt werden können. Aber es sind zu wenige, um die gesamte Bevölkerung der Stadt über große Entfernungen etwa auf das Festland zu verfrachten. Und unter den herrschenden Wetterbedingungen ist dieses Unternehmen sowieso aussichtslos. Die Flugzeuge zum Beispiel sind zum größten Teil mit Schwimmern ausgerüstet, um nicht noch mehr Landebahnen auf der Oberfläche der Stadt unterhalten zu müssen. Diese Flugzeuge brauchten eine ebene Wasserfläche zum Landen und zum Starten. Nicht diese fünfzehn Meter hohen Wasserberge da draußen, die so aussehen, als wollten sie die Bordwände der Stadt zerschlagen und tausende und abertausende Tonnen Wasser in die Gänge und Anlagen der Stadt werfen, wenn man sie nur ließe.

Wie man das Problem auch wendet, es bleibt immer dabei: Eine irgendwie geartete Evakuierung ist nicht machbar. Das Überleben der ganzen Stadtbevölkerung hängt von der Unversehrtheit der Stadt selbst ab.

4. Der Spezialist

Rodrigo stößt mich an. Der Softwaretechniker ist erschienen – ich habe es nicht bemerkt. War wohl in Gedanken. Die Begrüßung ist knapp. Sein Name ist Miesner, und er ist Informatiker, etwa so alt wie ich, hochgewachsen und schlank und Kompetenz ausstrahlend. Er hat Stapel von Listings mitgebracht und setzt sich sofort in den Kontrollsitz vor der Haupt-

konsole. Die Listings läßt er neben sich auf die Konsolenablage plumpsen. Es ist mir etwas unklar, warum er solche Datenmengen auf Papier ausgedruckt mit sich herumschleppt, wo es doch elegantere Möglichkeiten für so etwas gibt, aber ich sage nichts.

Er will sich zunächst vorführen lassen, was wir beobachtet haben. Diesen Wunsch können wir ihm erfüllen. Zum vierten Male erscheint die geheimnisvolle Meldung.

„Das schaut nicht gut aus,“ sagt er sachlich, so, als ob er eine Bemerkung über zuviel Zucker im Kaffee macht, „Der Runtimefehler 093.942, Status urgent, eine nicht-identifizierbare exception TASKING-ERROR. Nicht identifizierbar vom Ursprung aus. Es ist ein Rendezvous-Fehler.“

„Aha.“ sage ich. Es scheint im Moment das gescheiteste zu sein.

„Ich habe hier eine Liste mit allen Punkten, wo eine vordefinierte exception generiert werden könnte. Allerdings würde sich das RTS dann nicht mit ‘unidentified’ melden. Also kommt alles, was in dieser Liste steht, nicht in Frage. Es ist kein gewöhnlicher Deadlock. Das haben wir im Design auch durchgehend umgangen, es sollte also nicht vorkommen, grobe Denkfehler mal außen vor. Können Sie mal vormachen, was sie alles getan haben, bis es zu dieser Situation gekommen ist?“

Schon wieder. Ich erkläre ihm, daß das nicht geht. Da ich das Einlaufen des Wassers in die Auftriebszellen nicht abstellen kann, kann ich auch nicht vormachen, wie ich es heute morgen um vier Uhr angestellt habe. Er muß sich mit einer verbalen Beschreibung begnügen.

„Also noch einmal,“ sagte er, „damit wir uns da richtig verstehen, Fräulein Pemberton.“

„Frau Pemberton.“ berichtige ich, mit einem Tonfall deutlich unter Zimmertemperatur. Peinliche Pause. Nicht meine Schuld – habe ich diese alberne Bezeichnung verwendet?

„Frau Pemberton. Sie haben die Reaktoren angestellt. Alle?“

„Ja.“

„Und dann haben Sie die Vortriebsmaschinen angeschaltet, obwohl die Reaktoren zu dem Zeitpunkt noch keine Energie geliefert haben?“

„Ja.“

„Und das geht? Reaktortechnisch, meine ich.“

„Ja, warum nicht? Die Generatoren sind beim Anlaufen eben gleich belastet. Das ist vorgesehen. Ist sogar günstiger als erst bei voller Drehzahl die Last zuzuschalten, weil die plötzliche Stromentnahme schlagartig große Kräfte in den Ankerwicklungen der Generatoren entfaltet. Diese Turbinen sind sogar naßdampffest, was immer das bedeuten mag, aber es wurde für den Fall des langsamen Hochfahrens in den technischen Unterlagen als wesentliche Eigenschaft beschrieben.“

„Und durch das plötzliche Zuschalten der Last können die Generatoren Schaden nehmen?“

„Natürlich nicht, das können sie ab. Dafür sind sie konstruiert. Wenn man sie nicht gerade bei maximaler Drehzahl kurzschließt, dann gehen sie eben nicht kaputt. Man kann mit dem Zuschalten der Last warten, bis die Reaktoren voll da sind, oder man kann es früher machen. Es bleibt sich eigentlich gleich.“

„Für die Reaktoren und die Antriebsmaschinen vielleicht,“ denkt Miesner laut nach, „aber nicht für die Steuer- und Lastverteilungsalgorithmen.“

„Wieso denn nicht?“

„Weil sie versuchen, eine Lastverteilung mit nicht laufenden Antriebsmaschinen zu erreichen. Das geht nicht.“

„Na und?“

„Wenn das System merkt, daß die Lastverteilung offenbar wirkungslos bleibt, dann legt es andere Modelle der Stadt an als es der Fall wäre, wenn diese Situation nicht einträte.“

„Aber das System experimentiert doch am laufenden Band mit alternativen Stadtmodellen?“

„Schon. Aber es ist immer eines dieser Modelle als das aktuell gültige definiert. Von diesem werden neue Variationen erzeugt. Wenn nun eine Inkonsistenz zwischen dem, was das System tatsächlich tut, und dem, was das System glaubt zu tun entsteht, dann wird es völlig unvorhersehbar, wie das aktuelle Stadtmodell aussieht. Wenn Sie also schon häufiger den Antrieb der Stadt auf diese Weise gestartet haben, dann läßt das darauf schließen, daß dieses inkonsistente Modell der Stadt wieder korrigiert wird, wenn die Antriebsmaschinen beginnen, Wirkung zu zeigen. Gewissermaßen spürt das System seine Kraft und die Wirkung der Kraft und findet damit zur Realität zurück.“

Der Miesner redet schon so, als wäre er auf diesem Arbeitsplatz zu Hause. Jedenfalls weiß er, wovon er spricht. Es ist vertrauenerweckend, obwohl er noch nicht zu erkennen gegeben hat, ob er das Problem nun lösen kann oder nicht.

„Sie können sich das vielleicht so vorstellen, als ob ein Mensch, dessen Beine sich gerade von einer großen, örtlichen Betäubung erholen, versucht, wieder laufen zu lernen. Die zunächst fehlende Wirkung der Willensentscheidung zum Laufen auf die Muskeln führt tatsächlich dazu, daß man versucht, sehr viele sinnlose Muskelbewegungen zu machen. Erst mit Wiederkehren des Gefühls in den Beinen lernt man wieder, sinnvolle Nervenimpulse an die Beine zu schicken. – Das Beispiel hinkt natürlich etwas, weil wir es im Stadtrechner nicht mit neuronalen Strukturen zu tun haben.“

„Das habe ich ungefähr verstanden,“ unterbricht Rodrigo, „Es ist also so, daß, wenn die Vortriebsmaschinen nicht laufen, das System sich Illusionen über die mechanische Natur der Stadt macht. Aber eben weil die Vortriebsmaschinen nicht oder noch nicht laufen, hat das keine Auswirkungen.“

„So kann man es auch ausdrücken.“ sagt Miesner.

„Was ist denn mit den Vortriebsmaschinen, die schon eingeschaltet waren?“

„Bei einem zu geringen Antrieb wird auf die Lastregelung verzichtet. Erst, wenn alle Antriebsmaschinen und die zugehörigen Reaktoren vergleichbare Leistungen liefern können, dann werden die Antriebsmaschinen, die schon in Betrieb waren, ebenfalls von dem Lastverteilungsalgorithmus mit übernommen.“

„Aber dann verstehe ich nicht, wieso die Flutung der Auftriebszellen gestört wird.“

„Das ist auch noch keine Erklärung. Ich stelle nur gerade fest, daß Sie im Dienst gelegentlich Dinge machen, die wir im Design des Systems nicht vorgesehen haben. Ob das nun relevant für ihr Problem ist, das weiß ich noch nicht. Ich halte nur folgendes fest: Die numerischen Stadtmodelle waren in einem vielleicht nicht wirklichkeitskonformen Zustand. Das kann etwas bedeuten, muß aber nicht. Ich nehme fast an, daß es etwas bedeutet.“

„Warum?“ frage ich.

„Weil, wie Sie sagen, Ihre nächste Aktion war, die Flutung der Auftriebszellen zu stoppen. Auch dies ist rechnergestützt, wie Sie wissen. Auch für die Flutung der Auftriebszellen wird das numerische Modell der Stadt benötigt.“

„Und?“

„Ich nehme an, daß es bei dem Zugriff auf dieses Modell der Stadt zu einem Deadlock gekommen ist. Die Steuerung der Flutung der Auftriebszellen und die Steuerung der Antriebsmaschinen werden nämlich von verschiedenen Tasks verwaltet.“

„Das glaube ich nicht,“ sagt Rodrigo, „wenn es so wäre, dann würden diese Deadlocks ja schon im Normalbetrieb auftauchen. Wir haben mit dem System aber nie Schwierigkeiten gehabt.“

„Der Unterschied“ vermutet Miesner „liegt in der Vielzahl neuer, experimentell generierter numerischer Stadtmodelle. Das muß, irgendwie, diesen Deadlock oder was immer es ist, verursacht haben.“

5. Arroganz

Der Zentrallift summt. Das hat mir gerade noch gefehlt. Ihre Majestät, die Straub ist da. Schichtleiterin von Beruf und Charakter, zeitweise während der Schicht abwesend. Letzteres ist ihre einzige erfreuliche Eigenschaft.

Zunächst wirft sie uns keinen Blick zu sondern stolziert zu dem Tisch, wo das Logbuch liegt. Da wird sie wohl nichts Interessantes finden. Außer dem Routineeintrag von heute morgen, als ich begann, die Auftriebszellen zu fluten, habe ich nicht Zeit für eine weitere Zeile gefunden.

Tatsächlich überfliegt sie die letzten Eintragungen. Dann kommt sie auf uns zu. Miesner und sie kennen sich wahrscheinlich nicht, das merkt man daran, daß sie sich gegenseitig kaum beachten. Sie durchbohrt Rodrigo mit ihren Blicken:

„Was machen Sie hier? Sie haben doch keinen Dienst?“

„Wir haben ein Problem. ...“ versuche ich einzuwerfen, aber:

„Sie habe ich nicht gefragt!“ Und zu Rodrigo: „Was machen Sie hier? Der Aufenthalt im Turm ist nur dienstlich gestattet.“

„Sind Sie denn dienstlich hier?“ erkundigt Miesner sich höflich. Mir bleibt die Spucke weg. Er kann sie tatsächlich noch nicht kennen. Die Straub sieht ihn an. Fehlen ihr jetzt die Worte? Das kommt doch eigentlich kaum vor. Die Straub hat nie einen Deadlock.

„Allerdings. Ich bin die Schichtleiterin. Und was sind Sie?“

Versprecher? ‘Was sind Sie’, statt ‘Wer sind Sie’ zu fragen? Die Straub bringt es fertig und hat genau das gemeint.

„Dr. Robert Miesner, von GENERAL CRAFTS.“ Die Firma GENERAL CRAFTS wird sie wohl kennen. Daraus könnte man auch den Zweck von Miesners Hiersein erraten. GENERAL CRAFTS war einer der Hauptkontraktoren beim Bau der Stadt. Die haben noch mehr als bloß die Software hergestellt. Da die Stadt über eine Betreibergesellschaft von der WBK verwaltet wird, ist das Verhältnis der Stadtverwaltung zu GENERAL CRAFTS etwa das eines Kunden zu einer Firma. Das heißt, die Hierarchien beider Organisationen haben nichts miteinander zu tun. Das wiederum heißt, die Straub ist unsicher, wie sie mit Miesner umgehen kann. Wie schön.

Die Straub mustert ihn von oben bis unten. Akademische Titel sind ihr auch ein Greul. Sie muß fürchterliche Komplexe haben. Wir wissen natürlich, daß sie seinerzeit zwei Studiengänge in den Sand gesetzt hat.

„Und?“

„Ich habe hier zu tun. Sie sind doch informiert worden.“ Er wendet sich wieder seinen Papieren zu. Abneigung auf beiden Seiten. Wenn Antipathie brennbar wäre, dann wären wir jetzt in Lebensgefahr. Das erinnert mich daran, daß wir das in der Tat ja auch sind.

Die Straub kann natürlich nicht zugeben, daß sie schon wieder das wenige vergessen hat, was ich ihr am Visiophon gesagt habe. Aber wissen tät sie schon ganz gerne, was eigentlich los ist.

Miesner rettet uns, ohne es zu beabsichtigen, über die peinliche Situation hinweg. Er denkt laut nach:

„Da ist eine Möglichkeit. Es gibt Optimierungen. Wenn ein numerisches Modell der Stadt neu generiert werden muß, dann ist es entweder sehr unterschiedlich oder nur wenig unterschiedlich von den Modellen, die schon da sind. Wenn es nur wenig unterschiedlich ist, dann ist es effektiver, ein vorhandenes Modell der Stadt zu nehmen und die notwendigen

Zahlenwerte zu ändern. Manchmal wird auch ein Subsystem der Stadt neu generiert und an ein vorhandenes mit geeigneter Verpointerung angeschlossen. Wenn das Modell sich jedoch in sehr erheblichem Maße von allen anderen, schon vorhandenen Modellen unterscheidet, dann wird ein völlig neues Modell allociert. Es ist dann unter dem Strich weniger aufwendig.“

Dumpf kann ich mich erinnern, daß ‘Verpointerung’ irgend etwas mit Adressenverweisen in einem Computer zu tun hat. Wenn Rodrigo es auch nicht so genau weiß, dann läßt er sich es wenigstens kaum anmerken: „Hört sich logisch an,“ sagt er, „Dann sind, wegen der starken Variationen des Stadtmodells, vorübergehend viele völlig neue Stadtmodelle erzeugt worden?“

„Ja. Einerseits muß man schon sehr verschwenderisch mit dem Rechner-Speicher umgehen. So ein Modell ist schließlich viele Gigabyte groß. Andererseits darf man das auch. Speicher ist ja billig, und der Stadtcomputer hat sowieso genug davon. Andererseits ist das mit den dynamischen Datentypen so eine Sache. Wenn man dauernd welche erzeugt und wieder vernichtet, dann steht sehr viel Schrott im Speicher rum. Man kommt nicht umhin, irgendwann einmal eine Garbage-Collection in die Wege zu leiten. Wann das genau geschieht, darauf hat der Anwender wenig Einfluß, jedenfalls bei dem Programmiersystem, das wir verwendet haben. Den Zeitpunkt einer Garbage-Collection entscheidet das Runtime-System ziemlich selbstständig. Wenn man sowas vermeiden will, dann darf man eben nicht dauernd so gigantische dynamische Datenstrukturen wie das Stadtmodell verwenden und neu erzeugen. Aber in dem Punkt hatten wir ja keine Wahl.“

So ungefähr verstehe ich, was er meint. Elementares Programmieren gehörte natürlich auch zu unserer Ausbildung, wenn das in der praktischen Tätigkeit einer Stadttechnikerin auch kaum vorkommt. Deshalb habe ich ja soviel wieder vergessen.

„Dann ist,“ nimmt Rodrigo den Faden auf, „einer der Algorithmen falsch? Denn so eine Garbage-Collection sollte doch für das Anwenderprogramm praktisch unsichtbar ablaufen?“ Er hat mal programmiert, vermute ich. So gut kenne ich meine Kollegen nun auch wieder nicht.

„So ist es,“ sagt Miesner, „Gewissermaßen werden dem arbeitenden Programm die Datenobjekte unter dem Hintern verschoben und alle Adressenverweise auf den neuesten Stand gebracht. Das ist ein bißchen rechenaufwendig, aber das Ada-RTS kann das.“

„Ada-RTS?“ frage ich.

„Ada-Runtime-System. Das ist eine Bezeichnung aller Routinen – können Sie Ada?“

6. Die Supersprache

„Ich? Nein. Ich hatte einen Kurs in Extended-Modula-2112.“

„Ah. Die Konkurrenz.“ Miesner lächelt nicht einmal bei der Bemerkung, und ich weiß nicht, wie sie gemeint ist. Ich weiß wohl, daß es zwischen den Anwendern verschiedenen Programmiersprachen so etwas wie Glaubenskämpfe gibt, aber worum es da geht, das weiß ich nicht.

„Das Runtime-System ist die Sammlung aller vordefinierten Routinen, die ein Programm mal brauchen könnte. Das ist in Ihrem Modula genauso. Wenn Sie nur ein Wort auf den Bildschirm schreiben, dann rufen Sie in Wirklichkeit diese vorbereiteten Prozeduren auf, die das für sie erledigen. Wie die Bildschirme mit dem Rechner zusammengeschaltet sind, das brauchen Sie alles nicht mehr zu wissen. Genauso ist es mit der Garbage-Collection. Der Anwendungsprogrammierer soll sich nicht auch noch darum kümmern müssen. Wenn er sich aber darum nicht kümmern MUSS, dann bedeutet das aber auch, daß er sich unter Umständen auch nicht darum kümmern KANN.“

Ich mag den Herrn Miesner. Manche Fachleute kommen einem so hochgestochen, daß man wie ein Dummkopf dasteht, der nicht begreift, wovon die Rede ist. Der Miesner ist aber aus anderem Holz. ‘Sie haben Ihren Job gelernt, und ich den meinen. Und ich erkläre Ihnen jetzt aus meinem Job etwas so klar wie möglich, weil Sie das jetzt verstehen müssen und auch verstehen können.’ Das ist ein Stil. Nicht so etwas wie ‘Wenn Sie nicht verstehen, wovon die Rede ist, dann stören Sie wenigstens nicht den Unterricht.’ So etwa würde die Straub reagieren. Ich schiele ihr nach. Sie steht in einiger Entfernung und hört uns zu. Ihre Art, einem so ab und zu

mal eine gepflegt reinzurempeln und ganz allgemein auf dem Selbstbewußtsein der Mitarbeiter herumzutrampeln, kommt im Moment noch nicht zum Zuge, weil sie den Miesner nicht einschätzen kann und weil sie auch noch nicht genau weiß, was eigentlich vorgefallen ist. Das wiederum kann sie nicht zugeben.

„Wenn Sie Modula können,“ fährt Miesner fort, „dann wissen Sie, daß es so etwas gibt wie Programmteile, die parallel laufen können. In Ada gibt es das auch. Da nennt man sie Tasks, nicht Co-routinen wie in Modula. Das ist aber nur eine Namensakrobatik. Im Prinzip ist beides dasselbe.

„Wie ich schon erwähnt habe, besteht das Steuersystem der Stadt aus einer ganzen Reihe von solchen Tasks. Und praktisch alle davon müssen mit den numerischen Modellen der Stadt rechnen. Einige davon dürfen die numerischen Modelle sogar verändern. Wenn das geschieht, dann darf nur eine einzige Task ein bestimmtes Modell verändern, und solange diese Veränderung abläuft, dürfen andere Tasks dieses Modell nicht einmal ansehen. Denn sonst könnte es ja vorkommen, daß erst ein Teil des Modells verändert worden ist, dann liest irgendeine andere Task etwas aus dem Modell, und erst danach wird die Änderung des Modells vervollständigt. Die Task, die vor, während und nach dieser Änderung Daten aus diesem Modell gelesen hat, hat deshalb Daten bekommen, die überhaupt nicht zueinander passen.

„Ein Beispiel. Stellen Sie sich vor, daß ein neues Stadtmodell aus einem alten erzeugt wird, indem die – numerisch dargestellte – Stadt in die Länge gezogen wird. Das würde zum Beispiel passieren, wenn jemand auf die Idee käme, nur die vorderen Antriebsmaschinen anzulassen und dadurch eine mechanische Streckbeanspruchung zu erzeugen.

„Die Task, die aus einem solchen Modell liest, könnte etwa geometrische Daten der rechten Stadtseite und der linken Stadtseite zu verschiedenen Zeiten lesen. Wenn nur eine der beiden Seiten der Stadt numerisch gedehnt worden ist, und die andere noch nicht, dann kommt die lesende Task zu der Ansicht, daß die Stadt gebogen worden ist. Je nachdem, was diese Task zu tun hat, kann das zu ganz unangemessenen Reaktionen führen!“

Mir kam das sehr einleuchtend vor. Ich nicke. Aus den Augenwinkeln sehe ich, daß die Straub auch nickt, bemüht, das schnell genug zu tun, so

daß es nicht so aussehen kann, als nicke Sie nur deshalb, weil ich es tue, oder weil es der richtige Zeitpunkt zum Nicken zu sein scheint.

„Es gibt ein paar Tricks, um zu verhindern, daß der fast zeitgleiche schreibende und lesende Zugriff verschiedener Tasks auf Daten zu einem Chaos führt. In der ersten Version der Sprache Ada gab es zum Beispiel das ‘pragma SHARED’, das mit den Namen von Variablen als Argument geschrieben werden konnte. In der nächsten Version der Sprache gab es dann schon die ‘protected types’. Mit beiden Sprachkonstrukten konnte sichergestellt werden, daß Zugriffe auf gemeinsame Daten sich nicht gegenseitig in die Quere kamen. Wenn eine Task eine Variable schrieb, dann hatte die nächste Task, die in diese Variable schrieb oder aus ihr las, eben zu warten, bis die vorherige Task mit ihrem Zugriff auf die Variable fertig war. Auf diese Weise wurden zusätzliche Synchronisationspunkte geschaffen, zusätzlich zu den entry-calls.“

„Entry-calls?“ frage ich.

Ein Anflug von schiefem Grinsen legt sich über Miesner’s Gesicht, wenn auch nur kurz. Das übliche Problem des Fachmannes: Zuhörer kommen nicht immer mit. Dann muß man die Zuhörer aufklären, ohne sie mit einem Hinweis auf ihren unvollkommenen Wissensstand vor den Kopf zu stoßen. Er kann das – in höflichem Tonfall fährt er fort:

„Entries sind gewissermaßen Prozeduraufrufe, die eine Task einer anderen zur Verfügung stellt. Ada-Fanatiker würden diese Erklärung für ungenau halten, aber es sagt das wesentliche. Bei einem Entry-call muß eine Task versuchen, einen Entry einer anderen Task aufzurufen, und diese andere Task muß auch tatsächlich bereit sein, diesen Entry-call zu bedienen, das heißt, den Code abzarbeiten, der diesem Entry zugeordnet ist. Deshalb ist auch das ein Synchronisationsmittel, und diese Art der Kommunikation bezeichnet man als synchrone Task-Kommunikation.“

„Aha. Nicht-Synchrone Task-Kommunikation hieße also, daß eine Task von einer anderen was will, diesen Wunsch mit einem Entry-Call absetzt und dann weitermacht, die andere Task sich aber durchaus Zeit lassen kann, bis sie dem Entry-call entspricht?“ vermute ich, die aufmerksame Schülerin spielend. Einem guten Dozenten muß man ab und zu zeigen, daß man mitdenkt.

„Asynchrone Task-Kommunikation. Ja, genau das ist es. Man konnte in dem alten Ada auch schon asynchrone Task-Kommunikation programmieren. Es war aber ein bißchen aufwendig. Man brauchte dazu im allgemeinen eine eigene Task als Mittler der asynchronen Kommunikation. Diese Task hatte dann nichts anderes zu tun als von anderen Tasks Botschaften entgegenzunehmen und bei Gelegenheit weiterzuleiten. Eine Briefträger-task, gewissermaßen.

„Aber wir wollen nicht abschweifen. Die späteren Versionen von Ada hatten mehr Möglichkeiten der Intertaskkommunikation. Und auch die Kommunikation über gemeinsame Variablen, die durch das ‘pragma SHARED’ diszipliniert worden waren, wurde erweitert.

„Dieses allererste Pragma galt zum Beispiel nur für skalare Variablen, also solche, die in einem Speicherwort abgelegt werden konnten – Ganzzahl-Variablen, Adressen, Gleitpunktzahlen. Das lag daran, daß die Hardware bei solchen Datenzugriffen die Unteilbarkeit der Speicheroperation im allgemeinen sowieso schon garantierte. Es war leicht zu implementieren. Es stellte sich aber heraus, daß, wenn man schon ein ‘pragma SHARED’ hat, dasselbe eigentlich potentiell für jeden Datentyp benutzt werden kann. Genau diese Spracherweiterung wurde in den nächsten Versionen von Ada mit aufgenommen. Die Compilerbauer hatten einiges zu tun – das Runtime-System muß auf die Einhaltung der korrekten Reihenfolge der Speicherzugriffe aufpassen.

„Aber Programmierer sind nie zufrieden. In Analogie zu Dateizugriffen wollten sie einen Mechanismus haben, der zum Beispiel den gleichzeitigen Mehrfach-Lesezugriff verschiedener Tasks auf eine Datenstruktur erlaubt. Dann wollten sie diese Optionen nicht nur als Pragma haben, die ein Compiler nach Belieben zurückweisen kann, sondern als obligaten Sprachbestandteil. All das ist in die verschiedenen, aufeinanderfolgenden Versionen der Sprache Ada aufgenommen worden. Ohne diese ständigen Adaptionen an die Erfordernisse der Anwenderprogrammiererprobleme hätte sich Ada auch kaum über mehr als ein Jahrhundert als primäre Programmiersprache gehalten.“

„Moment mal,“ unterbricht Rodrigo, „Modula ist aber auch schon älter als ein Jahrhundert!“

„Gerade wollte ich es sagen!“ stimme ich zu.

„Ja,“ sagt Miesner, „Für Ausbildungszwecke! Aber wer schreibt denn heute noch Anwendungen in Modula? Ernsthafte Anwendungen? Und wo sind die anderen Sprachen, die schon im zwanzigsten Jahrhundert definiert worden sind? COBOL? FORTRAN? PASCAL? RPG? PL1? APL? OCCAM? SMALLTALK? LISP? C?, C++? EIFEL? CORAL? JOVIAL? SIMULA?“

„BASIC!“ ruft die Straub dazwischen. Wir können unseren Triumph kaum verbergen. Miesner genießt die Rache kalt:

„Aber ich bitte Sie! BASIC ist ein Spielzeug! Sie nehmen aus allen anderen Sprachen dies und jenes, und es ist immer noch möglich, in BASIC mit minimalen oder gar keinen Einsichten über die Natur des Problems irgend-et-was zum Laufen zu bringen. Aber erwachsene Leute benutzen doch kein BASIC! BASIC ist für Software-Ingenieure etwa so nützlich wie Zucker für die Zähne! Eine Einstiegsdroge in die Kunst des Programmierens, neigt dazu, unwartbare Programmrüinen zu hinterlassen.“

Es geht einem richtig warm herunter, zu sehen, wie die Straub rot wird. Wir haben aber nicht die Zeit, persönliche Schläge abzutauschen. Miesner erinnert uns selbst daran.

„Worauf ich hinaus will ist, daß wir bei der Implementation des Zugriffes auf die gemeinsamen numerischen Modelle der Stadt verschiedene Methoden benutzt haben. Das ‘pragma SHARED’ findet man dort genauso wie die ‘OPEN-WRITE’ und ‘CLOSE-WRITE’ Anweisungen, die definierte Strategievorgaben des Zugriffes auf bestimmte Variablen für das Runtime-System vorgeben. Das sind Sprachelemente aus verschiedenen Generationen von Ada. Leider sind alte Sprachelemente in Ada, die durch neu hinzugefügte obsolet gemacht wurden, nicht aus der Sprache entfernt worden, weil man ja immer auf die Portierung von in älteren Versionen einer Programmiersprache geschriebenen Anwenderprogrammsystemen Rücksicht nehmen muß. Damit handelt man sich ein, daß eigentlich für manche Dinge zuviele Sprachmöglichkeiten offenstehen. Diese werden dann auch nebeneinander verwendet. Das kann man in der Praxis gar nicht vermeiden.

„Zurück zu unserem System hier im Stadtcomputer. Es sei nicht verschwiegen, daß da noch ganz anderer Pfusch passiert ist. Das ist in einem großen Software-Projekt unvermeidlich. Wir haben es erst später heraus-

gefunden, als das System schon längst im Einsatz war und offenbar zufriedenstellend funktionierte. Das heißt, man hätte die Reparatur nicht mehr ohne immense Kosten bewerkstelligen können. Da stand auch die Reputation der GENERAL CRAFTS auf dem Spiel. So erhielten wir von unserem Management Schweigegebot. Dieses werde ich jetzt brechen.

7. Ein Bug

„Wie Sie vielleicht wissen, gibt es in Ada die Möglichkeit, allen möglichen Krepel mit einem neuen Namen zu versehen, Prozeduren, Datentypen, Datenobjekte, Objekte, Ausnahmesituationen, Pakete, Task-Entries, Klassen. Man nennt das auch ‘Synonym-Vereinbarung’, oder aus dem Englischen ‘Renaming’. Das hört sich einfach an und ist es in den meisten Fällen auch – ausgenommen in solchen Fällen, in denen man Entitäten einen Namen gibt, die vorher selbst keinen eigenen Namen hatten.

„So kann man zum Beispiel einem Array-Element einen Namen geben, oder einer Slice, also einem Teil eines Arrays, oder einer Record-Komponente, oder einem dynamisch generierten Objekt oder einem Teil eines solchen Objektes, das nur über einen ‘access’-Wert erreichbar ist, also über eine Adresse. Manchmal gewinnt man dadurch etwas an Geschwindigkeit. Wenn man etwa einem Element eines zehndimensionalen dynamischen Array-Objektes einen eigenen Namen gibt, dann spart man sich zur Laufzeit die Rumrechnerei mit den verschiedenen Grenzen der verschiedenen Array-Dimensionen. Es findet praktisch nur noch ein Zugriff über eine Adresse statt, und diese Adresse muß man sich nur ein einziges Mal ausrechnen. Deshalb macht man das recht gerne.

„Andererseits, wenn man eine zehndimensionale Slice eines zehndimensionalen Arrays mit einem eigenen Namen versieht, dann sind an diesen Namen ja auch die Indexgrenzen dieser Slice gebunden, die dann in einem geeigneten Datenobjekt aufbewahrt werden müssen, um die Einhaltung der Indexgrenzen beim Zugriff auf diese Slice zu überprüfen. Nicht ganz einfach, wenn Sie bedenken, daß ein solches Objekt ja nicht einmal einen zusammenhängenden Speicherbereich belegen muß.“

Miesner kommt in Fahrt. Es ist, als ob er sich aussprechen müßte. Ich komme kaum noch mit, aber Miesner gehört zu den Menschen, die einem den Eindruck vermitteln, daß man wenigstens im Moment alles versteht. Ich werde noch mit Rodrigo genauer darüber sprechen müssen.

Einen Moment lang bemerke ich, wie die Straub zum Fenster hinaussieht. Sie langweilt sich. Wahrscheinlich versteht sie gar nichts, aber sie kann nicht eingreifen, weil sie immer noch nicht weiß, wie dienstlich dieses Gespräch nun wirklich ist. Wenigstens begreift sie, daß der Miesner hier nicht in seiner Eigenschaft als Hobby-Computerist, der er vielleicht auch ist, spricht, sondern aus dringenderem Anlaß.

Von der Stadtoberfläche ist jetzt überhaupt nichts mehr zu sehen, so dicht ist der Regen. Selbst durch diese dicken Scheiben hört man das schwache Grollen seines Aufschlagens, und es zucken jetzt auch häufiger Blitze hinter den Wolken. In diesen Breiten ist dieses Wetter fast die Regel. Im zwanzigsten Jahrhundert, bevor der Treibhauseffekt spürbar wurde, war es auf dem Nordatlantik ein bißchen besser.

Miesner fuchelt mit den Händen herum, als wolle er vor unseren Augen Speicherbereiche anschaulich in der Luft aufmalen. Es ist ihm wichtig, daß wir mitkommen.

„Diese Synonymvereinbarung ermöglicht also, auf einem alternativen Weg auf Objekte oder deren Teile zuzugreifen. Und das ist das Problem: Für solche Zugriffsbeschränkungen, wie sie durch das ‘pragma SHARED’ und seine Verwandten bewirkt werden, müßte auch der Zugriff über die alternativen Namen kontrolliert werden. Und da sich dieser Zugriff über eigens zu diesem Zwecke abgestellte Adressencontainer abspielt, müßten diese Adressen auch auf den neuesten Stand gebracht werden, wenn sich die Lage der Datenobjekte im Speicher ändert, weil gerade eine Garbage-Collection abläuft.

„Das ist beides implementiert: Zugriffskontrollen für Synonym-Objekte und Umsetzen der Adressen bei Garbage-Collections. Beides funktioniert – jeweils für sich alleine. Beides zusammen nicht. Oder sagen wir mal, es läßt sich nicht beweisen, daß es funktioniert. Der Aufwand bei der Implementierung des Compilers und des Runtime-Systems war einfach zu groß. Da gab es Budget-Kürzungen. Ich weiß das, weil ich bei jenem Compiler-Projekt tätig war. Ich ließ mich dann in ein anderes Projekt versetzen,

nämlich in die Herstellung des Steuersystems für diese Stadt, wo ich dann mit unserem eigenen Compiler aus der Anwendersicht konfrontiert wurde.“

Rodrigo kratzt sich am Kopf:

„Kann man das so ungefähr verstehen, warum Garbage-Collection, Synonymvereinbarung und pragma SHARED sich nicht vertragen?“

Miesner zuckte mit den Schultern: „Ich will mal ein Beispiel versuchen. Ich sage aber nicht, daß das Problem genauso aussehen könnte.

„Nehmen wir mal an, eine Datenstruktur wird zur Laufzeit auf Read-only gesetzt. Verschiedene Tasks dürfen sie also lesen, keiner darf schreiben. Teilen dieser Datenstruktur werde alternativ durch Synonymvereinbarung ein neuer Name zugeordnet. Auch über diesen Zugriffspfad dürfen mehrere Tasks in der Datenstruktur lesen. Dann schlägt eine Garbage-Collection zu.

„Die Garbage-Collection ist auch eine Task, die exklusiv dem Runtime-System zugeordnet ist. Sie setzt zunächst den Zugriff auf diese Datenstruktur auf ‘disable’. Damit werden alle laufenden Zugriffe angehalten. Dann wird der Speicher reorganisiert und ebenso die Zugriffsadressen auf die betroffenen Datenobjekte und eventuelle Puffer. Danach wird der Zugriff wieder auf read-only gesetzt, und das Lesen durch diese zugreifenden Tasks kann weitergehen. Wichtig zu merken: Während der Garbage-Collection sitzen alle Tasks, die gerade in dem Datenobjekt gelesen haben, untätig herum.

„Wer nicht untätig herumsitzt, ist oder sind die Tasks, die auf das Datenobjekt über einen anderen Namen zugreifen. Im Gegenteil. Da andere Tasks blockiert sind, kriegen sie sogar besonders viel Rechenzeit und besonders viele Prozessoren.

„Über den Umweg des Synonyms in das Datenobjekt schreiben dürfen diese Tasks auch nicht. Die Implementierung des ‘pragma SHARED’ und seiner Verwandten stellt das sicher. Was nicht funktioniert ist die Unterbindung des Lesens trotz der ablaufenden Garbage-Collection. Es wird zwar die Adresse, die dem alternativen Namen zugeordnet ist, während der Garbage-Collection ebenfalls umgesetzt. Doch, und das ist das wesentliche, eine kleine Weile lang ist diese Adresse nicht konsistent mit dem, was

tatsächlich im Speicher steht. Ein Lesezugriff kann also etwas ganz anderes liefern.

„Das erklärt aber noch nicht ihr Problem mit den blockierten Ventilen der Auftriebszellen. Da gäbe es verschiedene Möglichkeiten, und ich muß Ihnen auch gleich sagen, daß ich nicht die Informationen habe, zwischen ihnen eine definitive Entscheidung zu treffen.

„Eine Möglichkeit ist, daß die einem alternativen Namen zugeordnete Adresse wieder auf eine gültige Datenstruktur zeigt, so, wie es der diesem Namen zugeordnete Datentyp vorschreibt. Dann sind die Informationen in dieser Datenstruktur – also mit Sicherheit Teil eines Stadtmodells – in sich konsistent, jedenfalls so konsistent, daß das Programm nicht abstürzt. Nur – es ist ein falsches Modell. Dort kann zum Beispiel die Information liegen, daß die Ventile geschlossen sind. Sie waren es ja auch, heute morgen vor vier Uhr. Dann können sie natürlich nicht noch einmal geschlossen werden. Das würde die Stellmotoren beschädigen, und so etwas läßt das Programm nicht zu.“

„Großer Gott.“ murmelt Rodrigo.

„Eine andere Möglichkeit ist, daß wir, also daß das System sich in eine klassische Deadlock-Situation hineingesteigert hat, daß also die Tasks, die die Antriebsmaschinen, die Reaktoren und die Ventile der Auftriebszellen kontrollieren, sich alle gegenseitig blockieren. Ich glaube nicht so recht daran, aber als prinzipielle Möglichkeit können wir das einmal im Raume stehen lassen.“

„Aber – der Lastausgleich...“ sage ich.

„Genau.“ nickt Miesner, „Der Lastausgleich. Der funktioniert noch. Sowohl die Steuerung der Einlaufmenge in die einzelnen Auftriebszellen als auch die Steuerung der einzelnen Antriebsmaschinen im Hinblick darauf, daß sich keine Kraftfelder aufbauen, die die Stadt beschädigen, das alles funktioniert noch. Das sind nämlich wieder andere Tasks. Wir können sogar sicher sein, daß diese Tasks noch arbeiten. Gerade die Antriebsmaschinen, die Sie ja auf Vollast gefahren haben, sind bei weitem stark genug, die Stadt zu zerbrechen.“

„Das heißt...“ sagt Rodrigo, und ich fahre fort: „Daß wir nur zufällig noch am Leben sind.“

„So ist es.“

Ich sehe dem Gesicht der Straub an, daß sie anfängt, zu begreifen, was sich hier abspielt. Ich versuche, ihr zuvorzukommen. Wenn sie sich als Schichtleiter und Vorgesetzte aufspielt, dann ist an eine disziplinierte Arbeit sowieso nicht mehr zu denken. Außerdem – wie ständen wir dann vor dem Miesner da?

Miesner steht mindestens eine Minute lang vor dem Fenster, mit dem Rücken zu uns, und schaut den Wolken zu, wie sie um den Turm herum jagen und jede Sekunde die Sicht verändern. Manchmal können wir den Wald da unten nicht einmal ahnen, und der Kontrollraum des Turmes schwebt wie eine seltsame Ballongondel oder ein Raumschiff durch endlose Wolkenschichten, die sich vielleicht himmelhoch über der wilden Oberfläche eines fernen, gewalttätigen Planeten türmen. Dann, plötzlich und ohne Vorwarnung, sieht man unten doch wieder schwankende Baumwipfel, und man wundert sich, daß sie nicht schon alle abgerissen worden sind. Ob Miesner an das Wetter denkt, ob er die Urgewalten genießt, oder ob er im Geiste nur seine Speicherstrukturen durchforscht und neue Wege sucht, um dem Problem zu Leibe zu rücken? Vielleicht nimmt der den Zorn des Wetters gar nicht so recht wahr.

„Und doch“ sagt er schließlich, „ist das ja alles nur Theorie. Die eigentliche Ursache kann etwas ganz anderes sein. Etwas, woran wir ganz zuletzt denken. Zum Beispiel wurde während des Projektes mehrfach die Version des Ada-Compilers gewechselt. Was man aber nicht gemacht hat, um Rechenzeiten zu sparen, ist, das gesamte System noch einmal von vorne zu übersetzen. Das wäre am saubersten gewesen. Wir glauben zwar, daß die Bibliotheken von Compilerversion zu Compilerversion kompatibel sein sollten, aber ganz sicher kann man nie sein. Jede Änderung am Compiler kann Änderungen in den Datenstrukturen der Bibliotheken nach sich ziehen. Wer weiß, was wir da zusammengebunden haben.“

Ich weiß jetzt nicht, von welchen Bibliotheken er redet. Das einzige, was sicher scheint, ist, daß man überhaupt nicht mit vertretbarem Aufwand herauskriegen kann, woran das System nun krankt, sondern nur, daß es krankt. Wenn er noch länger nachdenkt, wird er wahrscheinlich noch mehr mögliche Ursachen herausfinden. – Ein Arzt würde in der analogen Situation mit Spannung auf die Autopsie warten, um zu erfahren, welche Diagnose denn nun richtig war!

Einen solchen Fehler in einem Programm nennt man, wenn ich mich recht erinnere, einen ‘bug’. Das heißt ‘Wanze’. Das Wort suggeriert eine Kleinigkeit – einen klitzekleinen Fehler eben, irgendwo in einem großen Programm, das sonst vielleicht richtig ist. Aber der kleinste Fehler kann große Auswirkungen haben.

„Was tun wir?“ frage ich. Eigentlich müßte ich die Antwort geben. Ich bin der nautische Stadttechniker, und ich bin im Dienst. Aber ich weiß nicht, was ich tun soll. Die Straub wird sich sicher eine geistige Notiz machen, daß ich einmal etwas nicht weiß.

„Stellen wir alle Handlungsoptionen zusammen.“ sagt Miesner entschlossen, nachdem er sich umgedreht hat und dem Wetter seinen Rücken zuwendet, „Wenn wir alles aufzählen, was man tun kann, und alles wegstreichen, was sofort zur Katastrophe führt, dann bleibt das übrig, was man tun muß. Das ist die Handlungsfreiheit des kompetenten Entscheiders. Eine andere hat er nicht. Nur Dummköpfe sehen Optionen, die nicht existieren.“

Große Worte. Hoffentlich hat die Straub das mitbekommen. Hat Miesner sie absichtlich so demonstrativ bei diesen Worten NICHT angesehen? Man kann nicht sicher sein, weil es ja eigentlich sehr viele Dinge gibt, die man zu einem gegebenen Augenblick nicht ansieht.

„Ventile zu geht nicht. Antriebsmaschinen aus geht auch nicht, das haben Sie ja auch schon ausprobiert.“

„Ne, habe ich nicht.“

„Oh, dann habe ich mich falsch erinnert. Versuchen Sie es, bitte.“

8. Noch ein Experiment

Ich setze mich wieder auf den Kontrollstuhl.

„Schalten Sie die Vortriebsmaschinen aus, Techniker Pemberton.“

Das darf doch nicht wahr sein! Da gibt es nur eine einzige Sache, was man als nächstes tun kann, die, deren Aufgabe es ist, genau das zu tun, fängt an, es zu tun, und diese Straub gibt die Anweisung, genau das zu tun, was niemand in Zweifel gezogen hätte zu tun, wenn sie nicht diese blöde Anweisung gegeben hätte, genau das zu tun! Muß sie wieder alle Welt auf

diese Weise daran erinnern, daß sie die Chefin ist? Das erinnert mich an einen Witz, den ich mal auf einem Englisch-Kurs gehört habe: Ein Pärchen wandert am Ufer eines Ozeans entlang. Er, ein bißchen romantisch, deklamiert: 'Roll on, big ocean, roll on'. Und Sie: 'Look! He's doing it!' Genauso kindisch ist die Straub. Nur lustig ist es nicht.

Genaugenommen steigt in solchen Momenten der Ärger in mir hoch. Das ist eine ganz bestimmte Form von Ärger, die sich einstellt, wenn Leute, die in irgendeiner Weise gegenüber einem selbst weisungsbefugt sind oder sich dafür halten, solchen spektakulären Blödsinn von sich geben. Beispiel einer häufigen Konstellation: man bekommt den Auftrag, zwei Tätigkeiten, A und B zu erledigen, fängt mit A an und wird dann gefragt, warum man nichts an B tut oder warum B noch nicht fertig ist. Wenn man dann A unterbricht, um B anzufangen, kann man sicher sein, daß demnächst nachgeforscht wird, was mit A los ist. – In solchen Momenten habe ich lebhaftige Gewaltvorstellungen.

Aber das würde nichts bringen, und man muß sich zwingen, kaum Gemütsregungen zu zeigen. Die Magensäure kocht umsonst und ätzt wahrscheinlich so ein bißchen an der Magenschleimhaut herum. Aber trotzdem ist die einzig richtige Antwort auf solche Situationen und solche Leute, diese in geeigneter Weise mit ihrer eigenen Inkompetenz zusammenstoßen zu lassen. Irgendwann auflaufen zu lassen, meinetwegen. Die Gelegenheit findet sich über kurz oder lang. Der Schaden, den man bei diesen Leuten und deren Karrieren anrichten kann, ist dann viel nachhaltiger als wenn man sich zu schnellen Reaktionen hinreißen ließe.

Bei der Straub ist mir das in der Vergangenheit allerdings nur sehr rudimentär gelungen. Die Gelegenheit war noch nicht sehr günstig, und sie scheut gegebenenfalls auch nicht vor klaren Falschaussagen zurück, um sich selber wieder in besseres Licht zu stellen. Dabei wirkt sie so überzeugend, daß man glauben könnte, sie sei von der von ihr vorgetragenen Revision des wirklichen Tatbestandes tatsächlich überzeugt. Leider wirkt das auch auf andere überzeugend. Man muß sie schon näher kennen, um Fassade und Person der Frau Straub auseinanderzuhalten, und um auf die Idee zu kommen, ihre Version des Tatbestandes genauer zu untersuchen.

Es würde ja sogar ausreichen, wenn man sie indirekt und subtil spüren ließe, daß alle um ihre Inkompetenz wissen. Es wäre für sie ein dauernder

Streß, dem sie, jedenfalls im Dienst, nicht enttrinnen könnte. Aber leider ist die Straub zu unsensibel, um diese Situation zu fühlen und darunter zu leiden. Jeder andere an ihrer Stelle hätte schon mal etwas genauer über sich selbst nachgedacht, und über die möglichen Gründe, warum man mit den Mitarbeitern nicht so reibungslos klarkommt.

Manchmal denke ich, wenn man eine Geschichte oder einen Roman schreibe und ließe so eine Person darin auftreten, denn wäre man als Autorin unten durch. Das würde kein Leser glauben, daß so einen Charakter in der Wirklichkeit tatsächlich vorkäme.

Dabei ist es schade, wenn die Gelegenheit für gutes Betriebsklima durch eine Führungsperson so gründlich verspielt wird. Ich halte Prinzipien wie gegenseitige Loyalität für sinnvoll und delegative Aufgabenverteilung für vernünftig. Ich habe im Prinzip nichts gegen Vorgesetzte. Solange jemand, der Weisungen erteilt, Kompetenz hat und die Verantwortung auf sich nimmt ist das völlig in Ordnung. Schließlich leben wir in einer arbeitsteiligen Industriegesellschaft. Wir könnten ein gutes Team sein, wir könnten die Frau Straub unterstützen, wir könnten erreichen, daß in ihren Schichten der Dienstbetrieb völlig reibungslos abläuft, reibungsloser als in anderen Schichten.

Wenn diese Frau nicht die personifizierte Reibungsfläche an sich wäre.

Die Vortriebsmaschinen auszuschalten gelingt in der Tat nicht. Es gibt ebensolche Meldungen wie die, die wir beim Versuch, die Ventile zu schließen, gesehen haben.

Der nächste Versuch betrifft die Reaktoren. Man könnte ja die Vortriebsmaschinen einfach aushungern, indem man ihnen den Saft abdreht. Und der bleibt automatisch weg, wenn man die Reaktoren abschaltet. Spätestens nach fünfzehn Minuten.

Es geht auch nicht. Mir wird wieder mulmig. Ich habe bereits weniger Macht über die Stadt als ich vermutet habe. In der ganzen Stadt verteilt werden Energieströme im Gigawattbereich erzeugt, die ich nicht mehr kontrollieren kann. Wahrscheinlich ist das schon so, seit ich das erste Mal versucht habe, die Ventile zu schließen. Es liegt wohl daran, daß die Navigation des Rechners immer noch funktionierte – wahrscheinlich auch eine nur für diesen Zweck arbeitende Task. Deshalb bin ich solange davon

ausgegangen, daß die meisten anderen Funktionen auch noch verfügbar sind.

„So. Die Situation wird klarer. Bemerkenswert klar. Die Ventile bleiben offen, und der Antrieb läßt sich nicht einmal drosseln. Die nächsten Vorschläge?“ Miesner sieht in die Runde.

„Rechner runterfahren? Nein. Geht nicht.“ Die Antwort kann ich mir selbst geben. Ohne den Stadtrechner, der ja noch teilweise funktioniert, würden uns die Vortriebsmaschinen zerreißen, und ein ungleichmäßigeres Einlaufen des Wassers in die Auftriebszellen würde ebenfalls über kurz oder lang zu nicht beherrschbaren Strukturschäden in der Stadt führen.

„Evakuieren?“ fragt Miesner.

„Habe ich schon dran gedacht. Geht nicht einmal bei schönem Wetter. Weder an Land noch nach oben. Außerdem sollten wir zuerst alle Optionen prüfen, die eine Rettung der Stadt mit einbeziehen.“

„Ja. Sie haben Recht. Ventile und Antriebsmaschinen – manuell aus? Es müßte genau gleichzeitig geschehen.“

Rodrigo schüttelt den Kopf.

„Es sind zu viele, und wir haben zuwenig Leute. Man braucht schweres Gerät, um da ranzukommen. Wir haben nicht genug. Umschalter und neue Kabel zu legen, um den Rechner und seine Stellmotoren zu umgehen, kostet Zeit. Viel Zeit. Ich würde schätzen, daß ich mit dem vorhandenen Personal drei Monate brauche. Vielleicht weniger, wenn sich unter der Stadtbevölkerung Freiwillige finden, die man einarbeiten könnte.“

Rodrigo denkt weiter nach.

„Sowohl die Pumpen als auch die Ventile sitzen auf dem Boden ihrer jeweiligen Auftriebszelle. Unter Wasser mit armdicken Starkstromkabeln herumzuhantieren – wie soll das gehen? Zu Wartungszwecken macht man eine Auftriebszelle leer! Und die Energieversorgung der Vortriebsmaschinen ist noch stärker – noch dickere Kabel, überall schwer zugänglich. Das gibt Tote, wenn wir nur versuchen, an diesen Kabeln herumzumanipulieren, egal, an welcher Stelle, und wir erreichen doch nichts. Herrgott, die ganze Stadt ist vom Stadtrechner abhängig! Das geht nicht darum, einen Klingeldraht neu zu verlegen!“

„Also läßt sich im laufenden Betrieb keine derartige hardwaremässige Umrüstung vornehmen? Ohne die Cooperation des Rechners?“ faßt Miesner zusammen.

„In den zwölf Tagen, die wir haben...“ Rodrigo denkt scharf nach, wie jemand, der versucht, 2 und 2 so zu addieren, damit vielleicht doch noch fünf rauskommt, „... in – nicht mal in zwanzig Tagen. Nein. Es geht nicht.“

„Und kann man nicht“ frage ich „am laufenden System Reparaturen machen – ich meine, am Computer? Speicherinhalte ansehen und umsetzen, wo notwendig?“

„Da bin ich nun wieder der Fachmann,“ sagt Miesner, „um das zu beantworten. Im Prinzip geht das. Wir haben Maschinenmonitore im System. Wir können in der Tat jedes Byte ansehen und ändern, im Hauptspeicher und auf den Massespeichern. Aber es nützt uns nichts.“

„Es handelt sich um ein Riesensystem. Millionen Zeilen von Quellcode. Wo der Compiler nun was hingepackt hat, daß ist sehr schwer herauszufinden, und sehr langwierig. Man kann ein solches System mit zusätzlichen Tabellen übersetzen, die das Debugging leichter machen – das ist aber hier nicht geschehen. Dazu kommt noch, daß man die ganzen dynamischen Datenstrukturen durchkämmen muß. Die stehen irgendwo im Speicher. Man kann sie nur über irgendwelche Adreßverweise erreichen, die vielleicht auch Teil einer dynamischen Datenstruktur sind, die wiederum über Adreßverweise erreichbar sind... und so weiter! Das sieht nicht so ordentlich aus wie im Quellprogramm: ‘array of record of array of irgendwas’. Das ist ein Chaos in Binärdarstellung! Und alles ändert sich dauernd, wird neu generiert, adressiert, im Speicher verschoben, kopiert, wieder ungültig gemacht! Milliarden von Bytes, die jede Sekunde dutzendfach ihre Bedeutung ändern!“

„Und sowohl die Fachleute, die das Steuerprogramm geschrieben haben als auch die Compilerbauer sind nicht hier – außer mir. Es ist Zufall, daß ich in beiden Projekten drin war. Und ich alleine schaffe es nicht. Nicht in der Zeit. Völlig unmöglich. Wahrscheinlich könnte ich es nicht einmal in der Zeit schaffen, die ich noch zu leben habe – unter den günstigsten Annahmen. Gibt es nicht noch etwas, was man tun kann – unter Umgehung des Stadtcomputers?“

Rodrigo schüttelt den Kopf: „Mir fällt nichts ein.“
„Mir auch nicht.“ sage ich.
„Dann,“ sagt Miesner, „wird die Stadt sinken.“

9. Verdikt

Es ist einige Sekunden ganz still. Jeder hört das schwache Trommeln des Regens auf den dicken, schrägen, überhängenden Glasscheiben des Kontrollturms. Und hinter den Nebelfetzen erhasche ich, ab und zu, einen Blick auf flatternde Baumwipfel und Stücke träge rollender Wogen, flaschengrün und grau, mit begischtem Haupt. Sollt ihr etwa Sieger sein? sage ich mir. Das ist ungerecht. Was haben wir nicht alles getan, in den letzten hundert Jahren, um diesen Planeten vom Menschen zu befreien. Der Irrweg der ökologischen Massenvernichtung ist vorbei. Jetzt sind nur noch wir hier, eine einzige Stadt, weitab von allem Festland, nur ab und zu höfliche Besucher auf die Gestade schickend, die der Mensch einst für sein ureigenstes Eigentum hielt. Es ist vorbei. Wir machen den Planeten nicht mehr kaputt. Er erholt sich und er hat sich schon erholt. Nur bitte: Nimm uns jetzt nicht diesen letzten Brückenkopf. Dieser Planet war die Wiege der Menschheit. Auch wenn wir das Elternhaus verlassen haben, um nie mehr heimzukehren, so nehmen wir doch einen Schlüssel mit, und Photos aus der Kindheit. Diese Stadt ist der Schlüssel und die Photos, und wir sind noch Gäste. Bitte, wirf uns nicht hinaus!

Und dann denke ich auch daran, wie kalt das Wasser sein wird, wenn es durch die Wände und Decken der Stadt bricht. Wiege der Menschheit oder nicht – dieser Planet kann immer noch zuschlagen. Das hat er zu keinem Zeitpunkt verlernt. Und was solls, wenn wir so dämlich sind und eine Stadt bauen, die sich selbst ersäuft? Das ist der Weg, auf dem die Evolution ihre Fehlleistungen beseitigt.

‘Dann wird die Stadt sinken’, hat es geheißen, und mit einem Male ist aus einer rein theoretischen Überlegung drohende Wirklichkeit geworden. Ein kollektives Todesurteil. Die Kompetenz desjenigen, der es ausgesprochen hat, die Ähnlichkeit mit meinen eigenen Überlegungen, die ich noch vor kurzem als ziemlich weit hergeholt abgetan hatte, der steinerne Ge-

sichtsausdruck von Rodrigo, der bestimmt protestiert hätte, wenn er in der Argumentationskette eine Lücke gefunden hätte, das alles macht das Urteil glaubhaft.

Und ich habe das alles in die Wege geleitet.

Die Straub findet zuerst die Worte:

„Was meinen Sie damit, ‘Die Stadt wird sinken.’? Wie kommen Sie zu so einer Behauptung?“

„Genau wie ich es gesagt habe: Die Stadt wird sinken. Ich sehe im Moment keine andere Möglichkeit.“

„Die Stadt wird nicht sinken. In meiner Schicht jedenfalls nicht.“ Und zu mir: „Was macht dieser Mann eigentlich hier?“

„Ich habe ihn hergeholt. Und Herrn Rodrigo Sanchez auch, um Ihnen diese Frage zu ersparen. Wir sind in einer Krise! Sie waren nicht von Anfang an dabei, ich erkläre es ihnen gerne noch einmal!“

„Darum möchte ich bitten!“

Da passiert etwas ganz Unerwartetes. Rodrigo erwacht aus seiner momentanen Erstarrung, steht auf und stellt sich vor sie hin, fast drohend.

„Nein,“ sagt er entschieden, „das bringt uns nicht weiter. Wir müssen mit Fachleuten reden, und nicht mit aufgeblasenen, egoschwachen Funktionären, die ihre Stellung auf wer weiß was für seltsame Weise erschlichen haben.“

Die Straub ist sprachlos. So hat noch nie jemand über sie oder mit ihr geredet. Aber Rodrigo hat recht. Entweder, wir schaffen es, die Stadt zu retten. Dann ist die Straub abgesägt. Oder wir schaffen es nicht. Dann sind unsere Arbeitsplätze sowieso im Eimer. Und wahrscheinlich auch unser Leben. Egal, ob wir es schaffen oder nicht, in beiden Fällen hängt unsere weitere Karriere nur von diesem Tatbestand ab, und nicht von irgendwelchen Aktionen der Straub. Wir sind in der günstigen Position, unserer Vorgesetzten unsere Meinung zu sagen. Von einem Moment zum anderen ist die formale Hierarchie unwichtig geworden. Rodrigo hat das schneller begriffen als ich.

Problem Nummer eins: Um überhaupt etwas zu tun muß die Straub weg. Schnell. Sie hält uns nur auf. Ich denke, ich weiß, was Rodrigo vorhat: Er will sie so reizen, daß sie ihm eine langt. Tätlicher Angriff eines Vorgesetzten gegen einen Mitarbeiter, und das vor Zeugen. Reicht aus als Be-

gründung für Notwehrmaßnahmen. Frage nur, wer macht's? Sieht so aus, als ob Rodrigo sich dafür opfert.

„Sehen Sie, Frau Straub, es ist jetzt vielleicht wirklich besser, wenn Sie nach Hause gehen und sich ausruhen.“ Säusele ich sie an. „Wir müssen jetzt ohnehin den Stadtkommandanten benachrichtigen, und den ganzen Stadtrat. Es wird vielleicht voll, hier oben im Turm. Da ist es besser, wenn sie nicht im Wege stehen.“

„Ja,“ sagt Miesner, nicht direkt gegen die Straub gewandt, „wir brauchen alle hier, die sich mit der Technik der Stadt auskennen.“ Nach einer Pause: „Nur fähige Leute.“ Ohne sie direkt anzusehen, versteht sich.

Rodrigo schreitet zur Tür des Zentralschachtes und öffnet sie. „Bitte.“

Die Straub blickt wie ein Raubvogel in die Runde. Aber sie ist völlig aus der Fassung. Ruckartig bewegt sie sich auf den Schacht zu.

„Sie werden sich noch an diese Stunde erinnern!“ ruft sie im Hinausgehen. Eine gnädige Tür schließt sich hinter ihr. Wie ich Türen liebe!

„Das habe ich jetzt nicht verstanden,“ meint Miesner belustigt, „Ich denke, an diese Stunde werden wir uns mit Sicherheit den Rest unseres Lebens erinnern – wie lang das auch sein mag.“

„Denken Sie nicht mehr an sie.“ sagt Rodrigo, „Sie ist jetzt nicht mehr wichtig. Wir sind sogar formell im Recht. Wir haben sie ja nur gebeten, nach Hause zu gehen und sich zu schonen. Und das hat sie gemacht. Sie hätte ja hierbleiben können – dann hätten wir uns eine andere Methode, sie loszuwerden, ausdenken müssen.“

„Aber – wie kommt diese Person in diese Position? Sie ist doch ihre Vorgesetzte, nicht wahr? Jedenfalls benimmt sie sich so.“

„Das ist auch das einzige, was sie kann – sich wie eine Vorgesetzte zu benehmen. So, wie sich der kleine Fritz eine Vorgesetzte vorstellt. Denken Sie an Kinder die 'Büro' spielen. Einer macht den Dienststellenleitenden. Sehen Sie – das ist die Straub. Fragen Sie mich nicht, wie sie es in diese Position geschafft hat. Ich weiß es nicht. Niemand weiß es.“

„Themawechsel,“ sage ich, „Entschuldigt, aber jetzt muß ich die Vorgesetzte spielen. Ich bin immer noch nautischer Stadttechniker im Dienst. Wir müssen kein Urteil über die Straub fällen, sondern die Stadt retten.“

„Ja, das müssen wir.“ nickt Rodrigo, „Und noch etwas anderes müssen wir: Inzwischen wird die Gerüchteküche arbeiten. Ich wundere mich so-wieso, wieso noch keine Anfragen gekommen sind.“

„Das wird noch passieren. Die Anfragen gehen zuerst in die Leitwarte. Bei den ersten zwei Anrufern werden die an einen Spaß denken. Dann fragen sie hier nach. Ich wette, es dauert nicht mehr lange.“

In diesem Moment surrt das Visiophon.

„Seht ihr! Was habe ich gesagt!“

10. Besprechung und Beförderung

Schon bald nach dem Gespräch mit der Leitwarte – es war dort genauso, wie ich es vermutet hatte, und sie hatten angerufen mit der Frage, die sie fast gar nicht zu stellen wagten, ob ich etwa irgendetwas von einem bevorstehenden Untergang der Stadt wüßte – tauchten immer mehr Leute auf. Der Stadtkommandant Benjamin Cammaroto war zwanzig Minuten nach diesem Gespräch da. Er ist etwas über sechzig und hat die Stadt im nautischen und technischen Dienst schon länger als ein Vierteljahrhundert geführt. Seine weißen Haare können kaum die Fitness verbergen, die er immer noch ausstrahlt, und auch jetzt bewegt er sich immer noch energischer und schneller als mancher, der nur halb so alt ist. Ich hoffe, daß ich den Grad an körperlicher und geistiger Fitness in zwanzig Jahren auch noch habe.

Er hätte es in früheren Jahren noch weiter bringen und heute eine Position hoch in der Hierarchie der WBK haben können. Man ist sich ziemlich einig darüber, daß er das absichtlich vermieden hat, aber er selbst hat sich meines Wissens nie darüber geäußert. Die Stadt liegt ihm ehrlich am Herzen, und der damit verbundene Aufenthalt auf der Erde natürlich sowieso. Ich kann ihn mir unter den trägen Verwaltungsbonzes der WBK auch gar nicht vorstellen.

Ich hatte viel zu tun. Zuerst mußte ich klarstellen, daß die Gefahr real war, aber daß nichts in den nächsten Minuten passieren würde. Seltsam, wie oft man in einer chaotischen Versammlung dasselbe immer wieder erzählen muß, bis in etwa alle Bescheid wissen.

Cammaroto klärte ich über das Wichtigste in wenigen Sätzen auf. Nachdem er verstanden hatte, worum es ging, und er verstand schnell, traf er eine Auswahl unter den Anwesenden. Die anderen mußten gehen. Es wurde einfach zu voll. Und wir mußten eine effektive Versammlung abhalten. Rodrigo schaltete eine direkte Leitung in die Leitwarte. Niemand dachte an Geheimhaltung – an so kindische Dinge hätte man im zwanzigsten Jahrhundert gedacht, um die eventuellen Fehlentscheidungen handelnder Politiker zu vertuschen. Es ist erstaunlich, wie selten man auf Situationen trifft, wo das Prinzip Geheimhaltung wirklich notwendig ist – meistens ist es dem Ergebnis abträglich. Das Licht der Wahrheit muß überall hinleuchten, und je mehr Scheiße dabei beleuchtet wird, umso besser. Deshalb waren auch Journalisten anwesend. Ich fand mich, das erste Mal in meinem Leben, von mehreren Fernsehkameras beäugt. Die Übertragung war live. Die Leute bekamen was geboten, am Freitagmorgen zum späten Frühstück!

Ich wiederholte, was wir bereits wußten. Was den datentechnischen Teil betraf, konnte ich mich nicht genau genug ausdrücken – den Teil der Darstellung übernahm Miesner. Paul Miesner, wie ich inzwischen herausgefunden hatte.

Ich mußte einige peinliche Fragen über mich ergehen lassen, weil ich die Vortriebsmaschinen angeschaltet hatte, obwohl die Reaktoren zu dem Zeitpunkt noch keinen Strom lieferten. Schließlich wäre es ohne das wahrscheinlich nicht zu dieser Krise gekommen.

Aber Paul Miesner half mir über dieses unschöne Thema hinweg. Wenn man zwei Schalter habe, und man könne diese beiden Schalter in einem zeitlichen Abstand von einer Sekunde oder auch einer Stunde betätigen, ohne daß technische Gründe für das eine und gegen das andere sprächen, dann könne man der Betätigerin dieser Schalter keinen Vorwurf daraus machen, wenn da noch irgendein Programm sei, das fehlerhaft ist und deshalb auf den kurzen zeitlichen Abstand pathologisch reagiere.

Ich muß schon sagen, eine vernünftige Erklärung, nicht nur, weil sie mich entlastete. Aber ich mache mir keine Illusionen – was auch passiert, ich werde die bleiben, die die Hebel umgelegt hat, die die Katastrophe herbeigeführt haben.

Viele Fragen zeugen davon, daß nicht alles beim ersten Male verstanden wurde. Etwa „Wie lange dauert es denn noch ganz genau?“ Cammaroto beantwortet diese Frage. Er kennt sich gut mit der Stadt und ihren technischen Aspekten aus, und er gelangt zu der gleichen Antwort wie ich heute morgen. Ich habe den Eindruck, daß er das auf die Frage hin life im Kopf ausrechnet. Das kann ich zwar auch, aber ich habe zum Beispiel die Frau Straub vor Augen, die da durchaus ihre Schwierigkeiten hätte. – Die würde höchstens wie aus der Pistole geschossen auf Fragen antworten können wie etwa wer in der Hierarchie wann was geworden ist und warum derjenige das ihrer Meinung nach nicht verdient hat.

Ebenso müssen wir das Thema ‘Evakuierung’ noch einmal durchkauen. Die meisten Leute können offenbar keine Dreisatzrechnung. Und ebenso erstaunlich ist es, daß es Leute gibt, die glauben, man könne bei diesem Wetter mit einem Wasserflugzeug etwas anfangen, oder man hätte in einem Schlauchboot bessere Chancen als in der Stadt. In einem Schlauchboot auf dem Nordatlantik, auf dem es, außer der Stadt, kein einziges Schiff mehr gibt, in einem Wetter, das heute normal ist, aber im zwanzigsten Jahrhundert ein Ausnahmefall gewesen wäre. Lächerlich!

Es findet auch eine kurze Rückfrage beim meteorologischen Dienst statt. Das gegenwärtige Wetter wird noch drei Tage anhalten, gleich danach kommt aber schon nach kurzer Wetterberuhigung die nächste Zyklone, fünf weitere Tage später die übernächste. Lange Wetterberuhigungsperioden wird es also für uns nicht mehr geben. Lange Wetterberuhigungsperioden gibt es eigentlich nirgends auf der Erde mehr.

Cammaroto stellt klar, daß zwölf Tage lang innerhalb der Stadt überhaupt keine Veränderung spürbar sein wird – nur bei einem Spaziergang an der Stadtkante kann man das fortschreitende Absinken der Stadt verfolgen. Dann aber werden die Beschädigungen beginnen und innerhalb eines Tages zum Versinken der Stadt führen.

Bis zu diesem Zeitpunkt, sagt er, legt die Stadt bei ihrer gegenwärtigen Maximalgeschwindigkeit elftausend Kilometer zurück. Da man auf die Fahrtrichtung noch Einfluß hat – die Stadt ist steuerbar wie eh und jeh – kann man sich wenigstens aussuchen, wo die Stadt ihr Ende finden wird. Wenn man diesen Ort geschickt genug auswählt, dann können mit etwas Umsicht alle gerettet werden.

Soweit habe ich noch nicht gedacht. Aber es stimmt. Mir drängt sich auch sogleich eine Vorstellung davon auf, wie man es am geschicktesten machen könnte. Eine hinreichend flache Küste, wo man die Stadt auflaufen läßt. Das sollte machbar sein. Die Stadt würde absaufen, sich damit restlos festsetzen, und von dem Teil, der aus dem Wasser ragt und auf den sich die ganze Bevölkerung gerettet haben müßte, könnte man in Ruhe die Rettung auf das nahe Land organisieren. Die wenigen Boote, die wir zur Verfügung haben, würden genügen, weil wir mehr Zeit hätten. Warum habe ich nicht selbst daran gedacht? Die Antwort ist ganz klar: Ich denke immer noch in Kategorien, die die Rettung der Stadt selbst einschließen.

So, wie ich Cammaroto einschätze, hat er auch, für diesen letzten Ausweg, eine ganz bestimmte Küste im Auge. Ich überlege mir, welche das sein könnte. Aber im Moment spricht er nicht mehr darüber. Er teilt gezielt Arbeitsgruppen ein. Die manuelle Sperrung der Ventile für die Auftriebszellen muß wenigstens genau untersucht werden, damit es nachher nicht heißt, man hätte etwas unversucht gelassen. Paul Miesner muß, was nicht anders zu erwarten war, am laufenden Stadtrechner arbeiten.

Dann bringt jemand Cammaroto einen Zettel. Er liest ihn und wendet sich dann an mich. Warum ist es jetzt so leise im Raum? Alle Kameras sind wieder auf mich gerichtet.

„War die Schichtleiterin vorhin nicht hier, die Frau Straub?“ fragt er.

„Ja.“

„Und warum ist sie wieder gegangen? Ich meine, ist sie nicht über die Lage informiert worden?“

„Sie ist informiert worden.“ sage ich. Stimmt ja auch.

„Und?“

„Dann ist sie gegangen.“

„Einfach so?“

„Einfach so.“

„Mmh.“ Cammaroto sieht wieder auf den Zettel.

„Frau Pemberton, ich möchte nachher noch mit Ihnen sprechen.“

Die Versammlung fährt fort, doch ich kann mich kaum konzentrieren. Was hat sich die Straub denn jetzt wieder an Scheußlichkeiten ausgedacht? Als die Diskussionsführung unkonzentriert wird, und als alle notwendigen

Entscheidungen getroffen worden sind, verlaufen sich die ersten Anwesenden. Paul tritt an meine Seite:

„Joycelyn, ich glaube, wir haben deine Vorgesetzte doch zu hart angefaßt.“

„Wieso?“

„Sie hat einen Selbstmordversuch unternommen, in ihrem Apartment. Der Bereitschaftsdienst hat sie gefunden, als die Leitwarte sie nicht erreichte.“

„Oh Gott. Ist sie tot?“

„Noch nicht. Sie hat -“ Paul ist fast grün im Gesicht, „- sich mit dem Hals so in eine Doppeltür hineingeworfen, daß ihre Schultern die beiden Türflügel zugedrückt haben. Der Kopf ist fast abgetrennt. Sie liegt schon auf der Unfallchirurgie.“

„Großer Gott. Wie kann man auf diese Weise Selbstmord begehen?“

„Ich weiß nicht. Man muß wohl sehr entschlossen sein. Oder – die meisten Leute verstehen ja so wenig von Medizin – ihr ist nichts anderes eingefallen. Oder, im Prinzip jedenfalls, könnte es auch ein Unfall gewesen sein.“

„Es tut mir leid.“ Tut es wirklich, ich sage das nicht nur so.

„Wieso? Hat sie es nicht verdient?“

„Doch. Tausendmal. Aber das ist mein Bier, was immer ich ihr an den Hals gewünscht habe. Ob sie es objektiv verdient hat, weiß ich nicht. Jedenfalls nicht auf diese Weise. Sie ist – sie ist der falsche Mensch am falschen Platz. Manche Menschen haben eben die falschen Konzepte, mit der Wirklichkeit umzugehen. Und Mitarbeiter fertigzumachen, auf die eigene Vorgesetztenrolle zu pochen und generell mehr zu sein scheinen als man ist, das ist ein sehr falsches Konzept. Aber vielleicht muß es solche Menschen geben. Vielleicht ist auch jedes abschreckende Beispiel irgendwo ein Fortschritt.“

„Aber für dich bedeutet es doch Beförderung. Selbst, wenn sie durchkommt. Bei dieser Verletzung wird etwas zurückbleiben. Und mit einem versuchten Selbstmord kann man die eigene Karriere ja ganz gut ruinieren. Du wirst die neue Schichtleiterin. Und du wirst die Einsatzleitung für unser vorliegendes Problem bekommen.“

„War die Straub denn dafür vorgesehen?“

„War vorgesehen. Ich glaube, Cammaroto hätte sich dabei gar nicht wohl gefühlt, dieser Frau den Vorsitz über das Team zu geben. Irgendwie ließ es sich hierarchiemäßig nicht ganz vermeiden – in diesen Dingen sind sie manchmal etwas unflexibel, unsere Häuptlinge. Stadtmäßig ist er wohl erleichtert, daß es so gekommen ist. Er weiß wohl auch einiges über diese Frau. Aber er wird dich wohl noch genauer befragen wollen.“

Paul macht sich dann gleich auf den Weg ins Stadtrechenzentrum. Er hat noch viel zu tun. Außerdem hat er die Straub ja erst vor wenigen Stunden kennengelernt. Er wird sie rasch vergessen. So, wie man jemanden vergißt, der einem in einer Menschenmenge versehentlich auf die Füße tritt.

Aber ich vergesse sie wohl nicht so schnell. In diesem Moment, wo sie mir nicht mehr schaden oder auf die Nerven gehen kann, ist sie plötzlich als Gegner unwichtig geworden. Man merkt, wieviel Energie man mit diesem täglichen Kleinkrieg verschwendet hat, die zu anderen Dingen besser hätte genutzt werden können. Und was heißt überhaupt Gegner – einen ideologischen Gegensatz gab es in diesem Sinne ja auch gar nicht. Hätte es einen gegeben, dann hätte es in diesem täglichen Kleinkrieg ja konkrete Ansatzpunkte zur Konfliktlösung gegeben.

Zurück bleibt ein 'basket case'. Ein wehrloses Bündel Mensch, hilfloser als ein Kind. Was mag in diesem Kopf jetzt vorgehen? Wenn das Gehirn nicht durch vorübergehenden Sauerstoffmangel irreversiblen Schaden erlitten hat, dann erleidet die Straub jetzt eine Hölle, die ich ihr zu keinem Zeitpunkt gewünscht habe. Sie war ja kein abgrundschlechter Mensch. Natürlich hätte ich sie oft genug am liebsten verprügelt. Die Handlungsmuster, die unser Zwischenhirn zur Bewältigung solcher Konflikte bereithält, sind eben so. Und vielleicht hätte sogar diese primitive Reaktion ihr einmal Grenzen gezeigt. Prügel als Therapie. Bei einem Kind erhöht ein gelegentlicher Klaps auf das Achterdeck ja auch den Sinn für Realität. Aber dies? Nein.

Und dann habe ich ja vielleicht noch im Unterbewußtsein gehofft, daß die Straub formale Vorsitzende des Krisenstabes wird. Wenn wir es nicht geschafft hätten, die Stadt zu retten, dann hätten wir wenigstens einen Sündenbock gehabt. Sie hätte in dieser Funktion bestimmt Blödsinn angestellt. Wir hätten 'genüßlich' zusehen können, wie sie jede Chance einer Rettung der Stadt versiebt.

Und dieses gereicht mir selbst wohl kaum zur Ehre: Wohl wissend, daß die Chancen der Stadt durch eine Krisenstabsvorsitzende Straub sich verschlechtert hätten, habe ich doch gewünscht, diese Verantwortung nicht tragen zu müssen. Um mich selber reinzuhalten, habe ich diese Verantwortung bei der Straub lassen wollen.

Gib dir das zu, Joycelyn. Gib du es wenigstens zu. Wahrhaftigkeit vor dir selbst. Jetzt hat Cammaroto dich zur zweiten Frau im Staate gemacht. Du wirst Einfluß darauf haben, ob die Stadt lebt oder nicht. Es fragt dich niemand mehr, ob dir das gefällt. Wo steht denn auch geschrieben, daß der Kampf ums Überleben und das mögliche Verlieren dieses Kampfes Spaß machen soll?

Vielleicht, Joycelyn, hat Rodrigo dir die erste Möglichkeit eines schweren Fehlers schon durch sein forsches Auftreten abgenommen. Hättest du die Straub verscheucht, wenn er es nicht getan hätte? War das noch eine gnädige Warnung des Schicksals? Jetzt mußt du selber anfangen, richtig zu handeln. Letzten Endes ist der Kampf um das Überleben immer eine Privatsache, und nur sehr selten kommt Hilfe von woanders.

Und deshalb, Joycelyn, wirst du dich jetzt diesem Kampfe vorbehaltlos stellen. Dem Kampf selbst, und der Möglichkeit, zu versagen, vielleicht vor den Augen aller 1.25 Millionen Stadtbewohner. Überleben, das ist das Designprinzip des Menschen. Etwas anderes hat die Evolution sich nicht ausgedacht und nicht beabsichtigt. Mach es, Joycelyn, versuche es wenigstens, und schäme dich keinen Augenblick, wenn es nicht gelingt. Es ist nicht einmal eine Niederlage. Es gar nicht erst zu versuchen, das erst wäre die Niederlage. Das wäre der Verrat an eine ununterbrochene Folge von immer höheren Lebensformen, die auseinander hervorgingen, von den ersten organischen Großmolekülen der Urozeane vor vier Milliarden Jahren bis heute. Alle in der Kette deiner Vorfahren haben überlebt. Hätten sie es nicht, dann wärest du heute nicht hier. Joycelyn, du kannst diese lange Kette an Lebewesen nicht so einfach enttäuschen und verraten. Auch du wirst jetzt zeigen, was in dir steckt. – Zeig ihnen, wie man am Leben bleibt! Zeig Ihnen, aus was du gemacht bist.

11. Planungswirrwarr

Die Unterredung mit Cammaroto verlief anders, als ich es mir gedacht hatte. Das Thema 'Straub' war ihm gar nicht so besonders wichtig, und er ging kaum darauf ein. Was wir im wesentlichen machten war, Einzelheiten unseres Vorgehens festzulegen. Sich um alle Kleinigkeiten zu kümmern, das blieb natürlich an mir hängen. Wir hatten über das weitere Vorgehen auch keine Meinungsverschiedenheiten, auch, wenn wir einige Dinge in die Wege leiteten, von denen wir nicht wußten, ob und wieviel Erfolg sie bringen würden.

Da waren zum Beispiel die öffentlichen Aufrufe in den Medien, um innerhalb der touristischen Bevölkerung der Stadt alle Fachleute zusammenzubringen, die eventuell von Nutzen sein konnten. Außerdem wurde den Außenwelten natürlich über unsere Lage genau berichtet. Auch von dort her wären zusätzliche Fachleute mit Know-how zu bekommen, wahrscheinlich noch leichter als innerhalb der Stadt, und für so wenige Leute auch schnell genug. Allerdings ließ das momentane Wetter keine Raumschifflandungen auf diesem Teil des Planeten zu, und woanders würde es uns nichts nützen.

Paul Miesner machte sich daran, den Rechner im laufenden Betrieb zu durchkämmen. Seine Chancen, Mitarbeiter zu finden, waren noch am geringsten, weil der Rechner, der die Stadt steuerte, in dieser Konfiguration nirgends sonst zu finden war, weder von der Hardware-Konfiguration, noch von der Systemsoftware, noch war dieses Steuerprogramm irgendwoanders im Einsatz – logisch, es gibt ja nur diese eine schwimmende Stadt.

Dann gelang es, einige Techniker und Ingenieure zu finden, die mit schwerem Gerät an laufenden Maschinen umgehen konnten. Zusammen mit den Technikern der Stadt wären genügend Leute vorhanden gewesen, um wenigstens ein paar Auftriebszellen synchron abzusperren – keinesfalls alle. Damit war dieses Unterfangen nutzlos. Ebenso wäre es möglich gewesen, ein paar der Antriebsreaktoren synchron abzuschalten – ebenfalls nicht alle. Bei der momentanen hohen Fahrtgeschwindigkeit und der hohen Leistungseinstellung der Vortriebsmaschinen eine der sichersten Methoden, die Stadt zu zerbrechen. Da zeichnete sich also auch keine

Lösung ab, und die beteiligten Techniker konnte man in ihrer Funktion auch als ‘Debatierclub’ bezeichnen, ohne das allerdings abfällig zu meinen. Vielleicht gab es ja die plötzliche Idee, die uns alle rettete.

Eine weitere Entscheidung betraf den Kurs der Stadt. Cammaroto erwog, die Stadt vor das nordwestschottische Festland zu steuern und dort zu kreuzen. Wenn sich das Ende des uns verbleibenden Zeitraums abzeichnete, ohne daß eine Lösung gefunden worden war, so hätte man die Stadt in einen der langgestreckten Meeresarme rammen können. Das Verlassen der Stadt wäre dann über mehrere Stellen des Kontaktes zwischen der Stadt und dem Land möglich.

Allerdings zeigte sich, daß die Stadt für dieses Vorhaben doch etwas zu groß ist. Ideal wäre eine Bucht von etwas mehr als fünf Kilometer Breite und möglichst ein Dutzend Kilometern Länge gewesen. Man dachte zum Beispiel an der ‘Inner Sound’ zwischen der Insel Skye und dem schottischen Festland, oder den ‘Firth of Lorn’, oder auch den ‘Sound of Jura’. Alle anderen Meeresarme waren zu eng.

Es wurden dann Belastungssimulationen durchgeführt – nicht auf dem Stadtrechner natürlich, obwohl der das ausgefeilteste numerische Modell der Stadt zur Verfügung hatte. Aber bei solchen Dingen kann man gefahrlos etwas approximieren, und dann reicht es aus, wenn die Stadt nicht aus vielen Millionen, sondern nur aus einigen hunderttausend Einzelteilen zusammengesetzt ist. Das Simulationsprogramm mußte ja auch schnell auf die Beine gestellt werden.

Dabei zeigte sich aber, daß das gewaltsame Einfahren in einen Fjord, der sich so verjüngte, daß die Stadt sich festfahren würde, ganz gewaltige Schäden auslösen mußte. Für so etwas war die Stadt nicht konstruiert. Die Stadt hatte in ebenem Wasser zu liegen, allenfalls an den Rändern einige Belastungen durch Seegang auszuhalten und sich mit nur sehr bescheidenen Geschwindigkeiten fortzubewegen. Diese Randbedingungen bewirkten, daß es um die mechanische Festigkeit der Struktur, besonders weit von den exponierten Stellen entfernt, nicht zum Besten bestellt war. Es war ja sogar in erheblichem Umfange Beton und Mauerwerk beim Bau der Stadt verwendet worden, was bestimmt nicht angebracht worden wäre, wenn man nur im entferntesten mit der Möglichkeit gerechnet hätte, daß die Stadt so starke mechanische Belastungen auszuhalten hätte, daß es zu

Erschütterungen oder zu einem Schwanken kommen könnte. Die gesamte Konstruktion beruhte auf der Annahme, daß die Stadt sich für alle Zeiten wie eine Art Festland verhalten würde.

Wegen dieser geringen mechanischen Beanspruchbarkeit war ja eben dieser große Aufwand mit der numerischen Stabilisierung der Flutung der Auftriebszellen nötig, oder die genaue Regelung der Vortriebsmaschinen. Wenn dieses 5 mal 25 Kilometer große und nur im Mittel vierzig Meter dicke Bauteil an nur einem Ende angetrieben würde, so wie ein Schiff durch seine Schrauben am Heck, dann würde die ganze Konstruktion sich auffalten wie ein Faltengebirge. Die zahllosen Undichtigkeiten und Risse würden dann schnell genug das Sinken der Stadt bewirken.

Genauso war es mit dem Versuch, in eine Bucht einzufahren. Der Vergleich mit einem Nagel, den man mit einem Hammer in eine vorhandene Kerbe schlägt, kann falscher nicht sein. Im Falle der Stadt hatte man sich den Nagel aus Stroh oder besser noch aus einem dünnwandigen Glasrohr vorzustellen.

Jedenfalls kam bei den Simulationen heraus, daß in der gesamten Stadt viele Mauern einstürzen würden, viele Geräte wegen der Verformung ihrer Fundamente nicht mehr funktionieren würden, und eine unkontrollierbare Anzahl an Lecks auftreten würde. Die Randzonen der Stadt, die sich am Ufer der Bucht aufreiben müßten, würden die gesamte Bewegungsenergie der Stadt dazu verwenden, eine Wüste und einen Verhau aus gebogenen Stahlbauteilen, Mauerstücken und zermalmten Einrichtungen zu erzeugen. Hier würden die Wassereinbrüche sogar besonders heftig sein. Über ein solches Trümmergebiet 1-250-000 Menschen auf das Festland zu führen – unmöglich.

Dazu kommt noch das notorisch schlechte Wetter an Schottlands Küsten und Ebbe und Flut. Die einmal festliegende Stadt würde immer weiter zerstört werden, große Teile, die noch auf die See hinausragten, würden versinken oder teilweise abreißen und steuerlos abdriften.

Ein sanftes Einfahren in eine Bucht brachte wiederum nicht den genügenden Landkontakt, um viele Menschen gleichzeitig die Gelegenheit zu geben, die Stadt zu verlassen. Ideal wäre eine hafenbeckenförmige Bucht von 5 mal 25 Kilometer, die an allen Seiten der Stadt gerade einen Meter Wasser frei läßt. So etwas gibt es aber nicht.

Schottland kam als Notlandeplatz der Stadt also nicht in Frage. Die Simulationen zeigten, daß eine Notlandung sowieso immer mit der Zerstörung der Stadt verbunden waren. Aber am allergeringsten schien das Risiko beim Auffahren auf eine flache Sandküste oder eine genügend große Sandbank.

Deshalb entschied Cammaroto, daß die Stadt in die Nordsee einfahren sollte, um dort zunächst zu kreuzen, bis sich die Notwendigkeit der Notlandung der Stadt tatsächlich ergäbe. Die Küsten Jütlands, Ostenglands, Nord- und Ostfrieslands würden gegebenenfalls die günstigsten Bedingungen bieten. Diese Gebiete hatten auch den Vorteil, daß sie ein flaches Hinterland hatten, wo schwere Raumschiffe landen konnten, um die Bewohner der Stadt wieder aufzunehmen und heim zu den Außenwelten zu fliegen.

Zwei Tage lang schien in der Stadt nichts weiter zu passieren. Das Seegebiet weit nördlich der Shetlandinseln und der Färöer war erreicht worden, fast am Polarkreis, und es ist nun an der Zeit, den Kurs auf Südsüdost zu setzen. Der Orkan hat uns bis heute keine Minute Erholungspause gegönnt. Aber so bekommt man auch nicht den langsam tiefersinkenden Stadtrand zu Gesicht, und mit wenig Aufwand kann man sich einbilden, daß überhaupt nichts Aufregendes geschieht. Selbst vom Turm aus, in dem ich ja nun die meiste Zeit verbringen muß, kann man mit bloßem Auge keine Veränderung entdecken. Der Turm befindet sich Steuerbord auf etwa halbem Wege zwischen Bug und Heck, wenn man bei einer Stadt diese Begriffe verwenden will. Nur nach Süden hinaus kann ich die Wogen aus nächster Nähe sehen, aber die Abschätzung des Stadtrandes an dieser Stelle fällt bei dem ungünstigen Blickwinkel schwer.

12. Nordkurve

Seit Freitag Morgen vier Uhr sind nun 68 Stunden vergangen. Es ist Mitternacht, und der Tiefgang der Stadt hat auf 30.45 Meter zugenommen. Die Stadt hält sich an ihren Fahrplan. Zwar ist die Stadtkante überall dort, wo sie senkrecht aus dem Wasser ragt, mit 9.55 Meter immer noch beeindruckend hoch. Doch die durch den Orkan aufgepeitschten Wogen sind

manchmal noch höher und werfen eine Menge Wasser auf den Stadtrand, das dann wieder träge durch die Speigatten abläuft. Unsere schöne Vegetationsbedeckung, auf die wir so stolz sind, unsere 125 Quadratkilometer Stadtwald ist an den Rändern der Stadt ganz schön demoliert. Das ist an sich nichts Ungewöhnliches – die Stadtgärtner haben immer viel zu tun, wenn die Stadt aus den höheren Breiten wieder nach Süden fährt. Die Vegetationsschäden werden aber noch schlimmer werden, bei zunehmendem Tiefgang der Stadt.

Wir hätten diesen geographischen Ort, am 77. Breitengrad, fast auf der Breite von Spitzbergen, im Prinzip schneller erreichen können. Aber Paul hat mir geraten, einen Schlängelkurs zu fahren, und Cammaroto hat zugestimmt. Der Grund ist, daß das Befahren einer Kurve mit der Stadt ganz ordentliche Anforderungen an die Steuerung der einzelnen Vortriebsmaschinen stellt. Zwar funktioniert der Lastausgleich der Vortriebsmaschinen, soweit die Lastwechsel durch Meeresströmungen, die unter verschiedenen Teilen der Stadt verschieden stark durchgreifen, verursacht sind, hundertprozentig. Die Meßwertaufnehmer für die Verformung der Stadt hätten längst etwas anderes gemeldet, wenn da einer ungünstigen Tendenz nicht sogleich gegengesteuert worden wäre. Aber eine Rotation der Stadt um eine vertikale Achse – und nichts anderes ist das Befahren einer Kurve – bedeuteten noch wesentlich größere Unterschiede in der Relativgeschwindigkeit der Stadt gegenüber dem Wasser. Paul meint, man solle die Sache vorsichtig angehen und frühzeitig testen, auch wenn dieser Teil der Steuerung bisher keinerlei Probleme macht.

Die Kurvenfahrten auf dem bisherigen Weg waren problemlos. Jetzt jedoch, wo die Nordsee genau südlich von uns liegt, muß ich eine recht scharfe Kurve fahren. Scharfe Kurve heißt in Falle der Stadt ein Kurvenradius von vielen Dutzend Kilometern. Mit den bloßen Sinnen ist da überhaupt nichts zu merken, geschweige denn etwas von der Zentrifugalkraft. Die Auswirkungen auf die Stadt werden eben so sein, daß der vordere Teil der Stadt sehr stark nach rechts zur Fahrtrichtung driftet, und der hintere nach links. Nur die Instrumente können das nachweisen – Kreiselkompaß, magnetischer Kompaß und Trägheitsnavigation. Und nur der Computer kann uns die Position auf die Bildschirme bringen.

Diese verdammte Abhängigkeit vom Rechner. Ich habe schon überlegt, ob ich mich mal wieder in die Kunst der Navigation einarbeiten sollte. Da sind noch schwache Erinnerungen an die Ausbildungszeit. Der Umgang mit dem Sextanten und der Logarithmentafel – naja, letzteres muß ja wirklich nicht sein: Ein Taschenrechner wird sich immer auftreiben lassen, und Taschenrechner pflegen auch immer Navigationssoftware im Festspeicher zu haben, weil sonst die Hersteller nicht wüßten, womit sie diese vielen Gigabyte Festwertspeicher füllen sollten. Aber die Sache mit dem Sextanten ist schon schwieriger – hier im Turm habe ich jedenfalls keinen. Und wenn ich einen hätte, dann könnte ich bei diesem Wetter auch wenig damit anfangen. Den Horizont hat wohl kein Stadtbewohner in den letzten Wochen gesehen, und Sonne und Sterne auch nicht.

Vor einigen Minuten – kurz nach Mitternacht – habe ich mich an die Kontrollkonsole gesetzt und die Kurve eingeleitet. Dann bin ich aufgestanden und gehe seither ruhelos durch den Kontrollraum auf und ab. Ich muß mich wach halten.

Bis auf die mattleuchtenden Bildschirme und Instrumente habe ich alle Beleuchtungen abgeschaltet. In der Nacht von Freitag auf Samstag und in der darauffolgenden Nacht waren hier immer mehrere Leute. Jetzt bin ich allein, als ob sich die Aufregung gelegt hätte. Dabei rückt der Zeitpunkt der Entscheidung doch immer näher.

Ich habe wenig Schlaf bekommen. Ob es daran liegt, daß mir noch nichts definitives zur Rettung der Stadt eingefallen ist? Aber sonst ist auch niemandem etwas eingefallen. Die Fachleute machen ihre Arbeit, und mir scheint es, als ob der Zeitraum von knapp unter zwei Wochen für diese konzentrierte Arbeit gerade am motivierendsten ist. Die Gefahr ist nahe genug, um zur Eile anzuspornen, aber es ist auch Zeit genug, einige Dinge wirklich genau zu durchdenken und auszuprobieren. Nichtsdestoweniger – es gibt keine Ideen.

Draußen wird keinerlei Beleuchtungsaufwand getrieben – wir sind ja die einzigen auf allen Ozeanen dieser Welt und die einzigen Menschen auf diesem Planeten überhaupt. Wozu also die Umwelt mit Licht verseuchen? Der Stadtwald, der Ozean, alles liegt im Dunkel. Außer dem entferntesten Widerhall des Regens, des Windes und der anbrandenden Wogen höre ich nichts. Manchmal glaube ich, da draußen das Wasser fluoreszieren zu

sehen. Aber um das definitiv festzustellen, läßt sogar die schwache Restbeleuchtung dieses Raumes keine genügende Dunkeladaptation des Auges zu.

Irgendwie ist die ganze Sache immer noch unwirklich. Die starken Wände der Stadt halten das Wüten des Sturmes immer noch auf Distanz. Noch ganze zehn Tage werden sie das tun. Noch ganze zehn Tage lang wird es einen Riesenunterschied geben zwischen unserer Situation und etwa der Lage von jemandem, der bei diesem Wetter in das kalte Wasser da draußen gefallen ist. Er wäre so gut wie aus der Welt. Aber für uns ist das Toben der Elemente immer noch nicht bedrohlich genug. Abstrakt. Hängt von dem Grad der persönlichen Phantasie ab. Solange eine herannahende Katastrophe nicht ihre deutlicher sprechenden Botschafter vorausschickt – Hunger, Kälte, Erschöpfung, Verwundungen – solange ist sie noch zu unwirklich. So wie ein faszinierendes Gesellschaftsspiel. Es braucht nur eine geringe Bescheidenheit des Geistes, um solche herannahenden Katastrophen nicht mehr wahrzunehmen. Solche Leute findet man öfter – ich bin sicher, daß auch jetzt noch eine ganze Menge Stadtbewohner sich nicht die geringsten Sorgen machen. Manchmal ist Phantasie- und Intelligenzlosigkeit ein Segen. Ein Segen für das subjektive Wohlbefinden und die seelische Ausgeglichenheit. Dummheit und Ignoranz erzeugen Paradiese und das Gefühl der Geborgenheit. In dieser Welt gibt es aber keine wirkliche Geborgenheit.

Wahrscheinlich war das auch gegen Ende des zwanzigsten Jahrhunderts so. Es gab damals genug Menschen, die schon völlig klar die Ökokriege vorausgesehen haben. Es gab Menschen, die die kommende Katastrophe realistisch ausmalen und begründen konnten. Einfache Überschlagsrechnungen konnten die Abfolge der Ereignisse jedem plausibel machen, der bereit war, seine Großhirnrinde in Betrieb zu nehmen und den Gedankengängen wenigstens probeweise einmal zu folgen.

So Anfang der Neunziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts lebten auf der ganzen Welt noch hunderte Millionen Menschen in Luxus. Und es gab Warner, die darauf hinwiesen, daß nur zwanzig Jahre später kein einziger den Lebensstandard mehr haben würde, den man in den Industrienationen gewöhnt war. Genauso kam es. Aber nirgends wurde etwas Konkretes getan. Ein paar Pfennig mehr Steuern auf fossile Kraftstoffe hier, ein biß-

chen Katalysator da und dort eine Entschwefelungsanlage. Rücknahmepflicht von Verpackungen für Einzelhändler. Grüner Punkt, Duales System und Entsorgungsentgelte. Das, meinte man, reiche aus. Um Wahlen zu gewinnen reichte es tatsächlich aus. Aber der Kampf um den Wohnraum Erde ging verloren.

Ich merke, daß ich zu sehr in Gedanken verfallende. Die Müdigkeit. Der Kopf stellt nur noch die notwendigsten Assoziationen her, oder produziert die Gedanken, die man ohnehin schon zu oft gedacht hat. Etwas Originelles kommt nicht und niemals aus einem übermüdeten Kopf. – Wenn ich da draußen gegen die Wogen kämpfen müßte, und um jede Sekunde Luftholens, dann würde mir meine Müdigkeit nicht so auffallen.

Joycelyn, sei still, sage ich mir. Sei froh, daß du diesen Luxus und diese relative Ruhe noch hast. Der Kontakt mit der Wirklichkeit weckt die Lebensgeister – aber das Wetter da draußen hieße, diesen Kontakt zu übertreiben. Es ist nicht deine Schuld, daß mit den vorbeifließenden Lebensjahren die Intensität des Erlebens abnimmt. Das ist der normale Vorgang des Alterns. Die immer umfangreichere Innenwelt steht der Außenwelt gegenüber, deren elementare Bedrohungen zu umgehen man immer besser gelernt hat. Dazu kommt noch die Alterung des limbischen Systems, so daß emotionelle Assoziationen zu Gedankeninhalten immer schwächer werden. Man ist nicht mehr zu Tode erschrocken, sondern nur noch beunruhigt. Man lacht nicht mehr laut heraus, sondern man ist amüsiert. Man läßt sich nicht mehr vom Schmerz über einen persönlichen Verlust überwältigen, sondern man ist betrübt und lediglich niedergeschlagen. Der Höhepunkt beim Liebesspiel ist nicht mehr das explosive Jubeln der Sinne, sondern nur noch angenehm. Alles wird flacher. – Nimm es so hin, Joycelyn, als Stärke: Heißt diese emotionale Distanziertheit nicht, daß man unbeeinflußt die notwendigen Überlegungen anstellen kann? Wärest du nicht, vor zwanzig Jahren, in derselben Situation ein aufgeschrecktes, verängstigtes Hühnchen gewesen?

Und die Extrapolation dieser Entwicklung? Würden dir, eines fernen Tages, in derselben Situation dein Leben und die Leben der 1.25 Millionen Stadtbewohner völlig egal sein? Das kann doch auch nicht erstrebenswert sein: Die Fähigkeit, völlig nüchtern über Wege der Rettung nachzudenken, aber das Fehlen jeglicher Motivation dazu. – Keine Angst. Eine gesunde

Greisin, der alles am Leben egal war, hast du noch nicht gesehen. So weit muß es nicht kommen. Und soweit kann es eigentlich auch nicht kommen, weil die im Alter zunehmenden gesundheitlichen Störungen wieder immer deutlicher werdenden Botschafter unserer begrenzten körperlichen Möglichkeiten sind. Niemand entgeht dem.

Noch willst du leben, Joycelyn. Noch bist du hier, auf dieser Welt, und noch willst du dich bemerkbar machen. Du brauchst noch lange keine Angst zu haben, daß es dir egal wäre, wenn sich der Boden unter deinen Füßen plötzlich auftäte. Noch sind die Primärtriebe da. Noch wird das erzeugt, was Schopenhauer unter dem Willen verstanden hat.

Ich starre auf die Dialogbox, die mir die momentane Fahrtrichtung zeigt. Kurs 87.29 exakt. Während ich hinsehe springt die Anzeige auf 87.30. Als ich die Kurve einleitete, waren es 84.60 Grad.

Da schreit ein Klaxon auf. Alarm! Weitere Bildschirme leuchten auf, einer sagt 'Structural Overload', ein anderer zeigt endlose Tabellen. Unüberlegt: noch bevor man überhaupt feststellen kann, was die Zahlen bedeuten, sind sie schon wieder vom Bildschirm verschwunden. So stelle ich mir hilfreiche Software wirklich vor! Ich ärgere mich. Aber die Müdigkeit ist weg.

Die Visiophonverbindung zur Leitwarte steht sofort. Jemand, ein junger Mann, den ich nicht kenne, schaut mich verschlafen und entsetzt zugleich an:

„Was is'n los?“

„Weiß ich nicht,“ antworte ich, „Geben Sie mir sofort die Schichtleiterin...“

Scheiße, denke ich. Das bin ich ja selber. Der junge Mann sieht mich an, als könne von mir Erleuchtung und Erklärung kommen. Ich haste zum Schalter, der das Alarmhorn wieder abstellt. Die warnenden Bildschirme bleiben. Der junge Mann auf dem Bildschirm blickt auf Anzeigen, die ich nicht erkennen kann.

„Da geht etwas kaputt... Wassereinbruch?“ Dann springt er auf: „Wassereinbruch, tatsächlich!“

13. Wassereinbruch

„Wo?“ frage ich, „Geben Sie mir die Sektoren!“

„Gleich!“ ruft er, „ich muß erst der Straub Bescheid sagen, weil...“

„Mein Gott,“ schreie ich, „wo waren Sie denn in den letzten Tagen? Ich bin Schichtleiter, die Straub ist doch nicht dienstfähig!“

Er guckt wie ein Schaf.

„Ach so. Ja, natürlich. Also: Sektoren – unklar, die Meldungen kommen aus B4, B6, C7, C8, D10, und dann ist da noch eine zweite Gruppe in D16, C18 und B19. Overload-Meldungen kommen aus allen angrenzenden Sektoren. Unbeschädigt sind nur...“

„Ja, ich sehe.“ unterbreche ich. Ich visualisiere das Muster der Beschädigungen. Mit einem Sprung bin ich am Kontrollstuhl. Der Kurvenradius ist zu scharf, das ist es. Es ist unglaublich – man sieht und spürt nichts von der Kurve, aber irgendeine Regelung, irgendein Algorithmus hat nicht mehr mitgespielt.

„Was soll ich tun?“ ruft der junge Mann.

„Stellen Sie fest, wie schwer die Beschädigungen sind, und sagen Sie es mir dann. Und wecken Sie die Tagesschicht. Achten Sie nicht auf Entschuldigungen. Ich möchte die gesamte Leitwartenbesatzung, Zentrale sowie Turm, in der Leitwarte haben. Außerdem wecken Sie den Stadtkommandanten.“

„Und was soll ich sagen?“

Das Alarmhorn schreit wieder auf. Ich habe die Voreinstellung für den Kurvenradius wieder verändert, aber es wirkt sich nicht so schnell aus.

„Was wollen Sie wem sagen?“

„Dem Stadtkommandanten, was soll ich ihm sagen, wenn ich ihn wecke?“

„Daß die Kacke am Dampfen ist! – Welche Sektoren sind jetzt hinzugekommen?“

„D17, B17 und B18. Sofort.“ Das Visiophon wird dunkel. Der junge Mann scheint mir noch nicht katastrophenerprobt. Aber bin ich es? Jemand hat mal von mir gesagt, daß, wenn meine Wortwahl zunehmend ordinär wird, bei mir zwar schon die Katastrophenwahrnehmung einge-

schaltet ist, aber noch nicht unbedingt die Katastrophenbewältigung. Aber wie kann man das wissen? Ich habe noch nie eine Katastrophe erlebt.

Offenbar verträgt die Stadt nicht mehr zu scharf gefahrene Kurven. Eine zu flache Kurve zu fahren ist jedoch auch nicht angeraten – dann steht uns über kurz oder lang nämlich Norwegen im Wege. Und die Vortriebsmaschinen zu drosseln, haben wir ja auch noch keinen gangbaren Weg gefunden.

Ich rufe das Situation Board auf. Aber die Angabe, daß immer noch pro Sekunde 1250 Tonnen Wasser in die Auftriebszellen einlaufen, scheint mit der zusätzlichen Wasseraufnahme durch mögliche Lecks nichts zu tun zu haben. Wie kriegt man jetzt raus, wie groß die zusätzliche Leckrate ist? Diese Software scheint stillschweigend davon auszugehen, daß die Stadt unbeschädigt ist. Unten, in der Leitwarte, gibt es andere Instrumente, vielleicht kann man da mehr in Erfahrung bringen.

Ich blicke mich um. In den letzten Minuten hat sich nichts verändert, gar nichts! Die Stadt zittert nicht, das Alarmhorn schweigt und hat nur eine Spur in dem Adrenalinpiegel meines Blutes hinterlassen. Ist es wirklich so schlimm? Vor meinem geistigen Auge sehe ich die Korridore weiter Wohngebiete, in denen ein Strom schmutzigen Wassers entlangschießt, Gerümpel und Menschen gleichermaßen vor sich herschiebend. Und dann geht das Licht aus, und diese Menschen finden im Dunkeln nicht einmal den nächstliegenden Ausgang. Ist es das? Passiert genau das jetzt, zu diesem Zeitpunkt, irgendwo da unten? Was soll ich tun? Stadtalarm geben und die ganze Stadt aus den Federn scheuchen? Was aber, wenn zwar Lecks in vielen Sektoren aufgetreten, diese Lecks jedoch sehr klein und unwichtig sind, so daß sie in der Zeit, die der Stadt noch bleibt, sowieso keinen Schaden anrichten können? Bei Stadtalarm gibt es immer ein paar Verletzte, aus irgendwelchen banalen Gründen, und sei es, daß einer beim Aufstehen ausrutscht und hinfällt, oder sich ungewohnterweise im Laufschrift bewegt und mit jemandem zusammenstößt. Die meisten Menschen können ja in ungewohnten Situationen ihre Glieder nicht gebrauchen. – Nein, Stadtalarm kommt nicht in Frage, nicht auf die Vermutung hin, er könne nützlich sein.

Ich hänge mich wieder ans Visiophon. Ich will Rodrigo sprechen, und Paul.

Paul schläft noch. Es erleichtert irgendwie, denn wenn sich die ganze Stadt in ihren Fugen winden würde, dann hätte er etwas gemerkt.

„Gottseidank daß du da bist, Paul, ich wollte...“ Das Bild verwischt sich, und das Gesicht Cammarotos taucht auf dem Bildschirm auf. Crash-priority-override-connection vermutlich.

„Wie ist die Manöversituation?“

„Ich bin dabei, die Richtungsänderung abzuflachen.“

„Wieviel hatten Sie?“

„0.85 Grad pro Minute.“

„Und jetzt?“

„Eingestellt sind jetzt 0.15 Grad pro Minute. Das haben wir schon in den letzten Tagen ausprobiert. Weniger geht nicht weil...“

„Klar.“ Cammaroto verschwindet, und Paul erscheint wieder. Er hat sich in den wenigen Sekunden, die Cammaroto die Verbindung an sich gerissen hat, angekleidet.

„Und?“ fragt er.

„Wasser! Wassereintrich. Überall.“

„Hat es was mit...“

„Weiß ich nicht.“

„Ich komme sofort.“ Und schon verblaßt das Bild.

Ich vermute, es hat etwas mit dem Rechner zu tun. Alles, was in dieser Stadt schief geht, hat ja etwas mit dem Rechner zu tun. Lastausgleich der Vortriebsmaschinen geht nur in gewissen Grenzen. Die einen werden rauf- und die anderen werden runtergefahren. Für die scharfe Kurvenfahrt von eben gab es wahrscheinlich Vortriebsmaschinen, die mehr Energie brauchten als die zugeordneten Reaktoren ihnen liefern konnten. Ich hätte es wissen müssen. Bloß um einen großen Abstand zum Festland von Norwegen zu halten, war eine Haarnadelkurve doch nicht nötig. Joycelyn, da hast du eine Dummheit gemacht. Rede dich nicht damit heraus, daß Cammaroto gestern dem Plan zugestimmt hat. Von Zahlen und Kurvenradien war nicht die Rede. Du hast den Grad der Richtungsänderung festgelegt, du allein. Du mußt wissen, daß der Stadtrechner nicht mehr unbedingt in der Lage ist, gefährliche Manöver zu korrigieren oder auch nur zu warnen.

Und jetzt hast du Löcher in der Stadt.

Wenig später ruft die Leitwarte wieder an. Sie haben etwas mehr rausgekriegt, was die Schäden betrifft.

Tatsächlich sind die meisten Lecks Bagatellen, die in der zur Verfügung stehenden Zeit nicht genug Wasser durchlassen, um wesentliche Schäden zu verursachen. Es handelt sich um aufgeplatzte Schweißnähte und abgesprengte Bolzen. Eben die Schäden, die man bei großräumigem Verwinden der Stadt, das durch Scherkräfte bedingt ist, erwarten würde.

Ein Leck jedoch, in C7, ist eine ausgedehnte Angelegenheit. Da hat es große Bodenplatten des Stadtbodens hochgedrückt, und sternförmig von dort ausgehend gibt es Risse bis in viele hundert Meter Entfernung. Die Wassermenge, die dort einläuft, wird auf wenigstens einige hundert Tonnen pro Sekunde geschätzt, wahrscheinlich ist es mehr. An die Schadstellen selbst kommt man deshalb nicht mehr heran.

Man ist dabei, den Sektor von Menschen zu evakuieren. Es sind im wesentlichen Maschinenräume, und es ist möglich, das ganze Gebiet abzuschotten. Mehr als ein zehntel Quadratkilometer ist nicht betroffen.

Aber das, weiß ich, ist zuviel. Wenn ein zehntel Quadratkilometer der Stadt seinen Auftrieb völlig verliert, dann sind die Randgebiete dieses Stadtteils so starken vertikalen mechanischen Scherbelastungen ausgesetzt, daß es dort zu neuen Schäden und Lecks kommen wird. Die Ausbreitung dieses abgesoffenen Gebietes läßt sich auf die Dauer nicht verhindern, selbst, wenn man dem noch eine Weile mit Pumpen gegenarbeitet.

Doch die Lage ist noch schlimmer: In dem betroffenen Gebiet steht einer der Reaktoren für die Vortriebsmaschinen. Der wird durch das Seewasser entweder zerstört oder nur am effektiven Arbeiten gehindert. Schließlich kann Seewasser offene, spannungsführende Metallteile sehr gut kurzschließen, und sogar eine so starke Kühlung von Primär- und Sekundärkreislauf ist denkbar, daß die Leistung des Reaktors allein dadurch einen deutlichen Einbruch erleidet.

Dann aber haben die diesem Reaktor zugeordneten Vortriebsmaschinen nicht mehr genügend Strom. Statt selbst die Stadt mit anzutreiben würden die großen Schrauben passiv gedreht werden. Dieser zusätzliche Fahrtwiderstand würde die Stadtkonstruktion an dieser Stelle noch mehr belasten,

und zwar um so mehr, je schneller wir fahren. Eine Regelung dieser betroffenen Vortriebsmaschinen wäre nicht mehr möglich.

Das heißt, daß ein weiteres Aufreißen der Stadt in jenem Sektor unvermeidlich ist. Und ich weiß auch, daß es schnell gehen wird.

Noch bevor Cammaroto sich wieder an mich wendet, weiß ich, welchen Vorschlag ich machen werde, wenn er ihn nicht macht:

Wir müssen die nächstliegende Flachküste ansteuern – wahrscheinlich Nordwest-Jütland – und dort die Stadt auf Grund setzen. Wir haben keine Wahl mehr.

Die Stadt ist verloren. Jetzt müssen wir sehen, daß wir wenigstens die Menschen retten.

Joycelyn, halte durch. Denk nicht über Schuld oder Nicht-Schuld nach. Dazu hast du genug Zeit, wenn alle die Stadt verlassen haben. In zwei Tagen, spätestens in dreien. Dann weißt du, wie es ausgegangen ist. Wenn du dann noch lebst.

14. Softwarekrise

„Das hast du wahrscheinlich ganz richtig erraten.“

Paul hat weniger als zwanzig Minuten gebraucht, um in den Turm zu kommen. In der Zwischenzeit hatte ich weiter Gelegenheit, mich über die Lage der Stadt zu informieren. Zur Zeit sieht es so aus, daß in dem Sektor C7 zum Zeitpunkt des Wassereintruchs wenig Leute beschäftigt waren. Wahrscheinlich gab es überhaupt keine Verluste an Menschenleben, aber das steht noch nicht fest.

Außerdem begreife ich allmählich, wie wenig technisches Personal eine Stadt, die hauptsächlich touristischen Zwecken dient, überhaupt hat. Von den 1.25 Millionen Menschen hier sind es etwa eine halbe Million, die hier ihren ständigen Wohnsitz haben, und noch einmal ebensoviele, die sich in Hotels oder Ferienwohnung für beschränkte Zeit in der Stadt aufhalten. Die restlichen hundertfünfundzwanzigtausend Menschen üben hier einen Beruf aus, oder es handelt sich um Familienmitglieder der hier Berufstätigen. Das heißt, von diesen Menschen arbeiten nur etwa 60 bis 80 Tausend.

Diese paar zehntausend Menschen halten die gesamte Infrastruktur am Funktionieren. Die überwiegende Mehrzahl davon ist Dienstleistungspersonal in den Hotel- und Versorgungsbetrieben. Dann gibt es Berufe, die man bei einer so großen Menge von Menschen ebenfalls immer antrifft: Ärzte, Krankenschwestern, Lehrer, Friseure, Rechtsanwälte, Mitarbeiter in Verwaltung, Verkehrs- und Kommunikationswesen. Also auch Dienstleistungspersonal. Die herstellenden Betriebe und die technische Infrastruktur der Stadt kommt mit sehr viel weniger Leuten aus.

Leute, die wissen, wie man ein Schott abdichtet oder ein Leistungskabel isoliert, die mit Schweißgeräten und Hebebühne umgehen können, die Verdrahtungspläne der Stadt lesen und verstehen können, die einen Hubschrauber fliegen können, die überhaupt mehr als nur einen rohen Grundriß der Stadt im Kopfe haben und die wissen, wo welche Einrichtungen sind, die gibt es in sehr viel geringerer Anzahl. Ich kann über ein paar hundert verfügen. Vielleicht wäre das anders, wenn diese Stadt eine durchschnittliche demographische Zusammensetzung hätte, wie etwa die Städte im Saturnorbit, oder auf Ganymede, oder auf Mars, wo Menschen ihren permanenten Wohnsitz haben.

Ich vermute, daß sich unter den Gästen noch viele fähige Leute finden ließen – Ingenieure, Naturwissenschaftler, Techniker. Aber diese aufzutreiben und einer Aufgabe zuzuführen, einschließlich notwendiger Einarbeitungszeit, das scheint in der zur Verfügung stehenden Zeit aussichtslos.

So stellt es sich heraus, daß die Organisation einer Evakuierung im Sektor C7 wahrscheinlich ungenügend wäre, wenn sich dort mehr Menschen aufhalten würden. Mir wurde berichtet, daß es nicht einmal möglich ist, sicherzustellen, daß da in den oberen Etagen der Stadt nicht wieder jemand in den Sektor hineinläuft. Die wenigen Mitarbeiter können ihre Augen ja nicht überall haben. Ich fürchte, das Problem wird noch schwieriger werden.

„Was habe ich ganz richtig erraten? Ich war in Gedanken.“

„Du hast ganz richtig erraten, daß der algorithmische Lastausgleich wieder versagt hat.“ wiederholt Paul.

„Da war nichts zu erraten. Die Stadt ist beschädigt. Das kann man sich da unten ansehen. Das muß man nicht erraten.“

„So meine ich das nicht. Es ist so: Da ist eine Task, die macht den Lastausgleich zwischen den verschiedenen Vortriebsmaschinen. Die funktioniert. Und da ist eine Task, die ein synchrones Herunterfahren der Vortriebsmaschinen organisieren könnte. Diese Task sitzt fest. Deadlock. Sie bekommt keine Rechenzeit und keine Prozessoren, weil sie auf irgend etwas wartet.“

„Auf was?“

„Weiß ich nicht. Wir haben ja schon darüber gesprochen, was es sein könnte – aber es waren alles Vermutungen. Auf jeden Fall war es so, daß, als du die scharfe Kurve eingeleitet hast, die Task, die den Lastausgleich macht, festgestellt hat, daß einige der Vortriebsmaschinen – vermutlich die an der Außenseite der Kurve und besonders die in peripheren Bereichen der Stadt gelegenen – eine für ihre technische Spezifikation zu hohe Leistung erzeugen müßten. Das ging nicht. In solchen Fällen bietet es sich an, alle Vortriebsmaschinen in ihrer Gesamtheit herunterzufahren. Die Lastausgleichstask hat also an die andere Task, die das allgemeine Runterfahren hätte bewerkstelligen können, eine entsprechende Anforderung gesendet. Dieser Anforderung wurde allerdings aus den bekannten Gründen nicht entsprochen. – Diese ganze Situation ist bei den flachen Kurven, die wir in den letzten Tagen gefahren haben, nicht eingetreten.“

„So.“ Hört sich plausibel an. Aber mir ist es gleich.

„Übrigens“ fährt Paul fort, „haben wir Glück gehabt. Diese Intertask-Handlungsanforderung ist offenbar asynchron programmiert worden. Wäre das nicht der Fall, dann säße die Lastverteilungstask jetzt auch fest. Dann würde es die Stadt vielleicht zerreißen. Dann würden wir heute nacht noch Salzwasser schlucken. Alle, ohne Ausnahme.“

„So. Und das gefällt dir, was? Große Katastrophe, gerade noch verhindert, durch dein großartiges Programmsystem, was?“

„Wie bitte?“

Scheiß-Software, denke ich mir. Damit gibts doch immer Ärger. Ich darf nicht zulassen, daß wir uns jetzt schon anschreien.

„Entschuldige, Paul. Es ist nicht deine Schuld. Aber dieses verdammte System hat uns bereits zweimal geschlagen, und wenn wir es abschalten würden, dann schlägt es uns ein letztes Mal, und dann vernichtend. Das ist doch, sag es selbst, das ist doch überhaupt nicht professionell! Das ist doch

gepfuscht! Erst verklemmt es uns in seiner logischen Struktur die Ventile für die Auftriebszellen. Dann nimmt es uns die Möglichkeit, den Vortrieb der Stadt abzuschalten. Nicht einmal an die Reaktoren können wir ran. Und jetzt, wo es sich selbst in die Situation des unverzichtbaren Bestandteil des Ganzen gesetzt hat, da reißt es eine Wunde in die Stadt. Eine Wunde, die bald tödlich sein wird. Sowas kann man doch nicht mit gutem Gewissen installieren!“

Paul blickt mich eine Weile an. „Du hast nicht viel Erfahrung in der Software-Herstellung, nicht wahr?“

„Wir haben einen Kurs während der Ausbildung zum Stadttechniker bekommen, mehr nicht. Die Programme, die wir damals geschrieben haben, die funktionierten aber.“

„Programme funktionieren.“ Paul klingt fast spöttisch. „Vierzeiler, was? Ja, ich weiß. Wenn man das erste Mal damit konfrontiert wird, mit dem Begriff des Programms, und der Idee, daß da etwas ist, was funktioniert, ohne sich abzunutzen, dann ist das, als ob man lernt, auf dem Wasser zu schreiten. Ein Programm funktioniert immer, und wenn man es einmal fehlerfrei hat, dann bleibt es fehlerfrei.

„Aber, Joycelyn, die Praxis ist anders. Programme, die etwas sinnvolles arbeiten, sind GROSS. Hunderttausende, vielleicht Millionen Zeilen. So groß waren sie schon vor über hundert Jahren. Daran hat sich seit jener Zeit nichts geändert. Stell dir das vor! Die maximale Größe von Programmsystemen, deren Herstellbarkeit und Wartbarkeit man schon im zwanzigsten Jahrhundert gelegentlich zu beherrschen glaubte, hat sich überhaupt nicht geändert! – Da gab es einmal, im zwanzigsten Jahrhundert, ein Projekt, das nannte sich SDI. Irgendeine reichlich unscharfe Idee bezüglich der automatischen Verteidigung gegen anfliegende Raketen mit Kernwaffen war es, die sich hinter dieser Bezeichnung versteckte. Es hätte Programmsysteme erfordert, die in ihrem Umfange zwei Zehnerpotenzen über dem bis dahin bei den größten Softwaresystemen erreichten lagen. Es hat nie funktioniert! Natürlich hat es viel Geld gekostet, wenn auch nicht ganz soviel wie diese Stadt. Aber Programme in der damals angepeilten Größenordnung hat es nicht nur in diesem Projekt, sondern auch danach NIEMALS gegeben!

„Und seit dieser Zeit hat sich auch an der Unzuverlässigkeit von Programmen nichts geändert. Sie sind unübersichtlich, werden immer mit zu knappen zeitlichen Ressourcen erstellt, es wird nicht genau definiert, was diese Programme tun sollen, und das, was definiert wird, verstehen alle Mitarbeiter des Projektes unterschiedlich. Sie, die Auftraggeber und die Manager, wissen nicht einmal, ob das, was das Programm machen soll, überhaupt widerspruchsfrei formuliert worden ist!

„Seit dieser Zeit sind viele neue Ideen aufgetaucht, was die Softwareproduktion betrifft. Neue Programmiersprachen, neue Paradigmen, neue Algorithmen- und Datenabstraktionen, neue Managementmethoden, neue Konfigurationsmethoden. Es hat nichts genutzt.

„Programme haben Fehler. Es gibt glaubwürdige Schätzungen, die besagen, das Softwaresysteme, die im Einsatz sind, und die als zuverlässig gelten, immer noch alle paar Dutzend Zeilen einen Fehler haben! Große Softwaresysteme, die der ständigen Wartung und Weiterentwicklung bedürfen, ernähren immer ein ganzes Team von Programmierern und Systemdesignern, und im allgemeinen geht mehr als die Hälfte der Arbeitsleistung nur für Reparaturen von logischen Fehlern drauf! Große Systeme haben zwischen zehn- und hunderttausend Fehler, und, natürlich, es werden auch ständig neue gemacht, denn die Fehlerbehebung und Weiterentwicklung geschieht ja auch durch Menschen, die Fehler machen können und nach Murphy Fehler machen müssen.

„Ich könnte Stunden darüber reden, was alles bei einem Softwareprojekt daneben gehen kann. Erinnerst du dich noch an deinen Geschichtsunterricht, in der Schule? Ihr habt doch bestimmt vom Untergang der Stadt New-Aberystwyth gehört, im späten einundzwanzigsten Jahrhundert, in der Saturnumlaufbahn? Zwei Städte, jeweils etwa zwei Kilometer im Durchmesser und fast fünfzehn Kilometer lang, haben rotierend aneinander gedockt, so, wie es heute schon lange Routine ist. Damals waren das die größten Städte dieser Art, die man bauen konnte. Man mußte mechanische Instabilitäten dieser Konfiguration numerisch ausgleichen, durch einen Rechnerverbund. Es sind andere mechanische Instabilitäten als im Falle unserer Stadt, die da Schwierigkeiten machen, aber es ist dasselbe Prinzip. Es gab plötzlich eine Regelschwingung, die sich immer weiter

aufschaukelte, bis eine der Städte zerbrach und die andere schwer beschädigt wurde. Es hat mehrere Millionen Tote gegeben.

„Weißt du, woran es damals gelegen hat? Zwei Rechner, die untereinander verbunden waren, benutzen ein geringfügig unterschiedliches Format der Zahlendarstellung. Der eine verwendete intern zur Darstellung negativer Zahlen noch das antiquierte Einerkomplement. Und was soll ich dir sagen: Während des ganzen Projektes ist das keinem Menschen aufgefallen!“

Paul ist richtig in Fahrt. Er geht energisch auf und ab, während er redet. Ich habe den Eindruck, daß er nicht das erste Mal über die Zuverlässigkeit von Software redet – er redet ja fast druckreif.

„Jedenfalls ist das die heutige Erklärung. Die beste, die man hat. Bei dem Unglück sind viele Unterlagen zerstört worden, und auch einige der beteiligten Mitarbeiter waren unter den Opfern. Die Aufklärung war sehr schwierig. Man hatte in den Zeiten ja noch genug zu tun, sich überhaupt eine funktionsfähige Lebenssphäre im Weltraum zu schaffen.“

„Das interessiert mich jetzt alles nicht,“ sagte ich, „Frage: Wird sich das, was wir eben erlebt haben, wiederholen?“

Wenn Paul eingeschnappt war, dann ließ er es sich wenigstens nicht anmerken.

„Nein. Wenn wir nicht noch einmal eine so enge Kurve zu fahren versuchen.“

„Wird etwas anderes dieser Art passieren?“

„Was genau?“

„Weiß ich nicht. Irgendeine böse Überraschung dieser Art, die durch den Stadtrechner verursacht wird.“

„Mit Sicherheit kann man sowas natürlich nie sagen, gerade bei dem Zustand, in dem das System jetzt ist. Ich würde vermuten, daß, wenn sich die Fahrtparameter nicht weiter ändern, der Rechner für alle Zeit so weiterarbeiten würde wie er es jetzt tut. Allerdings – die Fahrtparameter ändern sich ja, wenn die Sache in Sektor C7 wirklich so schlimm ist.“

„Sie ist so schlimm. Ich werde die Stadt an der Küste Jütlands auf den Strand setzen. Ich hoffe, daß wir die zweitausend Kilometer noch schaffen.“

Paul zeigt Betroffenheit: „Was? Die Stadt abwracken? Und so bald schon? Ist das mit Cammaroto abgesprochen?“

„Wir haben vor dem Zwischenfall heute nacht drüber gesprochen, als Möglichkeit. Als eine der verbleibenden Optionen, wenn sonst nichts mehr zu machen ist. Ich bin sicher, er wird sich meiner Ansicht anschließen.“

„Aber – „ Paul schien mit dem Plan überhaupt nicht einverstanden „aber wir sitzen doch zu hunderten an dem Problem. Vielleicht finden wir doch noch eine Möglichkeit!“

„Zu Hunderten? Wo haben Sie denn – äh – wo hast du denn diese vielen Mitarbeiter gefunden?“

„Nicht hier. Ich habe Kanäle zu den Außenwelten geschaltet. Fast jeder, der am System mitgearbeitet hat, sitzt dran. Allerdings ist es etwas schwierig, wenn diese Mitarbeiter direkt bei uns im Speicher des Stadtcomputers rumwühlen wollen. Die Mitarbeiter in den Saturnstädten haben zum Beispiel unter einer Signallaufzeit von einer Stunde zu leiden – für eine Strecke. Die Lichtgeschwindigkeit ist für unsere Kommunikation viel zu langsam.“

Daran hatte ich noch nicht gedacht. Paul hat doch gute Ideen.

„Ist schon was dabei rausgekommen?“

„Nein. Ausgenommen eine Anfrage vom Direktorium der Betreibergesellschaft der Stadt. Sie wollen wissen, was eigentlich los ist. Die vielen Programmierer, die sich jetzt mit dem Problem beschäftigen, kosten ganz schön.“

„Typisch. Erst, wenn es um Geld geht, werden sie wach. Paul, wenn sie nachfragen, sage, daß ich es angeordnet habe. Ich nehm's auf meine Kappe. Vielleicht schwimmt diese Kappe bald kieloben. Dann ist es auch egal.“

Einen Moment Schweigen. Draußen, weit weg und schwach, brüllt der Wind.

„Wieso ist denn sonst niemand hier?“ fragt Paul.

„Die meisten arbeiten im Sektor C7. Nur in der Leitwarte und hier im Turm passen ein paar auf. Nur hier kann man aus erster Hand erfahren, wenn der Rechner sich wieder eine neue Scheiße ausdenkt. – Der Rest der Stadt schläft.“

„Die Glücklichen.“

Hoffentlich hat er die Bemerkung über den Rechner nicht als Vorwurf aufgefaßt. Ich bin zwar in der Stimmung, die gesamte Branche der Softwarewerker zu verdammen, oder besser noch, unter der Stadt kielholen zu lassen, aber Paul würde ich ganz gerne ausnehmen.

Nach einer langen Pause fährt Paul mit seinen Erläuterungen fort, während er versucht, die nächtliche Schwärze draußen vor den dicken Fenstern des Turmes mit seinen Blicken zu durchbohren:

„Ich mache diesen Job ja nicht erst seit gestern. In meiner ganzen beruflichen Laufbahn, erst als Compilerbauer, dann bei der Mitarbeit an diesem Stadtsteuerprogramm, habe ich immer und überall ganz genau dasselbe erlebt. Das Projekt ist immer zu kompliziert, das Geld und die Maschinenausrüstung und ganz besonders die Zeit zu knapp, das Management immer unwissend, sowohl was das fachliche als auch das geistige Arbeiten an sich angeht. Glaub mir, Joycelyn, es ist immer und überall dasselbe. Manager können Mannstunden und Programmzeilen addieren, wir, die wir die wirkliche Arbeit machen, können nicht einmal über die Aufstellung der Terminals in den Büros mitentscheiden. Wie soll da Effektivität zustande kommen? – Programme wachsen, werden immer komplizierter, sogar komplizierter als unbedingt nötig. Die Programmentropie wächst unaufhaltsam, während eines Softwareprojektes.“

„Die was?“

„Die Programmentropie. Ein Maß dafür, wie überflüssig kompliziert ein Programm ist, verglichen mit der minimalen Komplexität, die es für eine Aufgabenstellung gerade eben haben müßte. – Das ist ein Versuch, den Entropiebegriff aus der Physik in die Informatik herüberzuretten: Man denkt sich zu einem gegebenen Programm alle anderen Programme aufgeschrieben, die ganz genau dasselbe tun aber höchstens genauso oder weniger kompliziert sind. Das ist notwendigerweise eine subjektive Einschätzung, aber im Software-Engineering ist ja fast alles subjektiv. Diese Programme durchgezählt und, weil es so viele sind, davon den Logarithmus genommen, das gibt eine Zahl. Und die nennt man die Programmentropie.“

„Das verstehe ich nicht ganz.“

„Stell dir vor, daß du für irgendeine Anwendung tatsächlich das allereinfachste Programm geschrieben hast. Dann gibt es nur ein Programm, näm-

lich eben dieses, was so kompliziert ist oder weniger kompliziert wie das Programm, von dem die Rede ist. Anzahl dieser Programme also eins, Logarithmus davon ist Null.“

„Und das ist gut?“

„Genau. Jedes kompliziertere Programm, also eines mit einer größeren Entropie als Null, hätte zu seiner Erstellung mehr Arbeit erfordert und wird wahrscheinlich mehr Fehler enthalten. Oder jemand, der es lesen und verändern muß, fragt sich, wieso etwas komplizierter als nötig formuliert worden ist und verbraucht deshalb mehr Zeit für seine Aufgabe. Er macht auch leichter neue Fehler. Da gibt es empirische Formeln, die den Zusammenhang mit der Programmentropie beschreiben. Und, darauf will ich hinaus: Ein so großes Programm wie das System im Stadtrechner hat immer eine sehr hohe Entropie. Muß es haben, weil es ja nicht in nur einem einzigen Kopf entstand. Und jedesmal, wenn man etwas an diesem Programm verändert oder verbessert, dann wächst die Entropie weiter. Deshalb nennen wir das auch ‘verschlimmbessern’.“

„Das alles ist sehr interessant,“ sage ich, „Aber ich sehe nicht, was uns das jetzt nützt.“

„Nichts nützt es uns. Was ich sagen will ist, man sollte sich vielleicht nicht zu sehr auf das geplante Funktionieren des Systems im Stadtrechner verlassen, jetzt, wo es angefangen hat, etwas anderes zu tun als das, was ursprünglich vom Hersteller beabsichtigt wurde! – Keiner weiß, was geschehen kann. Sagen wir einmal so: Wenn wir statt dessen dort nur ein einfaches Programm hätten, daß Zufallszahlen erzeugt, dann könnte man genauer voraussagen, was in den nächsten Stunden passieren wird.“

Das Visiophon plärr auf und unterbricht die Unterhaltung. Der junge Mann von vorhin ist dran.

„Sehen Sie sich die Leistungswerte des Reaktors R-480-C7 an! Er fährt runter!“

„Ist das der in...“ fragt Paul von der Seite.

„Genau der.“ Und zum Visiophon: „Danke. Wir haben es schon erwartet. Ist der Chef zugegen?“

„Nein. Over.“ Das Visiophon verblaßt.

„Also warten wir?“ fragt Paul.

„Ich? Ja. Du – nein. Ich habe dich wieder aus dem Bett getrommelt. Das war ja vielleicht nicht notwendig. Eigentlich ist Rodrigo's Platz hier, wenn schon zwei da sein müssen. Du solltest runtergehen. Wenn du unausgeschlafen bist, dann kannst du nicht arbeiten. Das kann ich nicht verantworten. Ich mache hier oben ja nur einen dummen Managerjob und zähle die Stunden bis zur Strandung. Reine Routine. Das können Manager ja. Ich darf müde sein. Also bleibe ich noch länger wach.“

Paul steht eine Weile da, als ob er noch etwas sagen will. Dann geht er mit plötzlichem Schritt zur Tür. Dort bleibt er noch einmal stehen.

„Jütland?“ fragt er.

„Ja.“

„Noch 2000 Kilometer?“

„Ungefähr.“

„Also Mittwoch morgens. Naja. Glaube kaum, daß es in der morgigen Nacht keine Unterbrechungen gibt. Du kannst mich jederzeit...“

„Schon gut.“

„Du kannst wirklich...“

„Ab in die Falle!“

Das läßt er sich nicht zweimal sagen. Schon ist er weg.

Ich komme mir überflüssig vor. Was muß noch getan werden, was muß ich jetzt noch organisieren, wenn niemand sonst daran gedacht hat?

Gezeitentabellen. Natürlich sollten wir bei Hochwasser auf einem Strand aufsetzen, wenn wir das schon tun müssen. Solche Navigationsaufgaben würde normalerweise der Stadtrechner erledigen, aber selbst, wenn er störungsfrei funktionieren würde, dann wären absichtliche Strandungen und die Optimierung der Bedingungen, unter denen sie stattfinden sollen, wohl kaum als Manöveralternativen vorgesehen gewesen.

Verpflegung, Feldausrüstung. Wer immer an Land gelangt muß irgendwovon leben. Haben wir genug kleine Boote? Die Wasserflugzeuge, das könnte gehen. Oder eine provisorische Brücke. Mehr als eine Million Menschen im Gänsemarsch, das dauert lange. Viel zu lange.

Dann, vorher noch, müssen die Stadtbewohner sich dort aufhalten, wo der Ruck des Auflaufens der Stadt ihnen am wenigsten schaden kann, auch, wenn derselbe bei 36 Stundenkilometer nicht sehr groß ist. Wahrscheinlich müssen alle in den Wald rauf. Bäume sind elastisch und werden

von dem Strandungsstoß kaum umfallen. Innerhalb des Stadtrumpfes kann es große mechanische Verformungen und Inneinanderschiebungen von tragenden Strukturen geben. Keiner weiß, welche Gebiete davon am meisten betroffen sein werden. An einem Ort wird man fast nichts von dem Aufprall merken, ein paar hundert Meter weiter schieben sich Gänge und Hallen wie Ziehharmonikas zusammen. Nein. Wenn es so weit ist, müssen alle rauf.

Wer hilft denen, die sich nicht selbst helfen können? Die Krankenhäuser, die Intensivstationen. Behinderte. Mir fällt die Straub ein. Lassen wir die hoffnungslosen Fälle zurück? Wer entscheidet das? Wer entscheidet, wer ein hoffnungsloser Fall ist?

Vorher noch, der Kampf um Sektor C7. Der wird sich ausweiten. Gehen da Signalleitungen durch, die gefährdet sind? Wenn die Leistungssteuerung des Vortriebes des rückwärtigen Teils der Stadt vom Rest der Stadt getrennt wird, dann kann leicht die Stadt in zwei Teile zerreißen. Sollte man alle Bewohner aus dem hinteren Teil der Stadt nach vorne bringen? Das muß jedenfalls auch geprüft werden. Ich fange an, mir Notizen zu machen. Man hätte mit dem Nachdenken für alle Eventualitäten eigentlich schon früher beginnen sollen.

Draußen blinkt ein Licht auf, ganz kurz. Der abnehmende Mond in einer Wolkenlücke. Vielleicht klart das Wetter auf. Was immer das nützen mag.

Noch ein Punkt: Wie sehr hat sich die Geographie der Küstenstriche der Länder um die Nordsee geändert? Schließlich, mit der aufgegebenen Nutzung des Planeten durch den Menschen entfallen auch alle Küstenschutzmaßnahmen. Wenn eine Sturmflut dem Meer einhundert Quadratkilometer Land zurückholen will – niemand wird sie daran hindern. Und niemand weiß, wo sich neue Untiefen gebildet haben könnten. Es wäre peinlich, schon fünfzig Kilometer vor der Küste auf Grund zu laufen.

Das Visiophon meldet sich. Es ist wieder der junge Mann, der es vorhin so eilig mit dem Abschalten hatte.

„Frau Pemberton?“

„Ja?“

„Der Reaktor R-480-C7 hat sich stabilisiert und wieder seine volle Leistung erreicht – eher noch etwas mehr.“

„Danke Herr...“

„Michelson.“

„Herr Michelson. Wie sieht es sonst aus?“

„Alles stabil, bis auf Sektor C7. Es scheinen neue Schäden in den angrenzenden Sektoren aufzutreten, und manche Betonwände sind alles andere als dicht. Die Ausbreitung scheint langsam. Die Kollegen vor Ort sind aber sehr sparsam mit ihren Kommentaren.“

„Gut. Danke. Die haben genug zu tun.“ Diesmal schalte ich das Visiophon ab.

Mit anderen Worten: Die Zerstörung in Sektor C7 frißt sich fort wie ein Krebsgeschwür. Wahrscheinlich kann der Herr Michelson deshalb so ruhig sein, weil er es erstens nicht selbst zu Gesicht bekommt, weil er nicht genügend Phantasie hat, und weil recht wenige Meldungen hereinkommen. Und das wiederum liegt daran, daß so wenige Leute vor Ort sind.

Der Reaktor hat also wieder seine volle Leistung, eher noch etwas mehr. Komisch. Woran mag das liegen? Bei den zu erwartenden Störfällen eines Fleischmann-Pons-Reaktors, der in zu intensiven Kontakt mit Seewasser gerät, sollte man eigentlich erwarten, daß seine Leistung kontinuierlich abnimmt. Es sei denn, daß... in meinem Innern schrillt eine Alarmklingel. Ich hechte zum Visiophon.

„Ja?“ fragt ein verblüffter Herr Michelson.

„Wie ist der Reaktor jetzt, leistungsmässig?“

„Leistung steigt weiter. Wahrscheinlich wegen erhöhtem lokalem Strömungswiderstand am Stadtboden. Das ist...“

„Nein,“ schreie ich, „Lassen sie den Sektor C7 evakuieren, hören Sie? Sie haben doch Verbindung!“

„Was?“

„Hören Sie nicht, was ich gesagt habe? Lassen Sie C7 ganz räumen!“

Michelson strafft sich: „Wenn Sie meinen, daß ein F-P-Reaktor durchgehen kann, dann muß ich Sie darüber informieren, daß so etwas nicht möglich ist. Bei einem Fleischm -“

Ich spüre den Ärger in mir aufsteigen. Warum haben manche Leute denn sowenig technische Phantasie? Natürlich kann ein Fleischmann-Pons-Reaktor nicht in eine thermonukleare Detonation übergehen, oder in eine

Art Kettenreaktion. Aber es gibt noch andere spektakuläre Wege der Fehlfunktion.

„Haben Sie schon mal mit einem Dampfdruckkochtopf etwas zubereitet? Nein? Das sollten Sie mal. Benachrichtigen Sie die Einsatzgruppen, daß sie sich aus der Nähe des Reaktors zurückziehen sollen! Später erkläre ich Ihnen mal etwas über Reaktorbau!“

Ungläubig blendet Michelson das Visiophon aus. Ich versuche, Cammaroto zu erreichen, aber es gelingt nicht. Vielleicht ist er auch im Sektor C7. Dann könnte ich versuchen, mich vom Stadtrechner über den Zustand des Reaktors in C7 informieren zu lassen. Aber da ich das noch nie gemacht habe – es war ja bisher nie notwendig, diese Statusinformationen abzurufen – lasse ich lieber die Finger davon. Ich müßte erst Manuale wälzen, um herauszukriegen, ob und wie das System mir verrät, was ich wissen will. Und außerdem: Weiß ich denn, ob eine selten genutzte Abfrage das System nicht völlig in die Software-Paralyse führt? Bloß jetzt nichts Schwieriges vom Stadtrechner verlangen! Man kommt sich vor, als müßte man ein fähiges, aber jähzorniges Kind bei Laune halten.

Minuten vergehen träge. Niemand von den Einsatzgruppen im Sektor C7 ruft an, um nachzufragen, was ich mit dem Rückruf bezwecke.

Bald muß der Morgen grauen. Ich überlege mir, welche Gründe der Leistungsanstieg in dem Reaktor in C7 haben könnte, und ob eine wirkliche Gefahr besteht. Ein bißchen was weiß ich ja über die F-P-Reaktoren.

15. Das Feuer des Prometheus

Schon um 1989 wurde der Fleischmann-Pons-Effekt gefunden. Den beiden Entdeckern, Fleischmann und Pons, ist es jedoch nicht gelungen, ihre Versuchsbedingungen so präzise anzugeben, daß andere Autoren und später sie selbst die kalte Fusion von Deuteronen im Kristallgitter des Palladiums nachweisen geschweige denn die hohen behaupteten Leistungsdichten nachvollziehen konnten. Was man nachweisen konnte, waren einige – für Physiker und Chemiker unverzeihliche – Schlampereien im experimentellen Aufbau und in der Meßmethodik. In demselben Jahr, in dem die Schlagzeilen von der Kalten Fusion um die Welt rasten, er-

nüchternete sich die physikalische Fachwelt gründlich. Die einhellige Meinung war: Den Effekt gibt es nicht. Alles Plunder. Zu frühe Veröffentlichung. Unwissenschaftlich. So schafften es Fleischmann und Pons, einerseits bekannt zu werden und andererseits ihren wissenschaftlichen Ruf so gründlich zu ruinieren, daß man ihnen sogar eine Veröffentlichung einer Tabelle mit dem kleinen Einmaleins nicht mehr geglaubt hätte. Zu ihren Lebzeiten hatten sie den Effekt, den sie zu sehen geglaubt hatten, nicht einmal ansatzweise ein zweites Mal reproduzieren können.

Aber der Zweifel blieb. So, wie manche unverbesserliche Optimisten bis zum heutigen Tage dem Perpetuum Mobile zweiter Art nachjagen, so reizte der Gedanke an die Kalte Fusion jeden, der mit Fleisch und Blut Physiker war. War es nicht sehr plausibel, daß in einem Kristallgitter eindiffundierte Deuteriumkerne, ihrer elektrischen Abstoßung durch die Wechselwirkung mit dem Kristallgitter beraubt, durch quantenmechanische Effekte, also ganz besonders durch den Tunneleffekt, tatsächlich mit großer Wahrscheinlichkeit fusionieren konnten? Und mehr noch: War es nicht sogar denkbar, daß man mit reinem Deuterium sogar eine Fusion mit Helium als Endprodukt bekommen konnte? Reines, umweltfreundliches Helium, keine Neutronen, keine sonstige Radioaktivität, die Abgabe der erzeugten Energie direkt an das Kristallgitter des Palladiums? Schweres Wasser rein – Wärme raus. Was kann einfacher sein?

Die Suche ging weiter. Heute weiß man, daß geringe Fusionsraten sehr leicht zu erzielen sind, sogar mit dem Original-Versuchsaufbau von Fleischmann und Pons. Aber der Nachweis von Wärmemengen im Mikrowattbereich ist natürlich schwierig, und der Nachweis von Helium, das ausgerechnet sich in jenen Kristallfehlstellen festsetzen möchte, die die Kalte Fusion katalysieren, ist auch nicht einfach. Festkörpergebundenes Helium ist spektroskopisch nicht nachzuweisen. Wenn man jedoch die Elektrodenprobe in einem Lichtbogen verdampft, dann kann man eigentlich immer nachweisen, daß das Helium, das sich durch rudimentäre Spektrallinien verrät, sich noch auf anderem Wege in die Versuchsanordnung geschlichen haben könnte.

Nach den Ökokriegen, als sich die Weltbevölkerungskonferenz etabliert hatte, also um 2018, wurde Grundlagenforschung allmählich wieder möglich. Die zu diesem Zeitpunkt hochentwickelte Halbleiterschaltkreistechnik

nologie ermöglichte auch, andere Metalle und Metallegierungen sehr gezielt zu manipulieren, und zwar im allerkleinsten, auf der Designebene der Kristallgitter und ihrer Defektstrukturen. Aufbauend auf Arbeiten, die bereits in den Siebziger Jahren des Zwanzigsten Jahrhunderts in einer kleinen Universität in Deutschland gemacht worden waren, gelang es, in Palladium-Titan-Mischkristallen Kristalldefekte zu erzeugen, die eingebrungene Wasserstoff- und Deuteriumkerne mit immensen, mikroskopisch kleinen Potentialwällen im Kristall komprimierten. Dabei stellte sich ein thermodynamisches Gleichgewicht zwischen dem Partialdruck des Wasserstoffes oder des schweren Wasserstoffes außerhalb des Kristalles und der Konzentration dieser Kerne in den besagten Fehlstellen im Kristall ein. Eine Änderung des Druckes außen bewirkte eine Änderung der Wasserstoff- und Deuteriumkonzentrationen im Kristall, bei höheren Temperaturen schneller, bei tiefen langsamer. Das war schon fast alles, was den Weg zur Konstruktion des F-P-Reaktors ebnete.

Es ist tragisch, daß weder Fleischmann und Pons noch die Mitarbeiter jener kleinen Universität in Clausthal im Oberharz jemals erfuhren, welche Ergebnisse ihre Arbeiten wenige Jahrzehnte später zeitigten. Aber welcher Zeitgenosse hätte um 1970 bis 1990 die richtigen der vielen verschiedenen Wege in der Forschung zu jener Zeit zusammenführen können? So hatte man in Clausthal niemals Energieerzeugung im Auge – die Intentionen, die hinter der Forschung in Sachen Kristallfehlstellen standen, bezogen sich ausschließlich auf die Mikroelektronik. Vielleicht aus diesem Grunde hat sich die Bezeichnung Fleischmann-Pons-Sarkowski-Labusch-Doeding-Seuter Reaktor, die eigentlich angemessen gewesen wäre, nie durchgesetzt – aber vielleicht liegt das auch an der Länge des Namens.

Nachdem die ersten Palladium-Titansplitter Leistungsdichten von mehreren Milliwatt pro Gramm erreicht hatten, begann sofort gezielt die Entwicklung der F-P-Reaktoren. Zunächst wurde die Anzahl der geeigneten Kristalldefekte stark erhöht, bis man bei achtzehn bis fünfundzwanzig Watt pro Gramm Palladium-Titan-Legierung anlangte. Es zeigte sich allerdings, daß die mögliche Dichte der Defekte mit steigender Temperatur wieder abnahm. Bei den für eine Energieerzeugung interessanten Temperaturen konnten pro Gramm aktives Material höchstens drei Watt erzeugt werden. Diese maximale Leistung nahm dann nur noch langsam im Laufe

der Zeit ab – nach vielen Jahren kontinuierlicher Energieproduktion waren es noch zwei Watt, nach vielen Jahrzehnten nur noch ein Watt pro Gramm.

Kurzfristig sinkt die Energieproduktion allerdings aus einem anderen Grunde: Das erzeugte Helium besetzt die aktiven Kristalldefekte. Unternimmt man nichts, dann fällt die Leistung eines F-P-Reaktors nach wenigen Stunden auf unmeßbar geringe Werte. Die Deuteriumkerne gelangen nicht mehr dahin, wo sie fusionieren können, weil ihnen die Heliumkerne im Wege stehen.

Das Helium treibt man genauso aus den Kristalldefekten heraus wie man das Deuterium hineingetrieben hat: Man hält einfach die Außenkonzentration des Heliums so niedrig wie möglich. Um die Ausdiffusion von Helium aber noch zu beschleunigen, läßt man einen F-P-Reaktor in regelmäßigem Rhythmus etwas heißer arbeiten. Dies geht allerdings nur sehr kurzzeitig, da bei zu hoher Temperatur auch die Dichte der aktiven Kristalldefekte weiter abnimmt – die Kristalldefekte ‘heilen aus’. Daraus folgt, daß die ideale Konstruktion des aktiven Palladium-Titan-Materials eine sehr dünne Folie ist, die das Ausdiffundieren des Heliums auch bei kurzzeitiger Temperaturerhöhung in den Ausheizungszyklen erleichtert. Deshalb besteht bei modernen F-P-Reaktoren das aktive Material, das bei großen Leistungsreaktoren ja einige hundert Tonnen umfassen kann, aus einem Gewebe feinsten Palladium-Titan-Folien, die von schwerem Wasser mit hoher Strömungsgeschwindigkeit umspült werden. Dadurch ist die Temperatur über den gesamten Reaktorkern sehr konstant und läßt sich präzise und schnell regeln. Ein F-P-Reaktor verträgt schon wenige Grad Übertemperatur sehr schlecht, weil dann die Qualität des aktiven Materials schnell abnimmt. Deshalb kann man ihn auch nicht ohne leistungsfähige Computer bauen, insbesondere auch dann, wenn die Lastanforderungen häufig wechseln.

Die Notwendigkeit einer effektiven Regelung ist auch durch die starke Druckabhängigkeit eines F-P-Reaktors bedingt. Eine Erhöhung der Leistung führt zu einer Temperaturerhöhung, die, wenn man sonst nichts weiter unternimmt, auch den Druck ansteigen läßt. Das bedeutet aber, daß die Leistung sofort weiter steigt. Man hat blitzartig die Temperaturen erreicht, bei denen das aktive Material durch Ausheilung der Kristalldefekte seine Aktivität verliert. Praktisch von einer Sekunde zur anderen hat

man nur noch ein Druckgefäß mit heißem Wasser drin, das langsam abkühlt. Schon dieser Effekt alleine bewirkt, daß man einen FP-Reaktor ohne computergesteuerte Druckregelung gar nicht in Betrieb nehmen kann, ohne ihn sogleich zu zerstören.

Es gibt aber noch mehr konstruktive Schwierigkeiten. Wegen der Heliumvergiftung des aktiven Materials muß das Helium sehr effektiv aus dem Primärkreislauf entfernt werden. Und nicht nur das Helium. Es muß auch peinlich genau darauf geachtet werden, daß sich kein normalschwerer Wasserstoff in den Primärkreislauf verirrt. Der diffundiert nämlich auch sehr gerne in das aktive Material und geht mit Deuteriumkernen Fusionen ein. Es entsteht dann entweder Helium-3, ein Isotop des Heliums, oder Tritium unter Erzeugung eines Positrons. Das Positron reagiert mit irgendeinem Elektron und erzeugt dabei harte Gammastrahlen. Und der Tritiumkern verliert auch seine Unschuld: Unter den Bedingungen der Kristalldefekte fusioniert er auch mit einem anderen Deuteron. Dabei entsteht ein freies Neutron. Und das treibt in dem aktiven Material allerhand Unfug. Unter anderem können die Palladium- und die Titan-Atomkerne selbst dieses Neutron einfangen und dabei Kernreaktionen auslösen, die eine ganze Reihe neuer Stoffe erzeugt, die meisten davon radioaktiv. Auch das Helium-3, das bei der Anwesenheit von normalschwerem Wasserstoff entsteht, ist noch bei einer ganzen Reihe ungewollter und störender Nachfolgereaktionen beteiligt.

Unter dem Strich bewirkt also die Anwesenheit geringster Spuren von normalschwerem Wasserstoff eine radioaktive Verseuchung des aktiven Materials, das außerdem seine Eigenschaft als aktives Material verliert – die Kristalldefekte werden zerstört. Fremdatome haben in dem aktiven Material überhaupt nichts zu suchen. Das ist der Grund, warum der Primärkreislauf eines F-P-Reaktors reinstes Schweres Wasser – oder in einigen früheren Bauformen reinstes Deuteriumgas – enthalten muß und auch dauernd von allen neuentstandenen Fremdstoffen gereinigt werden muß. Auch die Anlage, die für die Abscheidung von Fremdatomen sorgt, ist rechnergesteuert – sie ist nämlich noch viel komplizierter als der eigentliche Reaktor.

Nichtsdestoweniger hat ein F-P-Reaktor auch sehr viele angenehme Eigenschaften. In früheren Modellen wurde die Deuteriumkonzentration im

aktiven Material noch durch Elektrolyse künstlich erhöht. Das hatte den Vorteil, insbesondere bei kleinen Elektrodenabmessungen, daß die Leistung sehr rasch verändert und damit auch schnellstens abgeschaltet werden konnte. Eine solche Eigenschaft ist der Sicherheit durchaus förderlich.

Allerdings stellte sich dann heraus, daß Stromkonzentrationen an manchmal nur mikroskopisch kleinen scharfen Kanten des aktiven Materials die lokale Temperatur zu stark ansteigen ließen und auf diese Weise die Kristalldefekte ausheilten. Das aktive Material wurde gerade da inaktiv, wo durch hohe Stromdichten die höchsten Deuteriumkonzentrationen erreicht worden waren.

Außerdem mußte die Leitfähigkeit des schweren Wassers durch Zugabe von chemisch reiner Kalilauge oder einem anderen Elektrolyt erhöht werden. Das machte die Schwerwasserreinigung viel schwieriger und führte zu unübersehbar vielen chemischen Nebenreaktionen im Reaktor. Dazu kam, daß sich lokal doch immer wieder echte Elektrolyse-Reaktionen abspielten, so daß man auch dauernd freien Sauerstoff und freien Schweren Wasserstoff im System hatte. Das wiederum machte die Druckregelung aufwendig und den gesamten Betrieb gefährlich.

Deshalb ist man in modernen F-P-Reaktoren dazu übergegangen, die Eindiffusion von Deuterium in das aktive Material allein durch hohen Druck zu bewerkstelligen. Es hat sich herausgestellt, daß das die sauberste Lösung ist. Es ist immer noch möglich, die Energieerzeugung im Reaktor in Sekunden herrunterzufahren, indem man den Druck von weit über zweitausend Bar auf dreihundert Bar zurücknimmt.

Eine andere – die teuerste – Möglichkeit der Schnellabschaltung ist einfach die, den Reaktor heißlaufen zu lassen. Wenn das aktive Material nur für Minuten um fünfzig Grad heißer ist als die normale Betriebstemperatur, oder nur für Sekunden um achtzig Grad heißer, dann sind alle Kristalldefekte zerstört, beziehungsweise, der Kristall ist ausgeheilt. Es wird keine Energie mehr erzeugt. Der Reaktor kühlt aus – einfach so. Dann kann man das Schwere Wasser wieder in Vorratsbehälter umfüllen, das nicht mehr aktive Material ausbauen und als Rohstoff verwenden, für dieselbe Menge neuen aktiven Materials.

Das ist der Grund, warum ich keine Angst vor einer Explosion eines F-P-Reaktors habe. Ein F-P-Reaktor geht unauffällig kaputt. Eine Leistungs-

exkursion kann er nur haben, wenn diese vermehrte Leistung auch sofort abgeführt wird. Das hieße aber, daß alle beteiligten Regelsysteme völlig in Ordnung sind.

Es gibt allerdings eine Methode, einen F-P-Reaktor zu demolieren, indem man nämlich die Druckabhängigkeit der Reaktion ausnutzt: Man fängt mit einem kalten Reaktor an und setzt den Primärkreislauf unter den höchsten Druck, den die Zuführungspumpen aufbringen können. Das sind etwa dreitausendfünfhundert Bar. Dann schließt man alle Ventile und legt auf diese Weise die Druckregelung lahm.

Der Reaktor wird schnell seine Betriebstemperatur und etwas darüber erreichen. Dann wird das aktive Material zwar zerstört, aber der Druck steigt weiter auf über viertausendfünfhundert Bar. Und da liegt irgendwo die Grenze dessen, was der Primäre Druckbehälter aushalten kann. Bei einer gesunden Reaktorkonstruktion würden jetzt schon eine Vielzahl von Sicherheitsventilen den heißen, aber sonst harmlosen Schwerwasserdampf ins Freie gelassen haben. Wenn das aber nicht geht, dann bricht der Druckbehälter auseinander. Dann allerdings wird das überhitzte Schwerwasser explosionsartig verdampfen und alles in der unmittelbaren Umgebung zertrümmern – eine ganz normale Kesselexplosion eben. Wie bei einer Dampfmaschine.

Diese Situation ist aber bei dem Reaktor im Sektor C7 nicht gegeben. Erstens ist er nicht soeben aus dem kalten Zustand hochgefahren worden, sondern er läuft schon seit knapp drei Tagen. Zweitens gibt es keinen Grund, anzunehmen, daß seine Sicherheitsventile blockiert worden sind, auch wenn, was zu vermuten ist, ein Teil davon direkt durch den Stadtrechner gesteuert werden.

Wenn also dieser Reaktor mehr Leistung liefert als vorher, dann ist auch mehr angefordert worden. Aber warum? Und warum der Leistungseinbruch vorher? Und was ich auch nicht weiß ist, in wie weit der Stadtrechner bei der Regelung der Reaktorparameter mitmischte.

War also meine zugegebenermaßen emotionell gefärbte Reaktion, die Evakuierung des Sektors C7 auszulösen, etwas voreilig, oder ist mit dem Reaktor wirklich etwas nicht in Ordnung, das bedrohlich werden könnte? Ich wünschte, ich hätte eine Fee, die mir alles über die Stadt und die technischen Einrichtungen mitteilt, was ich wissen möchte. Eigentlich ist dazu

dieses System im Stadtrechner gedacht. Aber die prinzipielle Möglichkeit, daß die harmloseste Anfrage den letzten, allumfassenden Deadlock bewirken könnte, hält mich davon ab, mich mehr als notwendig mit dem System zu beschäftigen.

Und selbst, wenn das System zuverlässig wäre: Manche Dinge herauszufinden erfordert intensives Manualstudium und langes Experimentieren. Dann sind die gewünschten Informationen schon wieder nicht mehr aktuell. Komisch. Diese Art von Klagen bei Großrechnersoftware, die speziell für einen einzigen Einsatzfall hergestellt wurde, hört man ja schon seit über hundert Jahren.

16. Weckruf

Es vergeht eine ganze Stunde, bis sich wieder jemand aus Sektor C7 meldet, eine ältere, verschwitzt und erschöpft aussehende Frau, die sich als Gremlin vorstellt. Ich habe sie noch nie gesehen. Sie will wissen, ob ich den Reaktor R-480-C7 abschalten kann, weil er das eingedrungene Wasser weiter aufheizt. Von einer Evakuierungsmaßnahme weiß sie nichts. Ich muß also damit rechnen, daß die angeordnet Evakuierungsmaßnahmen nicht in vollem Umfange durchgeführt werden. Oder noch nicht. Unangenehm, überhaupt nichts zu wissen.

Die sekundlich eindringende Wassermenge hat sich verringert, aber das liegt vermutlich daran, daß sich im Sektor C7 jetzt schon soviel Wasser befindet. In vielen Abteilungen steht das Wasser bis zu dreißig Metern über dem Stadtboden – also etwa ebenso hoch wie der Wasserspiegel außerhalb der Stadt. Der Reaktor ist ganz unter Wasser und heizt dasselbe mit seiner vollen Leistung. Das bewirkt in der Gegend des Sektors C7 stellenweise eine unangenehm schwüle Atmosphäre, die die Arbeiten sehr behindert.

Ich schlage vor, die Stadtoberfläche aufzusprengen, muß mich dann aber belehren lassen, daß über Sektor C7 einer unserer größten Binnenseen liegt. Die einstürzenden Wassermassen würden die Überflutungen in C7 noch verschärfen. Im Moment sind sie froh, daß nur ab und zu eine Wand bricht und dann eine weitere Abteilung aufgegeben werden muß.

Die Erwähnung des Sees bringt mich aber auf eine Idee. Schade, daß ich nicht früher dran gedacht habe. Ich frage, ob man den See nicht ablassen kann, um die Stadtstruktur zu erleichtern. Die Frau Gremlin weiß das nicht. Also muß ich mich drum kümmern, herauszufinden, wer es weiß, und wie man es in die Wege leitet. Nachdem ich der Frau Gremlin erläutere, daß ich den Reaktor genausowenig abschalten kann wie die Sonne. Ich habe den Eindruck, daß sie mir nicht glaubt. Außerdem trage ich ihr auf, etwas über den Stand der Evakuierungen in Erfahrung zu bringen und mich dann zu informieren. Als ich die Verbindung unterbrechen, habe ich das Gefühl, daß diese Frau genau das tun wird, was sie für richtig hält, und nicht ich.

Die Binnenseen. Es könnte eine ganze Menge bringen. Von den 125 Quadratkilometern Stadtoberfläche ist nicht alles Wald. Die wenigen Türme nehmen kaum Platz ein, aber schon der Raumhafen, die beiden Landebahnen für leichte Raumschiffe, bedecken zwei Streifen von sechs Kilometern Länge und zweihundert Metern Breite. Der Rest sind Wald- und Park-Anlagen, die von einem Gewirr von zusammenhängenden Seen durchzogen sind. Diese Seen sind nirgends tiefer als zwei Meter, bedecken aber zusammen eine Fläche von zweiundvierzig Quadratkilometern. Von jedem Ort der Stadt kann man irgendein Ufer dieses Seennetzes schnell erreichen. Der Durchschnittstiefe von 1.20 Meter entsprechend enthalten sie etwas mehr als fünfzig Millionen Tonnen Wasser. Wenn man sich von diesem Wasser trennen könnte, dann bedeutete das eine mechanische Entlastung der Stadt und eine Verlängerung des uns zur Verfügung stehenden Zeitraumes.

Halt, denke ich mir, das letzte wohl kaum. Unsere Zeit ist ja nicht mehr durch die vollaufenden Auftriebszellen begrenzt, sondern durch die sich ausweitende Strukturschwäche in Sektor C7. Außerdem – fünfzig Millionen Tonnen brächten nur einen knappen halben Tag. Und wo und wie ich das Wasser der Binnenseen genügend schnell auslaufen lassen könnte, das weiß ich auch nicht.

Dann denke ich daran, daß die Binnenseen ein nicht zu unterschätzendes Süßwasserreservoir darstellen – das Wasser ist nicht übertrieben sauber – an warmen Tagen wird ja darinnen geschwommen – aber es ist besser als Salzwasser. Kann man das Wasser eventuell irgendwohin pumpen,

wo man es später gebrauchen kann? Irgendwohin, wo es nach der strandung der Stadt noch verfügbar ist? Mir fällt nichts ein.

Wieder vergeht Zeit. Ich rufe die Leitwarte an. Außer Michelson ist keiner anwesend, und die Redeweise des Herrn Michelson klingt schlingernd. Im Hintergrund sehe ich eine Flasche. Ach guck mal an, denke ich. Es hat wohl wenig Zweck, sich mit dem Herrn Michelson weiter zu unterhalten.

Die Ungewissheit ist nervenaufreibend. Der Sektor C7 ist etwa sechs Kilometer von hier entfernt. Ich beschließe, mich dorthin zu begeben. Der Turm muß aber besetzt bleiben. Ich versuche, Rodrigo aus dem Bett zu klingeln. Es meldet sich niemand. Vielleicht ist er auch in C7. Wahrscheinlich sogar. Okay. Dann ist es nichts, mit dem selbst-nachsehen. Schade. Ich hätte Bewegung gebrauchen können.

Nur, um mich abzulenken, nicht aus einer Art von Mitleid, beschließe ich, mich in der Klinik nach dem Befinden der Frau Straub zu erkundigen. Es wird wahrscheinlich in der Spezialabteilung für Unfallchirurgie sein. Ich müßte die Nachtschwester erreichen. Schließlich ist es ja eine dienstliche Frage – eigentlich.

Die Verbindung gelingt nicht. Das Visiophon meldet sich mit der Mitteilung, daß der betreffende Netzknotenrechner nicht existiert. Da habe ich mich wohl verwählt. Ich versuche es ein zweites Mal. Dasselbe Ergebnis. Merkwürdig: Nicht die Nummer, sondern der Netzknotenrechner existiert nicht. Diese Meldung bekommt ein Benutzer der stadtinternen Visiophonanlage eigentlich nie zu sehen, da kein Netzknotenrechner auf die Idee kommt, eine Verbindung zu einem anderen, nichtexistierenden Netzknotenrechner aufzubauen. Ist das schon wieder so ein Software-Fehlverhalten?

Ich lasse mich auf den Kontrollsitz fallen. Als mir sonst gar nichts anderes einfällt, nehme ich wieder Verbindung mit der Leitwarte auf. Es vergeht eine Pause. Michelson erscheint und redet noch unkoordinierter als vorhin. Die Flasche im Hintergrund ist weg. Deutlich genug: der Junge säuft tatsächlich. Ich trage ihm auf, sich um den Verbleib und Befinden meiner ehemaligen Chefin zu kümmern. Er hat ja sonst offenbar nichts zu tun. Sonst unternehme ich zunächst nichts. Jugendlich, trinkt aus Mangel an Abwechslung. Kein Problemtrinker, aber schwach ausgeprägtes

Pflichtgefühl und Phantasie Null. Kein Problemfall, aber so einer gehört nicht in die Leitwarte.

Minuten vergehen. Michelson macht seine Arbeit entweder gründlich oder überhaupt nicht. Am liebsten würde ich mich jetzt hinlegen und schlafen. Im Prinzip dürfte ich das – wenn ich hier im Kontrollsitz einschlafe, dann bin ich ja immerhin noch sofort erreichbar und weckbar. Aber so müde wie ich bin würde ich alles mögliche überhören. Also sollte ich wachbleiben.

Könnte man noch jemand anrufen? So etwas macht man am frühen Morgen nicht. Ich wüßte auch nicht, wen. Besser wäre es, sich mit allen technischen Mittel, die die Stadt bietet, vertraut zu machen. Wo liegen zum Beispiel die Schwimmwesten? Gibt es überhaupt welche, und gibt es genug davon? Ich weiß es nicht. Wo findet man welche Materiallager? Ich weiß es nicht. Welchen personellen Einsatz braucht man, um ein Raumschiff bei gutem Wetter auf unseren Landestreifen landen zu lassen, und welche Einrichtungen müssen dazu funktionieren? Ich weiß es nicht. Wo sind die Antennen, mit denen wir Verbindung zu den Außenwelten aufnehmen, wo sind unsere Radarantennen, die wir doch zweifellos haben, wo sind die Antennen, mit denen wir Verbindung zu unseren eigenen Booten und Flugzeugen halten, wenn diese irgendwelche Touristen spazieren führen? Ich weiß es nicht. Was geht jetzt genau in Sektor C7 vor? Ich weiß es nicht.

Ich werde mir mit erschreckender Deutlichkeit bewußt, wie wenig ich über das komplexe Ineinanderspiel der Einrichtungen dieser Stadt weiß. Eine solche Einrichtung läßt sich eben nur, soweit die Belange der Stadt als ganzes betroffen sind, mit einer zentralen Entscheidungsinstanz führen. Und die ist zwangsläufig dumm. Wäre es notwendig, sich zentral um jede Kleinigkeit zu kümmern, dann wäre jede Führung restlos überfordert, und nichts würde funktionieren. Im zwanzigsten Jahrhundert wurde diese Form der kollektiven Dummheit in den sozialistischen Staaten vorgeführt, mit dem bekannten Ergebnis. Zentrale Planwirtschaft hat es seit über einem Jahrhundert nirgends mehr gegeben, oder jedenfalls nicht für sehr lange Zeit.

Aber das hilft mir wenig. Es gibt Dinge, die ich wissen müßte, um meine Arbeit gut zu machen, und die ich nicht weiß. Man steht hier, im Turm,

oder unten in der Leitwarte, wartet auf einen Anruf, um einen Hebel umzulegen, den sonst im Moment niemand umlegen kann. Und wenn dieser Hebel nicht funktioniert, dann ist man genauso machtlos wie jeder andere in der Stadt. Offenbar bezog sich die ganze Ausbildung zum Stadttechniker nur auf die normal funktionierende Stadt. Notfallübungen waren nicht eingeplant. Hätte die Ausbildung verlängert und verteuert. Ich erinnere mich noch dumpf an eines der Argumente, mit denen uns diese mangelnde Vorbereitung auf große, umfassende Notfälle plausibel gemacht wurde: In einer so großen Stadt sind alle Katastrophen nur lokaler Natur. Große Teile der Stadt würden unbeschädigt und funktionsfähig bleiben. Evakuierungen lassen sich innerhalb der Stadt durchführen, ausfallende Einrichtungen lassen sich ersetzen, zum endgültigen Reparieren der Folgen eines Unglückes kann man sich Zeit lassen, um die Sache dann gut zu machen. Das hat sich damals doch ganz vernünftig angehört.

Ein rotes, diffuses, kurzes Aufleuchten, aus dem Norden. Das ist nicht der Mond. Das ist die Richtung zum Achterende der Stadt. Da liegt Sektor C7. Hatte ich eine Sinnestäuschung?

Nach einigen Sekunden spüre ich eine leichte Erschütterung im Boden. Der Turm zittert nach. Die Erschütterung muß in der ganzen Stadt zu spüren gewesen sein. Wenn es jetzt draußen etwas zu hören gibt, dann lassen die dicken Scheiben das Geräusch wohl kaum herein. Ist da jetzt etwas passiert? Alles bleibt ruhig, kommunikationsmäßig. Niemand hält es für nötig, mich aufzuklären. Wenn ich aber über diese Entfernung den Widerchein und die Erschütterung einer Explosion wahrgenommen habe, die ja offenbar auch die Oberfläche der Stadt durchstoßen hat, denn sonst hätte ich nichts gesehen, dann war es eine größere Angelegenheit. Da stehe ich nun hier und weiß nichts. Und doch heißt es, ich trage die Verantwortung. Die Ritterin von der traurigen Gestalt. Kommt nicht an die Windmühlen heran. Sieht sie nicht einmal.

Bis zum Zerreißen sind die Nerven gespannt. Diese nichtssagende Redewendung würde man in billigen Romanen benutzen. Aber so ist es, wenn man nicht eine exaktere Beschreibung, die der neuronalen Situation der Aufmerksamkeit gerechter wird, vorzieht: Die Steigerung der Aufmerksamkeit durch Anregung der neuronalen Regionen, die für die Interpretation der Sinnesreize verantwortlich sind, eine Vor-Anregung durch

Impulse oder durch geeignete Neurotransmitter, so daß ein wesentlich geringerer Reiz wahrgenommen wird und auf keinen Fall Gefahr läuft, sich zwischen den Neuronen totzulaufen. Aber ich weiß auch, daß diese Art der gespannten Aufmerksamkeit empfindlicher für marginale Halluzinationen macht. Das spontane Feuern der Neuronen kann von Nachbarneuronen als Signal mißverstanden werden, und schon hat man eine Wahrnehmung, die keinem Vorgang in der äußeren Realität entspricht.

Ich warte auf die kleinste Erschütterung des Bodens, und auf weiteren Lichtschein aus dem Norden. Nichts. Ein paarmal glaube ich, etwas zu sehen. Ich nehme das Fernrohr zu Hilfe. Aber das Gesichtsfeld ist so dunkel, daß ich nachsehen muß, ob die Schutzklappen nicht noch auf den Objektivlinsen stecken.

Es kam aus der Richtung des Reaktors in C7. Eine Möglichkeit fällt mir ein: Die Elektrolyse von Seewasser, das mit spannungsführenden Teilen in Berührung gekommen ist. Dabei ist Knallgas oder Chlorknallgas entstanden. Wäre eine Möglichkeit. Aber warum informiert mich niemand? Kann ich denn sowenig tun, daß man das nicht für notwendig hält?

Ein nautischer Stadttechniker auf wenigstens einem der Türme der Stadt. Das ist die Minimalbesetzung unter Normalbedingungen. Und der hat schon wenig zu tun. Die Navigation geht automatisch, die gesamte Maschinerie der Stadt, all der nautische Kram. Nur, wenn dem Stadtrechner eine neue Route mitgeteilt werden muß, dann wird der nautische Stadttechniker tätig. Vielleicht nicht einmal dann. In der Leitwarte kann man die Kursumlegung auch machen, und der Stadtkommandant hat sogar die Möglichkeit, das in seinen eigenen vier Wänden zu tun.

Eigentlich ist der nautische Stadttechniker nur dazu da, seine Augen offenzuhalten, um ungewöhnliche Dinge zu bemerken, sei es die Navigation oder die Stadt selbst betreffend. Ähnliches macht die Leitwarte, und manchmal auch noch weitere Techniker in anderen Türmen – etwa bei komplizierten Manövern. Er oder sie weiß von allem etwas, aber nichts genau. Keine in die Tiefe gehende Ausbildung. Viele Fächer, viele Einzelprüfungen, stabile Persönlichkeit. Das sind die Anforderungen an einen nautischen oder nichtnautischen Stadttechniker. Mit den Voraussetzungen verbringt er oder sie die zwanzig Wochenstunden seines oder ihres Arbeitslebens im wesentlichen auf dem Kontrollturm, in dem geräumigen,

wohlklimatisierten Kontrollraum. Das ist das Abenteuer, das man sich vielleicht einmal ganz anders vorgestellt hat, als man diesen Beruf ergriff.

Ja, und dann war da natürlich die Faszination Erde. Die richtige Erde, nicht die Nachbildungen in den Amüsierparks auf Mars und Ganymede und Titan und Charon. Die Erde, auf der sich tatsächlich die Geschichte abgespielt hat, die wir alle in der Schule lernen müssen, und die uns doch so weit hergeholt und abstrakt vorkommt, weil wir mit der Erde ja eigentlich nichts mehr zu tun haben. Politik und Kultur spielen sich heute auf den Außenwelten ab. Das, was auf der Erde passiert ist, steht fast gleichwertig mit Märchen und Legenden. Es ist so lange her, und es ist, als ob es in einer anderen Welt passiert ist. Die Eiszeit. Die amerikanische Völkerwanderung über die Beringstraße. Die Assyrer. Griechische Kultur und römisches Weltreich. Die Gegenpäbste und die französische Revolution. Die Sezessionskriege. Erster und zweiter Weltkrieg. Der irakisch-amerikanische Krieg, der der erste ökologische Krieg war. Das alles, und noch viel mehr, ist hier auf dieser Erde wirklich einmal geschehen!

Die Faszination Erde nimmt mit der Zeit stark ab. Ein bißchen bleibt immer – wo gibt es im Sonnensystem sonst schon Ozeane? – aber das ist es auch schon, was man als nautischer Stadttechniker von der Erde zu sehen bekommt: die Ozeane. Bei klarem Himmel und Flaute genauso wie bei den Stahlträger brechenden Taifunen. Die Ozeane sind Leben, sind Bewegung, die Wiege des Lebens überhaupt. Das macht, daß die Faszination bleibt. Das Wetter und die See, sie sind immer anders, haben jeden Tag ein neues Gesicht und sehen nie gleich aus, aber andererseits sind es auch immer nur das Wetter und die See. Ist das nun Eintönigkeit oder Abwechslung?

Aber dann sind die Elemente auch wieder so weit weg. Das macht die Größe der Stadt. Aus diesem Turm zum Beispiel ist nur in Richtung Steuerbord der Ozean aus der Nähe zu sehen – in allen anderen Richtungen geht der Blick über viele Quadratkilometer Wald. Man hört den Ozean nicht, man spürt nicht den Wind und schmeckt nicht das Salz in der Luft. Jedenfalls nicht im Dienst. In der Freizeit kann man sich ja im Freien aufhalten. Ich tue das oft. Jeden Tag laufe ich meine acht bis zehn Kilometer durch den Stadtwald, wenn möglich, in Sichtweite des Ozeans, und wenn möglich, durch kaum besuchte Waldgebiete. Es fehlt mir: Wegen

des Wetters und wegen der besonderen Situation bin ich schon längere Zeit nicht mehr dazu gekommen.

Auch als Stadttechniker darf man, wie jeder andere Tourist, sich den Landexkursionen anschließen. Ein Flug in die Savanne, mit zwanzig Kilometer Fußmarsch, einen Gang durch die Ruinen von London, Washington, Paris oder Moskau, ein Besuch im tropischen Regenwald, eine Luftlandung im Himalaya oder in den Alpen. Viele weitere Punkte dürfen angesteuert werden. Geführt und beaufsichtigt. Damit sich niemand davonmacht, mit der Absicht, fortan ein Leben in der Wildnis der alten Erde zu leben. Solche Vorstellungen haben viele. Ich kann das verstehen. Ich habe diese Vorstellungen auch. Aber ich liebe auch den Luxus meines Apartments hier an Bord der Stadt. Da ist vielleicht mein Job noch der beste Kompromiß. Auch wenn das Meer aus dem Turm so fern und kraftlos scheint. Auch, wenn die Aufstiegschancen begrenzt sind. Mehr als Schichtleiter ist nicht drin. Naja, das bin ich jetzt ja. Aber auch ein Schichtleiter sieht die See im Dienst nur von weitem.

Wir sind gar nicht so richtig auf der Erde. Wir tun nur so. Mit all der Technik um uns herum können wir so tun, als gäbe es den Sturm und die aufgewühlte See da draußen gar nicht. Wir können die Erde ignorieren, wann immer wir wollen. Aber vielleicht ändert sich das nun zum ersten Male. Denn jetzt verrät die Technik uns. Wir werden es uns bald nicht mehr aussuchen können, ob und wie wir die Umwelt dieser Erde zur Kenntnis nehmen oder nicht.

Apropos Umwelt: In der meteorologischen Dienststelle könnte man sich mal erkundigen, wie sich das Wetter in der nächsten Zeit entwickeln wird. Vielleicht gibt es ja neue Erkenntnisse. Dringende Mitteilungen von denen gibt es sicher nicht, denn sonst hätten sie sich sicher außerhalb der Reihe gemeldet. Ich wähle die Nummer an.

Schon wieder die Meldung, daß der Netzknotenrechner nicht existiert. Merkwürdig. Weder die Unfallchirurgie noch die meteorologische Dienststelle lassen sich erreichen. Was hat das Krankenhaus mit der meteorologischen Station gemeinsam?

Ich schlage mich an den Kopf. Wie konnte ich das so lange übersehen? Beide sind im hinteren Teil der Stadt, von hier aus hinter Sektor C7! Da sind schon irgendwelche Kommunikationskabel zerstört! Vielleicht ist das

auch der Grund, daß niemand von den Leuten, die um den Sektor C7 kämpfen, mich erreichen kann!

Was soll ich tun? Was wäre das Sinnvollste? Alternative Kommunikationswege? Was hätten wir denn da?

Funk. Die Funkverbindung zu den meteorologischen Aufklärungsflugzeugen oder zu den Flugzeugen für die touristischen Landeunternehmen. Das Gerät ist abgestellt, weil natürlich im Moment niemand draußen ist. Aber am Achterende der Stadt gibt es auch Kontrolltürme, und wenn von dort jemand versuchte, mit mir Kontakt aufzunehmen, weil im Moment andere Verbindungen ausgefallen sind, dann habe ich mich natürlich reichlich dämlich verhalten. Ich hätte das Gerät schon früher anstellen sollen.

Der Empfänger kämmt alle Kanäle durch. Er wird sofort auf dem Standard-Anrufskanal fündig:

„... te melden. Leitwarte oder nautische Überwachung, bitte melden. Leitwarte oder nautische Überwachung, bitte melden. Michelson, Sparsky, Pemberton, Sanchez, hört ihr? Meldet euch doch! Leitwarte oder naut...“

Ich ergreife das Mikrophon:

„Pemberton. Wer spricht? Was gibt's?“

Einen Moment Pause. Dann:

„Ja, das war aber ein hartes Stück Arbeit! Moment, ich sage dem Chef Bescheid.“

Der Lautsprecher trieft vor Erleichterung. Ich hätte trotzdem ganz gerne gewußt, wer da gesprochen hat.

Einige Minuten lang passiert gar nichts. Dann meldet sich dieselbe Stimme wieder:

„Fräulein Pemberton?“

„Nein.“

Wer spricht denn da?“

„Frau Pemberton. Nautischer Stadttechniker, Schichtleiter und diensthabender Schichtleiter.“

Jetzt weiß er es ganz genau. „Und mit wem spreche ich?“ will ich wissen.

„Chromsky.“

„Mmh. Ist Cammaroto zu sprechen?“

„Schwer verletzt, bei der Explosion vorhin. Ist nicht mehr bei Bewußtsein. Und den Einsatzleiter kann ich nicht finden.“

Also doch eine Explosion. Man soll seinen Sinnen gelegentlich trauen, auch wenn bei meinem Alter der Gedanke an eine Sinnestäuschung schon nicht mehr allzuweit hergeholt ist.

„Was ist passiert?“

„Genau wissen wir es nicht. Es müssen sich Gasansammlungen über dem Reaktor gebildet haben. Die sind plötzlich in die Luft geflogen und haben die Stadtoberfläche dort aufgerissen. Jetzt fließt das Wasser aus den Badeseen hinein. Wir können gar nichts mehr machen. Eine Abteilung nach der anderen bricht. In C6, B6 und D6 sind Wohnbereiche bedroht. Da versuchen wir gerade, die Leute aus ihren Apartments zu scheuchen, damit sie sich nach hinten retten. Wahrscheinlich ist es in den Abteilungen B7, D7, B8, C8 und D8 ganz genauso. Aber da gibt es keine Verbindung. Das müssen Sie machen!“

„Heißt das, daß die Zerstörungen schon auf neun Quadratkilometer übergegriffen haben?“

„Vielleicht. Es ist unübersichtlich. Da fließen immense Mengen von Wasser in C7 hinein, und es gibt Schäden und Lecks in allen angrenzenden Sektoren. Sogar A7 und E7 sind schon betroffen.“

Großer Gott. Die Stadt in ihrer ganzen Breite. Das erste Mal kommt mir der Gedanke, daß die Stadt auseinanderbrechen könnte.

„Kommt man da überhaupt noch durch?“

„Stellenweise, ja. Es funktionieren sogar noch einzelne Tunnelbahnen. Aber es ist nicht möglich, den hinteren Teil der Stadt in den vorderen zu evakuieren.“

„Ist wahrscheinlich auch nicht nötig,“ überlege ich laut, „wenn der ganze hintere Teil der Stadt unbewohnbar wird oder absäuft, dann dauert es bei dem vorderen auch nicht mehr lange. Die beiden Teile haben schließlich vergleichbare Größe. Es ist eine gute Idee, die Stadtbewohner dazu zu bringen, weiter nach hinten zu gehen. Ich schlage vor, Sie benutzen die Rundspruchanlagen. Die Leute sollen nicht erst lange packen. Naja, in der Nähe von C7 werden sie es schon gemerkt haben, was die Stunde geschlagen hat. Ich schätze, daß auf Ihrer Seite von C7 sich etwa 350.000 Stadtbewohner aufhalten. Sie werden etwas zusammenrücken müssen.“

„Machen Sie's vorne? Ich sagte, wir haben keine Verbindung zu irgendjemanden, der weiter vorne ist als in den Siebener Sektoren.“

„Natürlich. Melde mich demnächst wieder. Pemberton Ende.“

Darum also hat sich der Feuerschein der Explosion nicht wiederholt. Der Binnensee fließt allmählich in die Stadt hinein und hat alle Brände erstickt. Wenigstens wird die Auftriebsbilanz dadurch nicht verändert. Das allerdings dürfte kaum ein Trost für die sein, die jetzt ihre Wohnungen verlassen müssen.

Jedenfalls war meine Einschätzung von vorhin falsch: Schon sehr viele Stadtbewohner werden diese Nacht um ihren verdienten Schlaf gebracht. Bald werden es noch mehr sein.

Der Reihe nach. Wenn wir die ganze Stadt wecken müssen, dann werden viele Leute auch nach oben gehen, in den Stadtwald. Draußen ist es noch stockfinster. Das muß sich ändern. Wenigstens kann man für die Turmscheinwerfer den Stadtrechner umgehen. Ich sehe mir die zuständige Schalttafel an. Sie ist eigentlich ganz logisch aufgebaut. Es gibt einen Drehschalter für 'all external lights on, full power'. Wieviel 'full power' auch immer sein mag. Ich drehe den Schalter in die erste Einrastposition. Ein bisher nicht benutzter Bildschirm leuchtet auf. Mist. Ohne den Rechner läuft in dieser Stadt offenbar gar nichts.

Es gibt eine Rückfrage, verbunden mit der Warnung, daß ich dabei bin, an allen Kontrolltürmen Scheinwerfer mit einer Gesamtleistung von Achtzehntausend Megawatt einzuschalten. Das erscheint mir viel. Es reicht aus, die gesamte Fläche der Stadt mit mehr als zehn Prozent der Intensität zu beleuchten, die auch die Sonne aufbringen würde. Während meiner Ausbildung, erinnere ich mich, haben wir natürlich auch etwas über die Beleuchtung der Stadt gehört. Aber diese hohen Leistungen sind damals noch nicht installiert gewesen. Haben wir überhaupt soviel Reaktorleistung installiert?

Egal. Mit weniger als der vollen Leistung zu arbeiten hieße, sich genauer mit der Schalttafel beschäftigen zu müssen. Man kann schließlich jede Kombination von Scheinwerfern und Leistungen haben. Wahrscheinlich kann man sie auch über die übliche Bedienschnittstelle des Stadtrechners steuern, aber den möchte ich sowenig wie möglich behelligen. Aber wie auch immer, alles einzuschalten, was da ist, ist natürlich das einfachste.

Ich drehe den Schalter um, darauf hoffend, daß nicht eine neue Task den Rechner ganz stoppen wird. Der Schalter rastet vertrauenerweckend ein.

Draußen schweben plötzlich einige blaue Glühwürmchen im Nichts. Es werden immer mehr. Die Vorheizung der starken Gasentladungslampen, die unter den Kontrollräumen der einzelnen Türme befestigt sind. Unter meinen Füßen vibriert es. Da läuft offenbar ein großer Kühlungsventilator an.

Dann explodiert plötzlich eines dieser Glühwürmchen, Sekunden später ein zweites. Immer mehr Schwerter aus Licht durchschneiden die Nacht, so schnell und so grell, daß ich die Augen schließen muß. Wie durch ein Zauberwort erscheint der Wald, wo vor Sekunden noch genauso gut die See hätte sein können. Mit dem und in dem grellen Licht macht die Stadt durchaus keinen kranken Eindruck.

Nächster Punkt: Wecken. Die Rundspruchanlage ist ähnlich leicht zu bedienen wie die Scheinwerferanlage. Mit blinzelnden Augen überfliege ich die Schalter, die die Auswahl einzelner Sektoren und Subsektoren ermöglichen. Alles nicht nötig – ich will alles haben. Und das ist auch nur ein einziger Schalter. Ich drehe ihn um, eine Warnleuchte legt die Vermutung nahe, daß alles funktioniert. Der Rechner scheint hier nicht mitzumischen – aber man weiß natürlich nicht, was sich hinter der Schalttafel abspielt.

Ich nehme das Handmikrophon. Einen Moment befällt mich ein albernes Lampenfieber. Ich habe bis jetzt nur vor einem Auditorium von höchstens hundert Menschen gesprochen, während der Ausbildung, und davor in der Schule. Jetzt hören entweder neunhunderttausend oder 1.25 Millionen zu, je nachdem ob die Schaltung in den hinteren Teil der Stadt noch funktioniert oder nicht. Und da ich die Lautstärkeregelung auf Anschlag drehe, stelle ich sicher, daß mich auch wirklich alle hören werden, selbst die, die in dieser Sekunde noch schlafen. Was werden sie fluchen!

Einen Moment lang lege ich das Mikro noch einmal aus der Hand und schreibe mir rasch einen Spickzettel mit der Liste der Dinge, die ich sagen muß, damit ich nichts vergesse.

Und wenn die Situation doch nicht so schlimm ist? Eine ganze Stadt voller zahlender Touristen scheucht man nicht zum Spaß aus den Betten. Blödsinn, sage ich mir: Neun oder mehr Sektoren schwer beschädigt. Das ist ernst. Du machst etwas falsch, wenn du jetzt nicht sprichst. Außerdem

– eine Million Menschen zu wecken – wie oft hat man im Leben diese Gelegenheit? – Das überzeugt mich. Ich drücke die Sprech taste:

„Achtung, Achtung, Ihre Aufmerksamkeit bitte... Achtung, Achtung, Ihre Aufmerksamkeit bitte.“

Jetzt ist es passiert, denke ich mir, jetzt kannst du nicht mehr zurück. Jetzt wollen ungefähr eine Million Menschen wissen, was los ist. Und wenn du jetzt einen Redeblock hast? Lähmendes Lampenfieber? Stage-fright? Ist egal, sie müssen dir zuhören:

„Achtung, Achtung, Ihre Aufmerksamkeit bitte. Es spricht die nautische Leitwarte, Schichtleiter im Dienst Pemperton.

„Wie Sie wissen, haben wir Probleme mit der Steuerung der Stadt. Sie sind in den letzten Tagen in den Medien ausführlich informiert worden.

„Die Situation hat sich leider verschärft, aber, und ich betone das ausdrücklich, es besteht im Moment keine Gefahr, daß die Stadt als Ganzes Schaden nimmt.“

Ist das korrekt formuliert? Wenn die Stadt auseinanderbricht, aber die beiden Teile nicht versinken, leidet dann die Stadt als ganzes Schaden oder nicht? Bei einem Menschen oder einem anderen hochorganisierten Organismus, der in zwei unbeschädigte Teile zerbricht, würde man dazu neigen, die Frage mit ‘ja’ zu beantworten. Und die Stadt ist ein hochorganisierter Organismus.

„Das Problem besteht in den schweren Schäden, die in der Gegend des Sektors C7 aufgetreten sind. Beachten Sie bitte die Grundrißpläne der Stadt, die in allen Wohnungsdiele, Hotelfoyers und öffentlichen Plätzen angebracht sind.

„Sektor C7 ist verloren. Auch die Nachbarsektoren B7 und D7, B6, C6 und D6, und B8, C8 und E8 sind in Gefahr. Bedroht sind weiterhin A6, A7 und A8, und auf der anderen Seite E6, E7 und E8. Alle Bewohner der eben aufgezählten Sektoren müssen sich in die Nachbarsektoren begeben. Ich wiederhole: Alle Bewohner der Sektorgruppen 6, 7 und 8 müssen sich in die Nachbarsektoren begeben. Ich werde aufzählen, wer sich wohin begeben sollte. – Bitte genaue Aufmerksamkeit!“

Regel in panikträchtigen Situationen: Ganz klar formulieren. Als ob man einer zurückgebliebenen Schulklasse etwas erklärt. Niemand darf hilflos um sich sehen und fragen, ‘was soll ich jetzt tun?’, wenn meine Stimme

durch die Räume fegt. 'Warum soll ich das tun?' darf man schon eher fragen – Hauptsache, es wird gemacht, was ich vorschlage.

„Die Bewohner der Sektoren mit der Nummer 6, also A6, B6, C6, D6 und E6 begeben sich in Richtung niedriger Sektornummern, also in Richtung zum Achterende der Stadt. Beachten Sie die Stadtpläne, die überall angeschlagen sind. Gehen Sie zu Fuß. Benutzen Sie nicht die Tunnelbahnen. – Wiederhole: benutzen Sie unter keinen Umständen die Tunnelbahnen!“

Dieser Teil der Ansage ist vielleicht unnötig, weil die Menschen in den hinteren Sektoren mich nicht hören. Aber es besteht ja auch immer die Gefahr, daß jemand unter den Zuhörern mitdenkt, während er mich hört, und dann völlig obskure Schlüsse zieht.

„Die Bewohner der Sektoren mit der Nummer 8, also A8, B8, C8, D8 und E8 begeben sich in Richtung höherer Sektornummern, also in Richtung zum Vorderende der Stadt. Beachten auch Sie die Stadtpläne, die überall angeschlagen sind. Gehen Sie zu Fuß. Benutzen Sie auch keine Verkehrsmittel, insbesondere auch nicht die Tunnelbahnen – Wiederhole: benutzen Sie unter keinen Umständen die Tunnelbahnen!.

„Bewohner der Sektoren A7, B7, C7, D7 und E7 folgen einer der beiden erwähnten Gruppen. Für diese zuletzt genannte Gruppe der Sektoren mit der Nummer 7 gilt ganz besonders: Beeilen sie sich.

„Achtung, Achtung, es spricht die Leitwarte, Pemberton. Es ist ein Notfall. An die Adresse aller Hotelbetriebe: Bis auf weiteres stellen Sie alle Räumlichkeiten, die Sie noch haben, ohne Verrechnung zur Verfügung.

„Bewahren Sie Ruhe. Eine unmittelbare Gefahr für die ganze Stadt besteht nicht. Nehmen Sie nur das Notwendigste mit. Für rein materielle Schäden werden Sie entschädigt. Rufen Sie bitte nicht in der Leitwarte an. Sie werden auf dem Laufenden gehalten. Pemberton Ende.“

Ich lege das Mikrophon aus der Hand. Jetzt werden bald die Rückfragen kommen, trotz meiner gegenteiligen Bitte. Darunter auch die von Leuten, die nicht genau zugehört haben und denen man alles noch einmal erklären muß. Irgendwann später werde ich mir auch vom Direktorium die Frage gefallen lassen müssen, wieso ich dazu komme, einfach so Entschädigungen in Aussicht zu stellen. Das kostet die Betreibergesellschaft viele zusätzliche Milliarden.

Aber ich werde ihnen und der Öffentlichkeit die Sachlage schon erklären: Wieviele Leute mag es geben, die zögern, sich in Sicherheit zu bringen, weil sie irgendeinen wertvollen Krempel mitnehmen wollen. Da muß man explizit klarmachen, daß Geld letztlich kein Thema ist, wenn man die Sache nur überlebt. Und wenn sie mich auf Schadenersatz verklagen, na und? Bei meinem Einkommen müßte ich für die zu erwartenden Forderungen Jahrtausende arbeiten. Das ist natürlich ein Freibrief, mit der beruflichen Karriere ganz aufzuhören. Ich werde nicht den Rest meines Lebens schuften, um einen Schuldenberg dann doch nicht abzutragen, der etwa dadurch entstanden ist, daß ich eine Entscheidung gefällt habe, die in der und an der Stadt von Hundert Milliarden Verrechnungseinheiten von Sachwerten vielleicht nur Achtundneunzig Milliarden gerettet hat. Für sowas zur Verantwortung gezogen zu werden, kann bei unserer Rechtsprechung doch immer wieder vorkommen.

Draußen haben die Scheinwerfer ihre volle Helligkeit erreicht. Es regnet nicht mehr, aber die Wolkendecke, die deutlich vom Widerschein der Stadt angestrahlt wird, ist noch geschlossen. Ein merkwürdiges Bild. Ein bißchen sieht die Stadt wie eine riesige Halle aus, mit verschiedenen Scheinwerfermasten darinnen. Irgendwie Fabrikhallenatmosphäre. Dann sehe ich auch, daß einige der Seen deutliche Uferstreifen zeigen: Der Wasserspiegel sinkt. Dort, wo der Sektor C7 liegt, kann man nichts außergewöhnliches erkennen.

Das Visiophon meldet sich, wie zu erwarten. Es ist Paul, Gottseidank. Er liegt im Bett und sieht müde aus.

„Kann ich helfen? Ich meine, da war gerade so eine laute Stimme. Wie das jüngste Gericht. Ich bin sowieso wieder wach.“

„Nein. Du kannst noch nichts tun. Aber ich fürchte, es kommt noch schlimmer. Verträgst du dienstliche Informationen?“

„Du wirst es mir sowieso erzählen.“

„Genau. Die Stadt könnte auseinanderbrechen.“

„Bei C7?“

„Ja.“

„Ich dachte daran.“

„Du dachtest daran?“

„Ja. Aber nicht daran, daß es so schnell kommen könnte.“

„Es hat eine Explosion in C7 gegeben.“

„Oh.“

„Eine kleine Explosion. Aber es sind Kommunikationsleitungen betroffen. In den hinteren Teil der Stadt sind keine Visiophoverbindungen mehr möglich. Weißt du, ob da andere Datenleitungen betroffen sein könnten?“

„Betroffen sein könnten – Konjunktiv – ja. Ob sie betroffen sind, weiß ich nicht. Aber ich kann es herausfinden.“ Er setzt sich auf.

„Aber du mußt jetzt nicht...“

„Natürlich muß ich. 2000 km bis Jütland, nicht wahr? Schlimmstenfalls kann ich die ganze Zeit wachbleiben. Mein eigenes Leben hängt ja schließlich auch davon ab. – Außerdem sind da diese lauten Durchsagen, da kann ja kein Mensch bei einschlafen.“

„Kein tätiger Altruismus?“

„Nur für die Presse. Ich melde mich wieder.“ Und das Visiophon verblaßt. „Es sind nur noch 1900 Kilometer!“ rufe ich in Richtung Visiophon, aber um Sekunden zu spät.

17. Beförderung

Der Morgen kommt, ohne daß ich viel Möglichkeiten habe, den Sonnenaufgang zu genießen. Es hat aufgeklart, und ein steifer Westwind hat den Orkan abgelöst. Die Dünung ist immer noch beeindruckend, und wäre es noch mehr, wenn man unten, an der Stadtkante, in Luv stünde.

Die Nachfragen hageln so dicht hintereinander wie das ein einzelnes Visiophon zuläßt. Dabei fängt die Leitwarte auch schon einiges ab – allerdings bezweifle ich, daß der besoffene Herr Michelson allzuvielen präzisen Auskünfte geben kann. Aber ganz so schlimm ist es nicht, denn inzwischen wird er von Gregor MacIntosh assistiert, der sich vorzeitig zum Dienst gemeldet hat. Wenigstens einer mit nachgewiesener Kompetenz in der Leitwarte.

Anstatt dauernd um Dinge herumzureden, die ich nicht weiß, wären mir ja auch einmal Anrufe recht, die mir Informationen bringen – zum Beispiel, wie es in den hinteren Sektoren aussieht. Doch von da kommt nichts.

Ich komme mir vor wie eine Kasperlefigur, die vorgelesene Texte nachplappern muß. Und dabei bin ich hundemüde.

Immerhin erfahre ich aus der Leitwarte, daß die ISAAC ASIMOV sich zur Landung angemeldet hat – bei dem Wetter ist jetzt eine Landung auf der Stadt möglich – gerade eben. Sie können vielleicht fünf bis sechstausend Personen evakuieren, mehr nicht. Nicht viel, verglichen mit den 1.25 Millionen, die warten. Selbst, wenn mehr Raumschiffe dieser Art in Erdnähe wären, dann würde die zur Verfügung stehende Zeit nicht reichen, genügend Landungen durchzuführen.

Sie lassen sich mit mir verbinden und machen den Vorschlag, daß ich die Güte haben solle, die Stadt in Ost-Westrichtung auszurichten, damit sie sofort aus dem Orbit absteigen können. Die Güte habe ich aber nicht. So aufwendige Manöver, bloß um einem vergleichsweise kleinen Raumschiff zu erlauben, ein paar Menschen auszufliegen – nein. Die Stadt muß baldmöglichst auf Grund gesetzt werden. Ich will alle Menschen retten.

Dann, werde ich aufgeklärt, dauert es aber noch ein paar Stunden, bis sie ihren Orbit so ausgerichtet haben, daß er über den Pol führt. Ich höre zwischen den Zeilen den Vorwurf, daß das viel Energie kostet. Aber ich bleibe stur.

Als sich ein TV-Team anmeldet, erkläre ich kurzerhand den Kontrollturm zur Sicherheitszone. Dann rufe ich Paul in einem der Terminalräume des Stadtrechenzentrums an. Nach elendiglichen langen Weitervermittlungen taucht sein Gesicht auf dem Bildschirm auf.

Er hat im Prinzip wichtigeres zu tun. Aber ich rechne nicht mit seinem Erfolg. Wie soll man in der verbleibenden Zeit diese Gigabyte großen Speicherräume durchforsten und dort etwas sinnvolles erreichen? Ich berufe ihn ab.

Er soll auf den Turm kommen. Ich brauche Schlaf, sonst mache ich Fehler. Und da die meisten meiner Kollegen wegen ihres Einsatzes bei C7 nicht erreichbar sind, habe ich eigentlich nur zu ihm Vertrauen. Er kennt die Stadt nicht nur von der Softwareseite.

Als er den Kontrollraum betritt, gebe ich ihm ein handgeschriebenes Stück Papier. Seine Ernennung zum stellvertretenden Schichtleiter des nautischen und technischen Dienstes der Stadt. Und, da Cammaroto nicht

dienstfähig ist und ich faktisch Stadtkommandantin bin, ist er damit auch stellvertretender Stadtkommandant.

Das ist eine sehr egoistische Maßnahme. Denn meine erste Anweisung ist, daß er für vier Stunden übernehmen soll. Ich brauche den Schlaf.

Es gibt einen Ruheraum in der Turmetage unter dem Kontrollraum – selten benutzt, weil, wer immer keinen Dienst hat, nach Hause geht. Ich hätte den Ruheraum ganz alleine für mich.

Das ist mir aber etwas aufwendig. Ich rolle mich unter einer Schalttafelkonsole zusammen. Der Boden ist hart und kalt. Es macht mir überhaupt nichts. Ich spüre das Vibrieren von Maschinen – vielleicht einer der Scheinwerferventilatoren am Turm. Dann bin ich eingeschlafen.

18. Die Eiderstädter Halbinsel

Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen habe. Es war erst traumlos, dann waren die Träume wirr. Ich leite eine endlose Menschenmenge über einen schmalen Saumpfad an einem glitschigen, senkrechten Felsenabhang. Dauernd rutschen welche ab. Dann ist die Straub da und stellt mich zur Rede. Warum ich die Leute nicht anseile. Ich antworte, daß dann alle abrutschen würden, weil der Felsen so wenig Halt bietet. Außerdem hat sie die Seile verräumt, aber das traue ich mich nicht zu sagen.

Dann heißt es plötzlich, ich hätte die Seile veruntreut, und ich muß mich für die Fehler meiner Vorgesetzten rechtfertigen. Und auf einmal hängt die Felswand schief, überhängend, und alle stürzen herunter. Hämisches lacht die Straub: Die Pemberton hat versagt. Und dann wird die Straub befördert. Ich sehe dann noch Paul, an ein Terminal gefesselt. Er macht eine Beschwörung, und auf dem Bildschirm erscheint ein Plan, wie man über die Felswand gelangen könnte. Darauf macht der Rechner eine Beschwörung, und Paul erstarrt zur Salzsäule. Er hat das Spiel verloren. Mein Gott, denke ich, zur Salzsäule, wo Salz doch im Meerwasser löslich ist. Ich schreie und wache auf.

Ich liege nicht auf dem Boden des Kontrollraums. Es dauert aber einige Sekunden, bis ich einsehe, daß es das ist, was ich eigentlich beim Aufwachen zu sehen erwartet habe. Ich liege auf einem der Betten, mit einem

schweren Leinentuch zugedeckt. Mein erster Blick gilt der Uhr: Früher Nachmittag. Großer Gott, wie lange habe ich geschlafen? Im Augenblick bin ich aus dem Bett und rauf in den Kontrollraum. Wie gut, daß Paul nicht auf die Idee gekommen ist, mich nicht nur ins Bett zu bringen, sondern auch noch auszuziehen. Dann würde ich ihm jetzt aber etwas erzählen. Andererseits wäre eine Dusche nicht schlecht. Zu lange nicht aus den Klamotten rausgekommen. Und Hunger habe ich.

Paul sitzt im Kontrollsitz und hackt auf der Tastatur herum. Hoffentlich macht er nicht durch irgendwelche Experimente den Rechner ganz kaputt. Er dreht sich um:

„Ausgeschlafen?“

„Warum hast du mich nicht früher geweckt? Ich hatte doch gesagt, vier Stunden! Jetzt ist ja schon bald wieder Abend!“

„Es ist nichts passiert, wo du unbedingt hättest dabei sein müssen.“

„Als stellvertretender Stadtkommandant wüßte ich schon gerne, was passiert!“

„Als Stadtkommandantin wirst du auch alles zur Zeit erfahren. Es war erst einmal wichtig, daß du wieder zu klarem Verstand kommst. Wenn du wüßtest, wie undeutlich du gestern artikuliert hast!“

„Ach ja?“

„Ja. Unter normalen Umständen könntest du dich krankschreiben lassen. Aber es sind keine normalen Umstände.“

Ich erblicke eine Thermokanne und Kaffetassen. Daneben Marmeladenbrötchen. Das übliche einfallslose, himmlische Hotelfrühstück. Es hypnotisiert mich augenblicklich. Paul folgt meinen Blicken:

„Nur zu. Wir haben gute Verpflegungsdienste in der Stadt. Man muß ihnen natürlich Bescheid sagen, daß sie benötigt werden. Derweil gibt's meinen Bericht zur Lage.“

Ich lasse mir das nicht zweimal sagen. Während ich mir den Kaffee ein-gieße, redet Paul weiter:

„Eine Neuigkeit habe ich dir eben schon gesagt.“

„Was? Welche denn?“

„Du bist noch nicht ganz wach. Cammaroto ist seinen Verletzungen erlegen. Du machst jetzt den Chef. Wer sonst noch in Frage käme, ist nicht greifbar.“

„Oh.“

„Die ISAAC ASIMOV ist schon wieder weg. Sie haben 8250 Leute reingekriegt. Gestopft, muß man sagen. Morgen kommen sie wieder. Schneller geht's nicht. Übermorgen ist die Stadt hin – so oder so.“

„Ging das problemlos? Das hätte ich sehen mögen!“

„Ich hätte es lieber verschlafen. Der Seitenwind war ihnen viel zu stark. Normalerweise dürfen sie unter diesen Umständen gar nicht landen. Dreimal haben sie durchstarten müssen. Einmal hätten sie fast diesen Turm mitgenommen.“

„Hätte viele Probleme gelöst.“

„Das meinst du nicht so. Für die Stadtbewohner hätte es überhaupt nichts gelöst.“

„Und die Stadt?“

„Hält noch zusammen. Die ganzen Siebener Sektoren sind voll, Schäden jetzt auch in B5 bis D5 und B9 bis D9. Das einzige, was man machen kann, ist, alle Schotts, Wandlücken, Durchgänge und Türen abzuriegeln und zuzusehen, wie das Wasser einen Abschnitt nach dem anderen holt. In den abgesoffenen Sektoren kann man immer noch die zwei oder drei obersten Stockwerke begehen, ausgenommen in C7 und einigen Abschnitten drum herum. Da biegt sich das, was von der Stadt noch übrig ist, zu sehr durch. Das könnte übrigens ein Problem werden, weil dadurch unser Tiefgang an der Stelle deutlich erhöht ist. So tief ist die Nordsee schließlich auch nicht. Nicht überall.“

„Wir versuchen, drumrumzusteuern. Verletzte und Tote?“

„Einige. Inzwischen können die Mitarbeiter vor Ort aber schon ganz gut abschätzen, wann sie die Beine in die Hand nehmen müssen. Übrigens – die Geschwindigkeit des Fortschreitens der Zerstörung scheint ziemlich konstant zu sein. Es muß irgendeine Gesetzmäßigkeit dahinterstecken. Das müßte man bei Gelegenheit mal untersuchen. Jedenfalls werden wir auf diese Weise sogar noch ein paar Tausend Kilometer schaffen – sogar mit dem hinterem Teil der Stadt.“

„Glaube kaum. Im Süden grenzt die Nordsee an Land. Ich habe nicht die Absicht, zu kreuzen. Außerdem will ich das Stranden schon in Jütland machen – es müßten noch etwa 1400 Kilometer sein, nicht wahr?“

„Ja, ungefähr.“

„Gut.“ Ich stehe auf und wandere mit der dampfenden Kaffeetasse im Kontrollraum auf und ab. „Wenn es so ist, daß die fortschreitende Stadtzerstörung uns bis dahin nicht mehr gefährlich werden kann, dann bleiben uns zwei Punkte zu klären: Welche Landungsstelle soll es sein, und wie bringen wir die Menschen an Land?“

„Mmh, hellwach, so schnell!“ grinst Paul.

„Schichtroutine. Wenn nichts los ist, dann wird öfter mal auf dem Turm geschlafen – im Dienst. Wenn dann jemand auftaucht, dann sieht man in Sekunden so ausgeschlafen aus, daß niemand auf die Idee kommen könnte, der oder die Diensthabende hätte noch vor Sekunden geträumt. Jeder im Schichtdienst kann das. Aber das bleibt unter uns!“

„Von mir erfährt die Straub nichts!“

„Das ist eine Bemerkung zum Thema: Um die Kranken und Behinderten müssen wir uns auch kümmern.“

„Ja,“ sagt Paul, und schielt auf den Bildschirm, „Um die auch. Und um die Küsten. Da.“

Ich sehe jetzt erst, daß auf dem Bildschirm Karten zu sehen sind, Seekarten.

„Du traust dich aber was!“ tadele ich, „Wenn du am Stadtrechner rumspielst, dann kannst du doch leicht einen neuen Deadlock auslösen!“

„Im Prinzip ja. In der Praxis – nein. Jeder, der längere Zeit in der Software-Branche tätig war, hat da so seinen Instinkt. So wie in jedem anderen Beruf auch. Die reinen geographischen Abfragen sind von der Steuerung getrennt. Das sind Tasks, die sich zwar um dieselben Prozessoren mit den Steuerungs- und Navigationstasks streiten, aber sonst keinerlei Schnittstellen untereinander haben. Insbesondere keine Entry-Calls und keine Datenstrukturen im gemeinsamen Zugriff. Da kann eigentlich nichts passieren. Ich mache im Moment einen nur-lesenden Zugriff auf die geographischen Informationen.“

Ich entschlöße mich, ihm zu glauben. „Und hast du etwas herausgefunden, in deinen Seekarten?“

„Allerdings. Jütland ist passe. Wir müssen weiter nach Süden.“

„Warum?“

„An der Küste von Jütland liegen Überbleibsel aus den Ökokriegen. Einige abgeschossene Kampfmaschinen.“

„Und warum sind die nicht längst geräumt worden, damals, als die Erde noch bewohnt war?“

„Weil man sich nicht getraut hat.“

„Mach's nicht so spannend! Was haben diese Wracks an Bord? Nervengifte?“

„Auch. Und auch bakteriologische Waffen. Etwas wenigstens muß seinerzeit davon ins Freie gelangt sein. Deshalb gehört Jütland auch nicht zu den Gebieten, wo Touristen hingeflogen werden dürfen. Das Land darf bis heute nicht betreten werden. Es ist völlig verseucht.“

„Womit?“

„Das hat man uns – oder den Programmierern dieser Seekarten – nicht verraten. Wahrscheinlich, weil man sonst eine spezifische Adresse für Schadenersatzforderungen hätte.“

„Seltsam. Und ich dachte, die Erde wäre von solchem Zeugs völlig befreit. Jedenfalls ist es das, was man sich unter einer Ökoreserve vorstellt.“

„Aber du müßtest als Stadttechnikerin doch wissen, daß es viele Gebiete gibt, die für Landexkursionen tabu sind?“

„Weiß ich auch. Ich dachte, es hat in den meisten Fällen nur ökologische Gründe. Ich dachte, es handelt sich um besonders sensible Gebiete, in ökologischer Hinsicht. Eine absolute Ökoreserve eben.“

„Früher,“ erinnert sich Paul an seinen Geschichtsunterricht, „war es das auch. Solange das Konzept der Ökoreserven so definiert war, daß jedes Land mindestens die Hälfte seines Territoriums aus jeglicher zivilisatorischer Nutzung freizustellen hatte, solange durfte auch nur Gelände ohne solche Altlasten in eine Ökoreserve miteinbezogen werden – oder die betreffende Fläche wurde nicht als Ökoreserve gerechnet. Seit aber die ganze Erde eine Ökoreserve ist, sieht das anders aus. Da stehen noch viele Schweinereien aus der Zeit der industriellen und militärischen Zerstörung der Erde herum. Die Kampfmaschinen an der Küste von Jütland gehören dazu.“

„Und wie stark ist das Land vergiftet?“

„Willst du es ausprobieren? Ich weiß es nicht. Vielleicht kann man stundenlang herumlaufen, ohne etwas zu merken, vielleicht spürt man schon ein Brennen auf der Haut sowie man nur den Boden betritt, und nur Minuten später pellen sich Haut, Muskulatur und innere Organe in stinkenden

Blasen von den Knochen. Ich weiß es wirklich nicht, und ich will es nicht ausprobieren.“

„Jütland ist also tabu?“

„Ja. Weiter im Süden, da geht es wieder. Ich habe an die Eiderstädter Halbinsel gedacht. Da liegen mächtige Sandbänke, die uns auffangen können, und vor der Küste sind einmal Deponiegrabungen vorgenommen, aber nicht beendet worden. Das ist günstig, um nahe an das Land heranzukommen, ohne aufzulaufen.“

„Und was spricht noch für diese Stelle?“

„Daß sonst nichts dagegen spricht. Mehr können wir uns im Moment nicht wünschen.“

Einen Moment Schweigen.

„Es sind dreihundert Kilometer mehr – etwa. Das ist drin.“ überlegt Paul.

Ich überlege auch: „Das hieße, daß der Zeitpunkt so etwa übermorgen, am Mittwoch, gegen 16 Uhr liegt. Das ist schlecht. Ich wollte einen ganzen Tag nach der Strandung haben. Es wird viel zu tun geben.“

Und wieder denken wir, jeder für sich, eine Weile nach.

„Langsamer fahren geht nicht...“ stelle ich das offensichtliche fest, und

„Rumkurven geht auch nicht.“ sagt Paul. Er studiert die Karte, zoomt sie ran, schiebt sie wieder weg und verschiebt sie. Ich sehe, wie sich Symbole in Abhängigkeit vom Maßstab verändern, auftauchen oder verschwinden.

„Die ganze jütländische Küste bis zu diesem Kap hier – es heißt Blavands Huk – geht nicht. Dann kommt das Gebiet der ehemaligen nordfriesischen Inseln. Nicht gut. Wattenmeer, bis weit hinaus. Und wenn man sich auf die Inseln gerettet hat, oder das, was von ihnen noch übrig ist, dann sitzt man da auch fest. Sie sind klein und haben keine Festlandsverbindung, wie man auf diesen Karten deutlich...“

„Das haben Inseln so an sich!“ werfe ich ein, aber Paul fährt fort:

„Es gab mal welche, die einen Fahrdamm zum Festland hatten. Davon ist nichts mehr übrig. Nein, das geht nicht. Stell dir eine Million frierender und hungernder Menschen auf ein paar Quadratkilometern Sand und Dünen vor. Raumschiffe können nur auf dem Festland landen, oder weit draußen, auf dem Meer, wo dann noch das Wrack der Stadt im Wege liegen wird. Also auf jeden Fall weit weg. Nein. Es muß schon die Eiderstädter Halbinsel sein.“

„Und weiter südlich?“ frage ich.

„Wolltest du nicht die Dunkelheit vermeiden?“

„Wenn da irgendeine ganz ideale Stelle ist?“

„Mal sehen.“ Paul schiebt seine Karten weiter über den Bildschirm. Als ich ihm zu nahe über die Schultern sehe, beugt er sich reflektorisch weg von mir. Wahrscheinlich rieche ich etwas streng, nach so langer Zeit ununterbrochenen Dienstes. Ich achte darauf, etwas mehr Abstand zu halten.

„Draußen auf dem Meer gibt es eine Felseninsel, etwa auf gleicher Höhe wie die Eiderstädter Halbinsel. ‘Helgoland’ heißt sie. Sagt die Karte. Ein paar Quadratkilometer. Küste zu steil für eine Strandung. Außerdem sagt die Karte, daß da Munition aus den Ökokriegen rumliegt.“

„Auch sowas wie bei...“

„Nein. Dieses Zeichen heißt Sprengmunition.“

„Naja, bei der Größe der Stadt...“

„Du weißt nicht, was du sagst. Die Karte unterscheidet nicht chemische Sprengkörper von nuklearen. Ich glaube es zwar nicht, aber man muß mit allem rechnen.“

„Also, diese Felseninsel nicht. Sag es doch gleich.“

„Dann gäbe es noch die Möglichkeit, in die Elbmündung einzufahren, oder in die Wesermündung, oder in den Jadebusen – ne, letzteres nicht. Die Karte sagt, der ist völlig verlandet.“

„Also diese Flußmündungen.“

„Wie du hier siehst, liegen diese Flußmündungen voll von Wracks. Viele unter der Wasseroberfläche. Darunter viele Kriegsschiffe aus den Ökokriegen.“

„Ja mei.“

„Ja mei.“ öffnet Paul nach. „Da man diese Hindernisse sowieso nicht sieht und auch gar nicht umfahren kann, bei der Größe unserer Stadt und so dicht, wie diese Wracks liegen, kann man da natürlich auch bei Dunkelheit einfahren. Einige dieser Kriegsschiffe haben übrigens mit Sicherheit nukleare Munition an Bord gehabt.“

„Würde die denn noch nach solanger Zeit funktionieren?“

„Nicht alle Typen. Aber die katalytisch gezündeten Thermonuklearköpfe schon. Die gehen nicht kaputt. Da sie kein spaltbares Material brauchen, kann man sie nicht einmal richtig aufspüren. Du mußt bedenken, daß diese

Schiffe bei Kampfhandlungen versenkt wurden. Bei Kampfhandlungen liegen einige Bomben gelegentlich in scharfgemachtem Zustand bereit.“

„Woher weißt du das eigentlich alles?“

„Oh, Joycelyn! Ich habe eine lange, finstere Vergangenheit.“

„Wie gut, daß ich dich nicht so gut und schon so lange kenne! Ich hätte gegebenenfalls ein langes Gedächtnis!“

„Gut,“ sagt Paul. „Wenn du ein langes Gedächtnis hast, dann wirst du also die Übersicht über alle Landepunkte, über die wir gesprochen haben, noch im Kopf haben. Es kommt eigentlich nur die Eiderstädter Halbinsel in Frage.“

„Du hast recht.“

„Und du hast keinen Kaffee mehr. Wenn du jetzt runter gehst, um zu duschen, dann lasse ich neuen holen.“

Das war deutlich. „Ich weiß schon,“ sage ich, „Madame stinken zum Himmel.“

„Das habe ich nicht gesagt. Aber es stimmt – wer täte das nicht. Aber denke dran und genieße es – diese Dusche könnte für lange Zeit die letzte sein.“

19. Erste Vorbereitungen

Mag sein, daß Paul mit dieser Bemerkung recht gehabt hat. Deshalb lasse ich mir mit dem Duschen Zeit. Gerade bei diesen ‘nutzlosen’ Zwischentätigkeiten kann man so schön die Gedanken schweifen lassen. Manchmal kommt dabei mehr raus als bei gezielten Überlegungen.

Ich überlege mir, warum Paul dies alles mitmacht. Daß er mitmacht ist nicht selbstverständlich – sein jetziger Einsatz geht weit über das hinaus, was seine Rolle als ehemaliger Softwareingenieur an den Systemen dieser Stadt und sein Arbeitsvertrag erfordert. Er könnte sich ebenso gut hinstellen und sagen: ‘Macht, was ihr wollt, macht es gefälligst richtig und laßt mich in Ruhe. Ich bin inzwischen in anderen Projekten und kann ja sowieso nichts ausrichten.’

Aber das tut er nicht. Er hilft mir mit vollem Einsatz, und ich weiß, daß ich diese Hilfe brauche. Und wahrscheinlich weiß er, daß ich diese Hilfe

brauche. Naja, es kann Egoismus sein. Sein Leben und sein Eigentum stehen schließlich auch auf dem Spiel. Aber Egoismus ist nicht die schlechteste aller menschlichen Eigenschaften. Und vor allen Dingen: Sie ist unbedingt glaubwürdig. Die Erfahrung zeigt doch immer, daß altruistische und idealistische Motive in Wirklichkeit vorgeschoben sind. Meistens steckt da etwas anderes dahinter.

Flüchtig kommt mir auch die Idee, daß ich ihm sympathisch bin. Aber da will ich mir keine großen Rosinen einbilden. So, wie er aussieht und wie er sich gibt, kann er mit Leichtigkeit jüngere und hübschere Frauen haben. Gerade unter den Touristinnen in dieser Stadt gibt es genügend naive Kücken, die nur darauf warten, aufgerissen zu werden. Das kann es wohl kaum sein.

Und sonst? Verspricht er sich für die Zeit später irgendetwas für seinen Einsatz? So naiv kann er eigentlich nicht sein. Das erste, was uns später blühen wird, wird ein Hagel von Kritik sein. Was man alles hätte besser machen können. Das muß er wissen.

Vielleicht kriege ich noch mehr über seine Motivation heraus. Irgendwann. Jedenfalls bin ich froh, daß er da ist.

Nach dem Duschen arbeiten wir weiter. Die Evakuierung aus der Stadt muß organisiert werden. Dazu muß zuerst sichergestellt werden, daß möglichst viele Flugzeuge und Beiboote den Aufprall überleben. Es ist Montagabend, und wir haben weniger als 48 Stunden Zeit.

Ich lasse einen weiteren Rundruf los. Wer kann ein Flugzeug steuern, wer wenigstens ein Boot? Der Wind ist zwar immer noch steif, aber in Lee der Stadt können Wasserflugzeuge durchaus schon starten und landen. Wir müssen erstens alle Fahr- und Flugzeuge aus der Stadt herausholen, ganz besonders dringend aus den absaufenden Sektoren, und wenn wir schon dabei sind, dann kann man auch gleich die ersten Ladungen von Material und Personen vorausfliegen und an der Eiderstädter Halbinsel absetzen.

Dann lasse ich die Empfehlung verbreiten, alles, was vor, während und nach der Strandung nützlich sein könnte, nach oben zu bringen, an die Oberfläche der Stadt, und im Wald zu stapeln – um Gotteswillen aber nicht auf den Landestreifen für das Raumschiff. Wenigstens einmal noch wird die ISAAC ASIMOV hier landen.

Paul und ich machen einige TV-Interviews. Es ist vielleicht ganz nützlich, wenn man in der allgemeinen Hektik die Organisatoren aller Maßnahmen ganz ruhig die Fragen der Journalisten beantworten sieht. Es gibt sogar eine größere Pressekonferenz mit Durchschaltungen zu den Außenwelten. Ich werde mir erst jetzt bewußt, daß wir ja schon seit einigen Tagen die Schlagzeilen im ganzen Sonnensystem füllen. Es ist irgendwie merkwürdig, wie oft von und über die Stadtkommandantin Pemberton gesprochen wird. All die Zitate, die mir zugeschrieben werden, kann ich in der letzten Zeit unmöglich alle gesprochen haben – solange währt die Krise noch nicht.

Die Hilfsbereitschaft in den Außenwelten ist natürlich groß, aber deshalb werden die Raumschiffe nicht schneller. Bis mindestens einige Tage nach der Strandung werden wir allein sein – soweit man bei 1.25 Millionen Menschen von 'allein' reden kann.

Dann wollen einige Herren im Direktorium der Betreibergesellschaft der Stadt mich per Exklusivleitung sprechen. Als ich die Wichtiguer auf den Bildschirmen sehe, steigt in mir der Ärger auf. Er ist berechtigt: Eine der ersten Fragen ist, ob ich weiß, wieviel die Stadt gekostet hat. Meine sofortige Gegenfrage ist, ob sie einen wirklich konstruktiven Vorschlag haben. Da das nicht der Fall ist, schalte ich die Leitung ab, nicht ohne erwähnt zu haben, daß eine weitere Behinderung unserer Aktivitäten hier als Sabotage aufgefaßt werden müßte.

Das Gespräch war zwar exklusiv, aber wir haben es trotzdem mitgeschnitten. Es wird sofort an die TV-Gesellschaften der Stadt überspielt. In ein paar Stunden weiß man im ganzen Sonnensystem Bescheid, was für Sorgen gewisse Kaufleute noch haben, wenn das Leben von über einer Millionen Menschen auf dem Spiel steht. Eigentlich haben wir für einen solchen Firlefanz ja überhaupt keine Zeit, aber Paul sagt, ich müßte auch an die Zeit nach der Strandung der Stadt denken, wenn alle Leute daheim und in Sicherheit sind. Wahrscheinlich, sagt Paul, gibt es sogar Ärger mit der Weltbevölkerungskonferenz, unter deren Fittichen die Ökoreserve Erde ja immer noch steht. Schließlich werden wir einen der makellosesten Strände Europas mit einigen Milliarden Tonnen Eisen- und Betonschrott zieren. Wenn das keine Umweltverschmutzung ist, dann muß man diesen Begriff wohl neu überdenken.

Die Suche – stadtweite Suche, muß man sagen, denn per Aufruf beteiligt sich fast jeder daran – nach Hilfsmaterial, wie es früher in der Seefahrt für Notfälle überall auf einem Schiff zu finden war, also Rettungsboote, Schwimmwesten, Rettungsringe und dergleichen, bleibt zwar nicht ganz erfolglos, aber das Ergebnis ist dürftig. Natürlich gibt es für Techniker, die etwa tauchend die Außenwände der Stadt inspizieren müssen, alles mögliche. Aber die Menge reicht nicht. Ein paar tausend Schwimmwesten in der ganzen Stadt, ein paar zehntausend Rettungsringe – die meisten von den öffentlichen Badeanlagen, davon wieder die meisten von den Binnenseen – und sonst nichts. Seile lassen sich in ausreichender Menge finden, noch mehr Stahltrossen, mit denen man aber nichts anfangen kann, wenn man nur mit seinen bloßen Händen zupacken kann.

Dann habe ich mal wieder eine Idee: Spielzeugläden. Gibt es massenhaft in der Stadt – viele Besucher bringen ja ihre Kinder mit. Der entsprechende Aufruf hat Erfolg – mit diesen Mengen an aufblasbaren Gummitieren und Spielzeugschlauchbooten können weit über zweihunderttausend Menschen über Wasser gehalten werden. Es werden sogar noch mehr gefunden, im Laufe der Zeit. Paul gratuliert mir zu dieser Idee, aber ich bin deprimiert:

„Ist dir aufgefallen, Paul,“ frage ich, „daß von diesen vielen Geschäftsinhabern sich kein einziger mit dieser Idee bei uns gemeldet hat? Sind die alle so phantasielos, oder sind ihnen ihre Lagerinhalte zu schade?“

Paul weiß es nicht, und ich ziehe es vor, nicht mehr darüber nachzudenken. Ein Verdacht, den ich habe, ist ganz trivialer Natur: Versicherungen werden für alles zahlen, was in und an der Stadt zerstört wird. Aber wenn jemand den Inhalt seiner Materiallager kurz vor der Katastrophe zu sinnvoller Verwendung herausgibt, dann könnte sich eine Versicherung auf den Standpunkt stellen, daß das Material nicht beim Untergang der Stadt abhanden gekommen sei, sondern vorher ordnungsgemäß verkauft oder verschenkt worden sei. Dafür ist eine Versicherungsleistung aber nicht vorgesehen. – Vielleicht sollte ich eine offizielle Beschlagnahmung anordnen, um diesen Leuten den Standpunkt gegenüber ihren Versicherungen zu stärken. Bechlagnahme und Enteignung. Wahrscheinlich gerechtfertigt. Die rechtlichen Konsequenzen kann ich aber nicht überblicken. Wenn dies alles vorbei ist, werden viele Leute ihre Rechtsanwälte auf

mich hetzen, um mich für alles haftbar zu machen, was sie während der Strandung der Stadt verloren haben. Das kann man gar nicht verhindern, sagt Paul, als ich ihn daraufhin anspreche.

„Weißt du, Joycelyn, daß Wissenschaftler für ihre Versuche in Verhaltensforschung in letzter Zeit vermehrt dazu übergegangen sind, nicht mehr Ratten, sondern Rechtsanwälte zu benutzen?“ fragt er mich.

„Tatsächlich?“ frage ich ungläubig.

„Ja. Man hat rausgefunden, daß es Dinge gibt, die nicht einmal Ratten tun würden!“

Lieb von ihm, zu versuchen, mich aufzuheitern. Trotzdem: Irgendwann muß ich vielleicht noch einmal auf die Beschlagnahme wichtigen Materials zurückkommen. Aber im Moment bleibt natürlich die Idee hängen: Was gibt es vielleicht sonst noch in Massen in der Stadt, was uns eminent wichtig sein könnte, was vielleicht die ganze Zeit vor unseren Augen herumliegt, herumhängt oder herumsteht, und was wir in seiner Wichtigkeit und Nützlichkeit nicht erkennen, bloß, weil vielleicht ‘Spielzeug’ drauf steht, oder ‘Keep Fingers off’?

Noch ein Punkt erfordert Aktionen. Diejenigen unserer Stadtbewohner, die permanent in der Stadt wohnen – manche können sich eben so etwas leisten – haben auch viele ihre wirtschaftlichen Verbindungen in der Stadt. Bankkonten zum Beispiel. Sämtliche Filialen von Banken und Versicherungen müssen sofort aufgefordert werden, ihren Datenbestand zu ihren Zentralen zu überspielen. Eigentlich könnten sie von selbst auf diese Idee kommen, aber ich traue der Kreativität von Bankern nicht allzuviel zu. Die Straub soll, so die Gerüchteküche, auch einmal in einer Bank gearbeitet haben – vielleicht daher meine Abneigung gegenüber allem, was mit dem Bankgeschäft zusammenhängt. Es würde auch ihre fachliche Ahnungslosigkeit in allen technischen Dingen erklären.

Dann muß ich aber auch an die Bandbreite der verfügbaren Sendekanäle denken. Es geht nicht an, daß uns irgendjemand mit dem Überspielen gigantischer aber vielleicht nicht allzuwichtiger Dateien die Kommunikation zu den Außenwelten zustopft. Ich setze mich deshalb mit der Kommunikationszentrale der Stadt in Verbindung und frage nach. Sie klagen tatsächlich über eine Überlastung ihrer Kanäle. Nun gut, dann setzen wir eben die Gebühren rauf, damit nur noch wirklich wichtiges übertragen

wird. Ob meine Vollmachten dazu ausreichen, weiß ich nicht. Sie sollen alle Benutzer anrufen und nachfragen. Schließlich kann ich auch den privaten Datenverkehr ganz unterbinden – dazu jedenfalls reichen meine Vollmachten aus.

Draußen wird es dunkel, und ich habe das Gefühl, daß wir noch gar nichts rechtes geschafft haben. Noch einen ganzen und einen halben Tag, Joycelyn, und dann wird sich zeigen, aus welchem Holz du geschnitzt wurdest.

Am späten Abend gelingt es mir, Paul wieder für eine gute Stunde Vertretung zu gewinnen. Ich verlasse den Kontrollturm und suche mein Apartment auf. Ich sollte alle wichtigen Dinge zusammenpacken.

20. Trautes Heim, laß dich allein...

Als ich in dem geräumigen Wohnraum stehe, wird mir schlagartig klar, daß auch die Tage dieses meines Domizils gezählt sind. Die eine Längsseite des Wohnraumes hat große Fenster, durch die man in einen der hydrophonischen Gärten hineinsehen kann. Obwohl diese Anlagen unter der Oberfläche der Stadt in erster Linie intensiv landwirtschaftlich genutzt werden, hat man es verstanden, diese Hydrokulturen mit ihren verschiedenartigen Pflanzen sehr aufgelockert aussehen zu lassen. Da die Erntemaschinen heute über genug Intelligenz verfügen, ist es nicht mehr notwendig, Pflanzungen in Reih und Glied auszurichten – der flüchtige Betrachter könnte tatsächlich die Aussicht aus meinem Wohnzimmer für einen Blick in eine Art Urwald halten. Der flache Bach unter den Obstbäumen, der Teil der Wasserökologie dieser Anlage ist, bestärkt diesen Eindruck noch. Hier sieht man nichts begradigtes. Von der künstlichen Beleuchtung aus der Decke einmal abgesehen könnte dieses tatsächlich fast ein natürliches Biotop sein. Allerdings würde ein geübter Biologe mir wahrscheinlich sofort in Sekunden mehrere Merkmale zeigen können, die belegen, daß dieses Biotop keines durch natürliche Evolution entstandenes sein kann. Die meisten Pflanzen sind irgendwie nützlich. Die Bäume sind zum Beispiel alle Obstbäume – um eine Eiche zu sehen muß man den Stadtwald an der Oberfläche aufsuchen.

Einen Moment sitze ich am Ufer des murmelnden, künstlichen Baches, bevor ich meine Wohnung durch die Terrassentür wieder betrete. Ich habe meine Zeit selten in den Hydrofarmen verbracht: der Wald oben, unter offenem Himmel, ist mir lieber. Aber für kurze Augenblicke oder bei schlechtem Oberflächenwetter sind die Hydrofarmen eine brauchbare Alternative, insbesondere auch deshalb, weil sich wenig Menschen in ihnen aufhalten.

Ich sehe mich um. Was ist denn da überhaupt, was ich an wirklich persönlichen Gegenständen mitnehmen muß? Es ist erstaunlich wenig. Dokumente, Diplome, Urkunden, Belege aller Art sind alle in zentralen Archivierungsrechnern gespeichert, hier in der Stadt und auf den Außenwelten. Mehrfach. Nichts davon geht verloren.

Das gleiche gilt für Photos und Videos aus meiner Kindheit und aus der Jugend, Urlaubserinnerungen und aufbewahrte Privatpost aus Jahrzehnten. Alles digitalisiert, auch alles schon auf Archivierungsrechnern auf den Außenwelten sichergestellt. Nicht, daß ich jemals mit einer Katastrophe gerechnet hätte, die mir meine Wohnung mit allem, was darinnen ist, zerstört. Aber man ist einfach unabhängiger, wenn man beim Umziehen nicht soviel Dinge mitschleppen muß, darunter Dinge, die unersetzlich sind.

Ich muß gar nichts sicherstellen, gestehe ich mir ein. Ich wollte einfach nur noch einmal meine Wohnung sehen, in der ich doch immerhin einige Jahre schon verbracht habe. Nein, es ist schon mehr als ein Jahrzehnt. Wie die Zeit verging. Ein Jahrzehnt ist schon ein ordentlicher Teil eines Menschenlebens. Und eine Wohnung ist immer ein wichtiger Teil davon. Rückzugssphäre und private Festung. Ich habe nie verstanden, daß viele Leute, kaum, daß sie dem Elternhaus entwichen sind, nichts Eiligeres zu tun haben als in eine Wohngemeinschaft zu ziehen oder mit einem Partner zusammenzuwohnen oder gar zu heiraten. Heiraten! Die schlimmste Form von gegenseitiger Freiheitsberaubung, gemeinsam ritualisierter offener Strafvollzug. Nein – nicht für mich. Das Leben ist zu wertvoll und zu kurz, als daß man es mit häuslichem Streit verbringen sollte. Ob das daran liegt, daß bei den meisten Menschen die Angst vor dem Alleinsein so groß ist, daß man dafür das alles in Kauf nimmt?

Ich habe nie Angst vor dem Alleinsein gehabt. Außerdem – wer lesen und schreiben kann, ist nicht allein. Wer hat das gesagt? ‘Der Weise ist nie

allein. Hat er doch um sich all die, die etwas wesentliches zu sagen hatten, ob sie noch leben oder schon tot sind. Seinen freien Geist versetzt er, wohin er will. Was er körperlich nicht erreichen kann, das erfaßt er mit dem Denken. Und wenn es ihm an Menschen fehlen sollte, dann spricht er mit Gott. – Nie ist er weniger allein, als wenn er einmal allein ist.’

Ich ziehe Schubladen auf, öffne Schranktüren. Nur so. In einer Schublade finde ich eine Muschel. Habe ich damals von einer Touristenexpedition an die Goldküste mitgenommen. Das ist natürlich verboten. Deshalb wird diese Muschel auch wieder mit der Stadt versinken. Sie ist natürlich nicht digitalisiert, wenn man von Videoaufnahmen absieht, auf denen sie zufällig zu sehen ist.

Dann finde ich ein Buch, ein uraltes Buch. Ein richtiges Buch. „Die Ginsterhexe“. Ich schlage auf. Die Ginsterhexe und andere Sommermärchen. Ein gewisser Hanns Heinz Ewers hat es geschrieben. Leipzig, Verlag von Johannes von Schalscha-Ehrenfeld, 1905. Es ist schwer zu lesen, in deutscher Schrift, die Seiten sind gelb und brüchig, der Einband fällt auseinander, wenn man nicht aufpasst.

Das Buch ist seit vielen Generationen in unserer Familie, mein Vater hinterließ es mir mit der Bemerkung, es sei ‘ungeheuer wertvoll’, ein Relikt aus der Zeit vor den Ökokriegen, sogar noch vor den beiden Weltkriegen. Das wird diesem Buch nicht viel helfen – wie sollte ich es transportieren? Natürlich wird der Inhalt nicht verloren gehen. Auch den habe ich längst digitalisiert, und meine Vorfahren haben es auch schon getan. Aber von dem allerersten materiellen Träger dieser Märchen, die mich nie besonders angesprochen haben, wird sich die Welt nun trennen müssen. Ist es ein Verlust, wenn es das letzte Exemplar sein sollte? Der Inhalt bleibt doch.

Ich lege es mit Sorgfalt in das Regal zurück. Wie pervers diese Sorgfalt ist, wo dieses Buch nach über zweihundert Jahren geglückter, zufälliger Fortexistenz schon in wenigen Tagen durch Seewasser aufgeweicht und zersetzt werden wird.

Bevor ich das Buch hinlege, finde ich darunter einen flachen Gegenstand, den ich herausnehme. Es ist ein vergilbtes Schild:

BETTING & GAMING ACT 1960

With the consent of the Licensee the following games may now be played for small stakes in those parts of Licensed Premises open to the Public:

DARTS SHOVE HA'PENNY
BILLIARDS BAGATELLE
BOWLS SKITTLES
CHESS CRIBBAGE
DOMINOES DRAUGHTS

The playing of ANY OTHER GAME for stakes is illegal

Auf der Rückseite ist eine schwer leserliche, handschriftliche Eintragung, die besagt, daß dieses Schild im August 1974 in einer Bar in Coventry gestohlen wurde, von einem meiner Vorfahren auf einer Reise durch England. Außerdem steht da, kaum erkennbar, 'unverkaeufllich'. Auch dieses Schild ist über Generationen in unserer Familie weitervererbt worden – soweit man, juristisch gesehen, Diebesgut vererben kann.

Eine Botschaft aus einer Zeit, wo der Staat noch meinte, seinen Bürgern gewisse Verhaltenscodices bindend vorschreiben zu können, etwa sich nicht durch Glücksspiele ins Unglück stürzen zu dürfen. Das steht in krassem Gegensatz zur heutigen Rechtsauffassung, die jedem Bürger gestattet, sich zu ruinieren, sei es durch Glücksspiele oder durch Drogen, wenn nur nicht Dritte dadurch geschädigt werden.

Wenn ich dieses Schild sehe, denke ich manchmal, daß da doch ein historischer Fortschritt in Richtung von mehr Rationalität unter den Menschen sein muß, auch, wenn einige Historiker anderes behaupten. Schließlich, noch einige Jahrhunderte weiter zurück als dieses Schild konnte man sogar für seine Überzeugungen auf einem Scheiterhaufen landen, selbst, wenn es sich um Überzeugungen handelte, die objektiv nachprüfbar, naturwissenschaftliche Tatsachen betrafen. Und die Organisation, die dieses über Jahrtausende betrieben hatte, die hatte es zu der Zeit, als dieses

Schild gestohlen wurde, ja immer noch als gesellschaftlich einflußreiche Kraft gegeben. Sie dachten nicht daran, ihre Opfer zu rehabilitieren – Gallilei, Jan Hus, und wie sie alle hießen. Sie dachten nicht daran, sich für Millionen verbrannter Inquisitionsoffer auch nur zu entschuldigen, oder für ihre Kooperation mit den Nazis. Erst die Ökokriege haben auch die Kirchen als selbstständige Organisationen weggefeßt, wie so vieles. Nicht das Christentum, wohlgemerkt. Christentum und Kirche haben ja nichts miteinander zu tun.

Da fällt mir ein, daß ich auch noch eine gedruckte Bibel haben muß. Ich kann sie im Moment nicht finden, ein Hinweis, daß ich meine Wohnung nicht gründlich genug durchsuche. Nun ja, das ist kein unersetzlicher Verlust, es handelt sich um eines der Exemplare, das während der Ökokriege gedruckt wurde. Mit überarbeitetem Text und Auslassungen. Dieses Buch ist sowieso schon in den Jahrtausenden ständig verändert, ungenau übersetzt und verfälscht worden, so daß diese zusätzlichen Veränderungen die Botschaft praktisch zur Unkenntlichkeit verändert haben.

Meine Großgroßväter haben dieses Exemplar als historisches Dokument behalten, weil darinnen Christus in der Bergpredigt seine eigene Unfehlbarkeit behauptet. Das ist eine neuere Fälschung, die durch ein Konzil des Vatikans in das Evangelium eingebracht worden ist. Es ist damals dem Kardinalskollegium aufgefallen, daß der Unfehlbarkeitsanspruch des Papstes wohl doch nur eine lächerliche Farce ist, wenn die letzte Autorität des Christentums, nämlich Christus selbst, niemals seine eigene Unfehlbarkeit behauptet hat. Im Gegenteil. Des Menschen Sohn war fehlbar, wie jeder Mensch, und seine Selbstzweifel sind ebenfalls teilweise überliefert. Also hatte diese Überlieferung gemäß den Anforderungen des päpstlichen Machtanspruches modifiziert werden müssen. Die Zensur der Bibel fand statt.

Nachdem, was die Historiker belegen, war es diese Entmündigung der Christenheit, die die Kirche mindestens ebenso destabilisiert und ihr Ende besiegelt hat wie ihr verhärteter Standpunkt in Sachen Bevölkerungskontrolle.

Deshalb hätte ich diese Bibel als Kuriosum gerne gerettet, wenn es mir möglich gewesen wäre. Aber es ist nicht möglich, selbst, wenn ich sie jetzt fände.

Ich erinnere mich noch, wie ich sie von meinem Vater zu meinem vierzehnten Geburtstag erhalten habe. Ich sei alt genug, hat er gesagt, daß ich lernen müsse, die vielfältigen Wege, in denen Menschen sich gegenseitig etwas vormachen, zu erkennen und zu durchschauen. 'Das kann man gar nicht früh genug lernen!' sagte er. Und dabei, erinnere ich mich, sah er kummervoll aus.

Das hat mich damals allerdings überhaupt nicht interessiert, und das Buch war sowieso über alle Maßen langweilig, genau wie der ältere Originaltext. Letzten Endes ist das Politik, und dafür interessiert man sich mit vierzehn noch nicht so. Ich jedenfalls nicht. Erstmal muß man lernen, die reale Welt zu beherrschen. Technologie und Ökologie. Dann, wenn man ein bißchen weiß über die Bühne, auf der sich alles menschliche abspielt, und wenn man das Denken gelernt hat, dann kann man daran gehen, sich mit der Geschichte und der Zeitgeschichte zu beschäftigen.

Leider ist man dann schon so alt, daß die Lernfähigkeit für Fakten schon sehr abgenommen hat, und außerdem lassen einem der Beruf und andere Interessen wenig Zeit. Ein Bankier, der im zwanzigsten Jahrhundert von politischen Wirrköpfen umgebracht wurde, hat wenige Wochen vor diesem Attentat gesagt, wenn er sich etwas wünschte, dann dieses, daß er mehr Zeit hätte, sich mit dem, was die Menschheit kulturell schon hervorgebracht hat, wenigstens ein bißchen zu beschäftigen.

Ich hab noch nie jemanden getroffen, der diesen Mangel auch bemerkt und der genug Zeit hat. Dabei geht man ja eigentlich davon aus, daß einem noch mehr Zeit bleibt als jenem Bankier.

Also, ich finde diese Bibel nicht. Kein Verlust. Aber es gibt da noch ein Fach mit Spielzeug im Schrank. Das ist unersetzlich. Das sind die Dinge, mit denen man in allerfrühester Zeit die ersten Erfahrungen mit den Eigenschaften der physikalischen Welt gesammelt hat. Für einen Außenstehenden mögen alle Bauklötze gleich aussehen, aber die Bauklötze, mit denen man gelernt hat, daß man durch Übereinandersetzen von Bauklötzen keinen beliebig hohen Turm bauen kann, weil ein so schlanker Turm einfach nicht stabil ist, diese Bauklötze bleiben für alle Zeit ganz besondere Bauklötze.

Solche Bauklötze finden man woanders niemals wieder, auch wenn alle anderen Bauklötze schöner, größer und bunter sein sollten!

Ein Elektromotor. Ob er noch geht? Was denkt sich ein Elektromotor, mit dem ein Kind spielt, ihn an eine Batterie anschließt, sich freut, daß er sich dreht, und dann Jahrzehnte in einem Schrank? Ich werfe den Anker von Hand an, das Geräusch kenne ich genau, und die schweren Polschuhe wiegen vertraut in meiner Hand. War er nicht viel schwerer, früher?

Dann dieses Schlauchboot. Mein Schlauchboot! Mein Kreuzfahrtschiff, mein Piratenschiff, meine Karavelle!

Es ist sicher nicht mehr dicht, nach jahrzehntelanger Aufbewahrung in Schränken. Wie oft bin ich damit während der Schulzeit an die Stadtseen gezogen, um weit hinauszufahren, bis ich an Land keine Menschen mehr erkennen konnte und allein war mit den Wäldern über mir und den Sternen unter mir. Meine Eltern sahen das nicht besonders gerne. Sie sagten, daß ich da draußen, mitten auf den Seen der Stadt, keine Überlebenschance hätte, wenn die Stadt beschädigt werden sollte. Sie hatten einfach wenig Vertrauen zur Technik und malten mir in den leuchtensten Farben aus, wie man bei einem Platzen der Stadt zu Tode kommen würde: Durch Ersticken, Verdampfen der Körperflüssigkeiten, Erfrieren und Erschlagenwerden durch umherfliegende Trümmerstücke. Zerfetztes, gefrorenes Fleisch und Eingeweide, die eins werden mit den Ringen des Saturn.

Mir schien das damals alles sehr weit hergeholt. Die Saturnstädte waren doch sicher, immer schon! Ich träumte von den Ozeanen der Erde. Nicht die nur meterdicke Wasserschicht, die die quadratkilometergroße Fenster der Stadt bedeckte und die Stadtbewohner zusätzlich vor UV-Strahlung und schnellen Partikeln aus dem All schützte. Nein, ich wollte auf die kilometertiefen Ozeane der Erde, durch die Wellen wandern so groß wie Berge, und über die ein Sturm geht, der reißt dich von den Beinen. Da ist Gefahr, Abenteuer, Aufregung. Da toben die Elemente. So etwa stellte ich mir das jedenfalls vor. In den Saturnstädten verläuft das Leben ja nur in seinen gleichmäßigen Bahnen, und die Sterne sehen immer gleich aus. Gerade die mächtigen Wirbelstürme auf der Saturnoberfläche, die man mit bloßem Auge gut sehen kann, lassen etwas von der Wildheit einer richtigen Welt erahnen.

Aber auf der Erde, da ist alles das passiert, wovon man uns immer wieder erzählt, die ganzen Ereignisse, die die Menschheit dahin gebracht haben, wo sie jetzt ist – nämlich auf die Außenwelten. Die Erde, das ver-

botene Land. Eine Stadttechnikerin auf der einzigen Stadt. Es war die einzige Möglichkeit, ein bißchen von dem vergangenen Glanz und ein bißchen von der gegenwärtigen Wut und Vitalität dieses Planeten zu erfahren.

Deshalb bin ich hier. Bis jetzt hielt sich das Abenteuer in Grenzen. Aber nun? Joycelyn, das ganze Leben bist du auf diese Ereignisse zumarschiert. Was kümmerst du dich um die paar Reliquien deiner Jugend, die du hier zurücklassen mußt? Da oben ist deine Aufgabe, da oben im Turm. Das hast du doch immer gesucht, das Abenteuer. Jetzt hast du es. Laß die Spielsachen hier liegen. Keine Sentimentalität.

Ich gebe mir einen Ruck und verlasse meine Wohnung, ohne mich umzusehen. Überall ist man irgendwann zum letzten Male.

21. Interview

Während der Nacht von Montag auf Dienstag beginnt die Übersiedlung des hinteren Stadtteiles, hinter dem Sektor C7, nach vorne. Wir haben uns dazu entschieden, da wir die Stadt ja mit dem Vorderende auflaufen lassen werden. Der hintere Teil der Stadt wird bis dahin zwar nicht unbewohnbar werden oder absinken, aber nach dem Auflaufen wird es noch schwieriger werden, von dort nach vorne zu gelangen.

Die betroffenen Menschen – etwa eine Drittel Million – haben es natürlich nicht leicht. Die Höhe von Sektor C7 zu überwinden ist praktisch nur noch an der Oberfläche der Stadt möglich. Diese wird zwar hell beleuchtet, aber das Wetter ist wieder schlechter geworden. Regen- und Graupelschauer wechseln sich ab, und der Wind tanzt böig aus wechselnden Richtungen von Nordwest bis Südwest. Gottseidank gibt es noch genügend Wald rechts und links von C7, der vor dem Wind etwas schützt. Aber etwa drei Kilometer müssen die Menschen auf der Oberfläche zurücklegen.

Inzwischen habe ich herausgekriegt, daß die Unterbringung kein Problem wird. An Hotelzimmern und sonstigem Wohnraum ist eine genügend große Reserve vorhanden. Das liegt daran, daß die Stadt häufig auch als Konferenzort und Versammlungsort für Parteitage verwendet wird. In solchen Fällen schwillt die momentane Bevölkerung der Stadt auf

manchmal über zwei Millionen an. Für die intakte Stadt wird es ab drei Millionen eng. Das heißt aber auch, daß sogar ohne die hinteren acht Kilometer der Stadt genügend Wohnraum vorhanden ist.

Die Menschen sollen nur ihr allerpersönlichstes Eigentum mitnehmen. Alles, was Geld kaufen kann, wird ersetzt werden. Die meisten halten sich auch daran. Wenn jemand jedoch ein Stück Mobiliar hat, mit dem Erinnerungen verbunden sind, dann ist es jetzt an der Zeit, sich davon zu trennen.

Problematisch sind die Krankenhäuser und die Altenheime. Das Pflegepersonal ist voll im Einsatz, die ganze Nacht über, und es muß zusätzlich noch durch freiwillige Helfer unterstützt werden. Es gäbe zwar noch zwei funktionierende Tunnelbahnen von dem hinteren Stadtteil nach vorne, aber deren Funktionieren ist durch die Verformung der Stadt schon deutlich gestört. Ich kann es nicht riskieren, daß plötzlich dort ein ganzer Zug mit hunderten von hilflosen Leuten festsitzt. Also müssen sie durch den Stadtwald, und wenn notwendig, müssen sie getragen werden.

Die völlig geräumten Sektoren im hinteren Teil der Stadt müssen gegeneinander dicht gemacht werden, damit das langsame Fortschreiten der Zerstörung und des Vollaufens noch weiter verlangsamt wird. Das hört sich einfach an, weil es sich im Prinzip ja nur darum handelt, jede Tür und jedes Tor abzuschließen. Davon gibt es in der Stadt aber unglaublich viele. Ich weiß nicht, wie man auf solche Weise feststellen soll, ob nicht irgendwo noch versehentlich Personen eingeschlossen werden. Es ist undenkbar, daß bei einer so umfangreichen Aktion keine Fehler passieren. Naja, jedenfalls gibt es überall Aufgänge in den Stadtwald, über die man gegebenenfalls entweichen könnte.

Von etwa zwei Uhr nachts bis bis fünf schlafe ich, Paul von fünf bis acht. Wir haben immer noch keine Verstärkung im Turm erhalten. Einige weitere Fachkräfte sind zu uns gestoßen, aber sie halten sich in der Leitwarte im Inneren der Stadt auf, und einige der anderen Türme sind besetzt.

Als der Morgen graut, schalte ich die Zusatzbeleuchtung nicht ab – irgendwann und irgendwo könnte ein Fehler auftreten, der das Wiedereinschalten behindert. Ich verspreche mir davon auch, daß sogar noch nach der Strandung vereinzelte Reaktoren und Scheinwerfer arbeiten werden.

Acht Uhr morgens. Noch 32 Stunden bis St. Peter. 1150 Kilometer, etwa zehn Breitengrade. Östlich von uns liegt Trondheim in Norwegen, weit

hinter dem Horizont, und westlich von uns immer noch der Atlantik. Sogar die Shetland-Inseln liegen noch weiter südlich. Über zehn Breitengrade haben wir in südlicher Richtung zurückgelegt. Aber das heißt nicht, daß das Wetter freundlicher wird.

Während wir in dieser Nacht im Turm gewacht und geschlafen haben, ist die Räumung des hinteren Teils der Stadt weitgehend abgeschlossen. Die Leute haben es gut, sie können sich noch in ihren neuen Quartieren aufs Ohr legen. Heute noch. Den ganzen Tag und die ganze Nacht. Morgen wird es ungemütlich.

Kurz vor neun Uhr schicken wir drei Wasserflugzeuge und zwei Landflugzeuge los, die das Strandungsgebiet besichtigen und vorbereiten sollen. Sie werden uns berichten, was sie finden. Außerdem finden wir auf diese Weise heraus, wie gut es sich bei der Dünung in Lee der Stadt starten und landen läßt. Es sind kleine Maschinen, aber sie werden unseren ersten Brückenkopf an Land einrichten. Schließlich gehört das Gebiet um St. Peter nicht zu den Regionen, wo normalerweise die Touristen aus der Stadt hingeflogen werden.

Um zehn Uhr, 30 Stunden und 1080 Kilometer bis Sankt Peter, lasse ich wieder ein kleines TV-Team auf den Turm kommen. Ich habe mir weitere Dinge aufgeschrieben, die der Bevölkerung klargemacht werden müssen.

Es gelingt Paul und mir, das Interview so zu steuern, daß wir alles Notwendige erwähnen können. Der Interviewer versucht immer wieder, auf eine Schuldfrage zu kommen, und es ist schwer, ihm klarzumachen, daß jetzt nicht die Zeit dazu ist. Ein paarmal bin ich nahe daran, ihn zu rügen, und als er es merkt, überläßt er uns die Initiative. Schließlich gibt es eine Millionen Zuschauer in der Stadt und einige hundert Millionen draußen im Sonnensystem.

Zunächst muß ich die Stadtbewohner darüber aufklären, was sie erwartet. Naivität und Lücken in der Allgemeinbildung hat es zu allen Zeiten gegeben, und es ist durchaus möglich, daß viele nicht wissen, daß die Erde unbewohnt ist. Daß wir, wenn es gelungen sein wird, in St. Peter das Festland zu erreichen, im Regen stehen werden, und das wörtlich. Die Marschlandschaft, bewachsen mit Gras und Buschwerk, der Boden überall feucht, kein Plätzchen, wo man sich in Ruhe hinsetzen kann.

Man wird sich nirgends etwas zu essen oder zum Anziehen kaufen können – man muß sich alles mitnehmen, was man braucht. Jeder, aber auch jeder muß sein Notpäckchen schnüren: Kleidung für Schlechtwetter und Lebensmittel. Zeltplanen. Ich möchte, daß jeder eine mitnimmt. Wer keine findet, nimmt anderen Stoff hinreichender Größe mit. Vielleicht lassen sich die Gummihäute der zahlreichen Schwimmtiere, die wir gefunden haben, nach der Strandung umfunktionieren. Seile, oder wenigstens starken Bindfaden. Jeder muß sowas dabei haben. Ein Schneidwerkzeug, Messer oder Beil. Wenn nicht anders möglich, ein Messer vom Essbesteck. Ich weise darauf hin, daß wir mit Raubtieren zu rechnen haben: Denen gehört die Erde – nicht uns.

Zum Transportieren: Tragebehälter. Rucksäcke wären ideal, aber es wird in der ganzen Stadt nicht genügend Rucksäcke für alle geben. Wahrscheinlich gibt es kaum welche, denn normalerweise braucht man so etwas hier nicht. Wer kann, soll sich was improvisieren.

„Streichhölzer. Kerzen!“ wirft Paul ein, gerade als der Interviewer das Thema wechseln will.

„Was?“

„Wir brauchen Feuer und Licht. Wird sowieso schwierig genug, genügend Brennmaterial zu finden. Trockenes Brennmaterial.“

„Reicht warme Kleidung denn nicht?“ fragt der Interviewer.

„Sind Sie noch nie durchgeregnet worden? Sehen Sie sich das Wetter da draußen doch an! Über eine Millionen Menschen, von denen keiner mehr einen trockenen Faden am Leibe hat! – Es wird viele Kranke geben, schon allein aus diesem Grunde.“

Der Interviewer ist beeindruckt. Ob er auch zu den Menschen gehört, die sich bei schlechtem Wetter noch nie im Freien aufgehalten haben? – Das kommt sogar in dieser Stadt vor.

„Paul, das ist ein Stichwort,“ sage ich, und wende mich wieder an die Kamera: „Medikamente. Wir werden zentral Medikamente an Land bringen. Aber jeder soll mitnehmen, was er an Medikamenten hat. Auch an allgemein verwendbaren Medikamenten. An Verbandszeug. Pflaster. Antibiotika. Es wird Verletzte geben, und die nächste Hilfe sollte dann nie sehr weit sein. Dann: Wer regelmäßig auf bestimmte Medikamente angewiesen ist, soll sich jetzt drum kümmern! Hiermit auch an alle Apotheken

in der Stadt folgender Hinweis: Geben Sie in solchen Fällen diese Medikamente an die betreffenden Patienten für einen Zeitraum von mindestens zwei Monaten aus! Lassen Sie sich alte Rezepte zeigen – es kann nicht mehr jeder rechtzeitig zum Arzt gehen. In deutlichen Fällen verzichten Sie auf Rezeptvorlage!“

„Meinen Sie, daß es so schlimm wird?“ fragt der Interviewer beunruhigt.

„Wir wollen, daß es nicht so schlimm wird – deshalb bereiten wir uns darauf vor, daß es so schlimm wird!“ sage ich. Sind die Grundzüge einfacher Katastrophenvorsorge nicht naheliegend? Oder hat dieser junge Mann bisher nur Sportreportagen gemacht? Oder fehlt ihm einfach die Phantasie?

Das, was zurückgelassen wird, in Hotelzimmern oder Privatwohnungen: Mit Namensschildern beschriftet, am besten Namenszüge einkerben. Vielleicht sind größere Bergungsaktionen möglich, später. Die Bergungsfachleute sollen sehen, was mitgenommen werden soll und was nicht. Umsonst wird das allerdings nicht sein, gebe ich zu bedenken.

Verlassene Räume, morgen am frühen Nachmittag, sollen verschlossen werden. Ich rechne zwar nicht mit Plünderungen – wer hier in der Stadt weilt, ist in materieller Hinsicht gut gestellt – aber ich will die Versuchung nicht zu groß machen. Wer beim Plündern erwischt wird, hängt. Ich sage das in aller Deutlichkeit, auch wenn ich nicht die Absicht habe, so drastisch vorzugehen. Ich weiß nicht, ob man mir glaubt.

„Dann, für alle, die es noch nicht gehört haben: Der Strandungszeitpunkt wird morgen um 16 Uhr sein – ungefähr.“ Ich versuche, deutlich zu sprechen: „Bis dahin stehen alle Bewohner der Stadt oben im Wald, in der Nähe des vorderen Endes der Stadt! Jeder muß damit rechnen, von den Füßen geschleudert zu werden, und Bäume könnten umbrechen. Jeder muß an beides denken, wenn er sich einen Platz sucht. Jeder muß in jeder Sekunde wachsam sein. Es können unerwartete Dinge passieren! – Jederzeit. Einfache Unfälle, die niemand vorhersagen kann. – Halten Sie die Augen offen – Sie alle, die Sie jetzt zusehen!“

Es ist ein paar Sekunden still im Kontrollraum. Dann fragt der Interviewer, auf die Erwähnung der umstürzenden Bäume hin, ob es nicht besser wäre, viele der Bäume zu fällen. Ich frage ihn, wo er die Leute dazu hernehmen will. Und niemand weiß, wie rasch die Evakuierung der Stadt

gelingen wird. Vielleicht werden einige sich noch tagelang dort aufhalten müssen. Es wird zwar noch, im vorderen Teil der Stadt, Räume über Wasser geben, aber auch die Möglichkeit, daß sich Menschen in die Bäume retten müssen, wenn Stadtteile ganz versinken, will ich nicht beschneiden.

Es wird ein Pendelverkehr mit Booten und Flugbooten eingerichtet werden. Von der Stadt bis zu den Sandbänken. Von dort wird man marschieren. Es ist nicht ganz einfach, weil die Meteorologen Regen und Nebel vorhergesagt haben. Ich möchte nicht, daß sich einer der Übersetzten und Geretteten im Wattenmeer verirrt. Deshalb erwähne ich auch den Trupp, den ich heute morgen mit einem Flugzeug losgeschickt habe, um eine Markierungslinie über die Sandbänke bis zum bewachsenen Festland zu bauen und die ganze Lage zu erkunden. Da sich das Übersetzen auf das Festland in die Nacht hineinziehen wird, werden wir improvisieren müssen, aber da kann ich natürlich nichts genaues sagen, solange sich der Voraustrupp nicht gemeldet hat. Ich verspreche Luftaufnahmen, sowie uns welche überspielt werden.

„Ja, und dann ist es vielleicht nicht unwesentlich, daß jedem klar ist, was ein Wattenmeer ist. Und Ebbe und Flut. Unser Kollege hier kann das sicher besser erklären!“ sage ich und zeige auf Paul. Der sieht etwas überrascht aus, weil er nicht damit gerechnet hat, so ‘drangenommen’ zu werden. Aber ich schätze ihn so ein, daß er nicht nur weiß, was Ebbe und Flut ist, sondern daß er das auch ex tempore erläutern kann. Und ich habe recht. Seine Erläuterungen sind fast druckreif. Nicht nur das: Er versteht es, die Gefahren des Wattenmeeres anschaulich auszumalen. Er erzählt von Menschen, die in früheren Zeiten bei Wanderungen im Watt umgekommen sind, weil sie von der Flut überrascht wurden und weder über Karten noch über Richtungsweiser verfügten. Das Watt, sagt er, ist eine Todesfalle für jeden, der sich darin nicht auskennt, auch wenn es bei Ebbe nur wie eine harmlose Matschebene aussieht.

Woher er das alles wohl weiß? Er weist deutlich darauf hin, daß, wenn wir aus irgendeinem Grunde nicht Teile des Wattes zu Fuß überqueren müssen, niemand dort etwas zu suchen hat.

Vielleicht ist das auch der Grund, daß er nicht empfiehlt, einen Kompaß mitzunehmen, falls jemand einen hat. An Land braucht man so etwas nicht, und ein Kompaß könnte dazu verlocken, doch ins Watt hinauszuge-

hen. Ein Kompaß ist dann zwar eine Hilfe, aber noch lange keine Lebensversicherung.

Außerdem stellt sich das Problem nicht: Ich wette, daß man in der ganzen Stadt keine tausend Marschkompasse finden kann.

Aber Paul fällt dabei etwas anderes ein: „Kleinempfänger wären nützlich!“ sagt er.

„Ich weiß nicht, ob jemand von uns einen Sender unterhalten können wird!“ zweifele ich.

„Von außen.“ vermutet Paul.

„Okay. – Sie haben es gehört, meine Zuschauer. Wer einen kleinen Empfänger hat, sollte den mitnehmen. Es ist nicht notwendig, daß jeder so etwas hat. Wichtige Neuigkeiten können sich ja rumsprechen.“

Vielleicht, denke ich, ist auch die Unterhaltung wichtig. Niemand weiß, wie jemand, der das nicht gewohnt ist, reagiert, wenn er wochenlang in nassen Klamotten rumsitzt, in ein Feuer schaut, das nicht brennen will und täglich mit Menschen umgehen muß, die auch zunehmend gereizter werden.

Dann weise ich noch in aller Deutlichkeit darauf hin, daß wir in dieser Umgebung Fremdkörper sein werden und eigentlich kein Recht hätten, uns dort aufzuhalten, wenn nicht dieser Notfall eingetreten wäre. Die Erde ist ein Naturpark, und muß frei von Menschen bleiben. Völlig abgesehen von den Anstrengungen, die gewiß unternommen werden, um uns um unserer selbst willen zu retten und wieder von der Erde herunterzuholen, würden wir auch von der Erde entfernt werden, wenn wir alle, die ganze Stadtbevölkerung, aus unerwünschten Personen beständen, die man am liebsten hier vergammeln ließe. Schon deshalb werden wir auf jeden Fall gerettet werden: Wir haben hier, auf diesem Planeten, nichts verloren.

Ich erwähne das, um zu verhindern, daß sich jemand absetzt und in Verfolgung irgendwelcher romantischer Vorstellungen versucht, sich in der Wildnis eine Existenz aufzubauen. Damals, als die Erde frisch geräumt worden war, lange vor dem Bau dieser Stadt, hatte es Menschenjagen gegeben, um versprengte Einzelpersonen einzufangen, die genau dies vorhatten. Auf der ganzen Erde waren damals Kampfhubschrauber unterwegs gewesen, mit Infrarotsuchgeräten die Gegend abtastend und jedes auf diese Weise gefundene größere Säugetier untersuchend. Niemand

entging diesen Suchkommandos. Zuerst fingen sie die 'Erdlinge' noch ein, um sie nach einem Verhör ans Kreuz zu schlagen, im allgemeinen an einer weithin sichtbaren, exponierten Stelle. Später wurde gleich geschossen, um die Sache zu beschleunigen.

Seit jener Zeit ist die Erde ständig unter Überwachung. Zahllose Satelliten spähen in alle Wälder, Steppen, Savannen, Wüsten, Gebirgsschluchten, Flußdeltas, Moore, Gletscher. Kein Mensch kann ihnen auf Dauer entgehen. Es solle sich deshalb auch keiner einbilden, ausgerechnet er wäre der erste, der es erfolgreich versuchen könne.

Das Interview ist anstrengend, weil der Interviewer so viele Themen anspricht, die jetzt überhaupt nicht wichtig sind. Als er anfängt, sich um meine Familienangelegenheiten zu kümmern und mich fragt, warum ich nicht verheiratet bin, beende ich das Interview. Für sowas gibt es eine Regenbogenpresse, sage ich, die ohnehin im Vorteil sind, weil sie sich ihre Tatsachen selber ausdenken können anstatt mühsam Journalisten an die Front schicken zu müssen.

Es ist 11 Uhr. 29 Stunden und 1044 Kilometer bis St. Peter.

Als nächstes setze ich mich mit den Flugzeugen in Verbindung, obwohl sie erst die halbe Strecke bis St. Peter geschafft haben. Es gibt keine besondere Beobachtungen zu berichten. Allerdings fliegen sie über den Wolken und sehen deshalb nichts. Für 13 Uhr rechnen wir mit ihrer Ankunft in St. Peter.

Die nächsten Stunden sind ruhig. Die Menschen der Stadt sind wohl im wesentlichen mit Kramen und Packen beschäftigt. Jetzt kann noch jeder seine Überlebenschancen verbessern, indem er das, was er mitnimmt, auf das allersorgfältigste zusammenstellt.

Paul und ich bereiten die weitere Kursplanung vor. Wir werden vor der Küste der Eiderstädter Halbinsel eine Kurve nach links einlegen, die wahrscheinlich weitere Beschädigungen der Stadt hervorrufen wird. Das ist aber so kurz vor der Strandung egal.

Für die Details dieser Planung müssen wir aber erstmal die Berichte der Erkundungsflugzeuge abwarten, ihre Luftaufnahmen und eventuell Probelotungen. Letzteres hängt davon ab, ob der Wellengang vor St. Peter eine Wasserung auf offenem Meer erlaubt.

Ich rufe die TV-Station an und vereinbare mit ihnen eine Direktübertragung der gesendeten Bilder. Wir haben uns dazu entschlossen, weil auf diese Weise jeder Zuschauer so ungefähr einen Überblick über die Geographie dieses Gebietes bekommt. Den Beginn der Übertragung setze ich auf 12:30 Uhr.

22. Geographische Merkwürdigkeiten

Dreizehn Uhr – 27 Stunden und 972 Kilometer bis St. Peter.

Paul und ich haben eine kurze Mahlzeit eingenommen, während wir uns die Übertragungen ansehen. Eine halbe Stunde lang war es ziemlich langweilig. Wolken von oben. Wegen des starken Westwindes sind die Flugzeuge langsamer vorangekommen als geplant. Aber jetzt haben sie nach Osten abgedreht und befinden sich im Sinkflug. Im Moment sind sie mitten drin in den Wolken, und man sieht überhaupt nichts. Mit halben Ohr lauschen wir dem Fernsehkommentator, der es fertigbringt, aus diesem absoluten Mangel an Informationen der angebotenen Bilder noch etwas zu machen. Wir haben vereinbart, daß ich jederzeit direkt in die Sendung hineinsprechen kann.

Wolkenlücken, Sonnenflecke, dann wieder Wolken. Schließlich ist erst eines, dann alle fünf Flugzeuge unter den Wolken. Wir sehen das Meer, die Flugzeuge filmen sich gegenseitig, und am Horizont ist deutlich Land zu sehen – eine helle Linie. Die Sandbänke. Langsam ziehen sie näher. Dort ist die Wolkendecke vielfach durchbrochen, so daß der Sonnenschein stellenweise den Boden erreicht. Irgendwie kommt mir das näherrückende Land wie der Boden eines fremden Planeten vor. Ist es eigentlich auch.

Minuten später sind die Maschinen über dem Zielgebiet. Die beiden Landflugzeuge kurven sofort zur Landung auf den Sandbänken ein. Diese sind so groß, daß sogar ein Kind dort Starten und Landen könnte – Naja, auch diese Sandbänke waren seinerzeit von Menschen übervölkert. Im späten zwanzigsten Jahrhundert hätte man hier in den Sommermonaten kein Flugzeug runtergekiegt, ohne wenigstens ein paar sonnenbadende und Sandburgen-bauende Familien zur Seite zu scheuchen.

Die beiden Flugzeuge landen weit genug jenseits der Hochwasserlinie. Die Besatzungen sollen sofort mit der Markierung für die zu erwartenden Schiffbrüchigen – oder Stadtbrüchigen? – beginnen. Vorher jedoch gibt es noch einige Kameraschwenks über den Sandstrand.

Wir wissen noch nicht genau, in wie weit dieser Sandstrand sich noch an derselben Stelle befindet wie etwa im zwanzigsten Jahrhundert. Einerseits ist der Meeresspiegel seither gestiegen und das Meer hat sich immer mehr Land geholt. Andererseits sind große Landgewinnungsprojekte noch aus der Zeit bis kurz vor der Räumung der Erde bekannt. Es kann durchaus sein, daß diese beiden Flugzeuge jetzt in der Ortsmitte des ehemaligen St. Peters stehen. Bei dem Gedanken wird mir unwohl: Wenn das so ist, dann hätten die Flugzeuge durch Mauerreste bei der Landung beschädigt werden können.

Aber die beiden Piloten sind routiniert und hätten solche Hindernisse schon aus der Luft gesehen.

Die drei Wasserflugzeuge drehen zunächst weiter ihre Runden über dem Gebiet. Die ganze Eiderstädter Halbinsel wird in Augenschein genommen, und das Meer rundum.

Zunächst stellt sich heraus, daß die Bezeichnung ‘Halbinsel’ schon fast nicht mehr zutrifft. Die Eidermündung hat sich mit der Zeit zu einer flächenfordernden Bucht entwickelt, die nahezu die ganze Halbinsel vom Land abgetrennt hat. Nur dort im Norden, wo Husum gelegen haben muß, ist noch eine enge Landbrücke vorhanden.

Dann zeigt das Gebiet deutliche Anzeichen des Einwirkens zurückliegender Sturmfluten. Der größere Teil der Halbinsel, die ungefähr so groß ist wie unsere Stadt, ist definitiv sumpfig. Deiche kann ich keine mehr erkennen, aber im Westen gibt es Dünengebiete, die größer sind als im zwanzigsten Jahrhundert. Außerdem kann man stellenweise die ehemaligen Wohndämme erkennen – jene Aufschüttungen, mit denen man noch bis kurz vor der Räumung der Erde versucht hatte, Felder und Wohngebiete höherzulegen, um den ständig steigenden Meeresspiegel zu kompensieren. Diese Dämme stammen teilweise auch noch aus den Zeiten der Ökorkriege. Jetzt ist natürlich weder von der einen noch von der anderen Nutzung etwas zu erkennen.

Weiter im Osten, in einem Gebiet, das ehemals Schleswig-Holstein oder so ähnlich geheißen hat, gibt es ebenfalls große Inkonsistenzen zwischen Kartenmaterial und neueren Satellitenaufnahmen. Überschwemmungsbuchten und Sumpfwälder bis weit in das Land hinein. Unwegsam überall. Selbst die Aufnahmen aus den Flugzeugen, die das nur aus größeren Entfernungen zeigen können, erwecken den Eindruck von 'Fiebersümpfen', ein Ausdruck, den ich eigentlich eher mit tropischen Gebieten verbinden würde.

Wir sind uns einig: Der Aufenthalt auf der Eiderstädter Halbinsel wird ungemütlich. Und völlig unklar ist mir, wo die Raumschiffe landen sollen, um die Menschen wieder wegzubringen. Ich sehe schon: Die Aktion wird noch um einiges größer als ich es mir bisher vorgestellt habe.

Eines der Flugzeuge dreht jetzt ab, um ausgewählte Stellen vor der Küste durch Lotung zu vermessen. Das zweite wird dieses Vorhaben aus der Luft unterstützen. Das ist nötig, wenn man mit so einem tiefgängigen Fahrzeug wie dieser Stadt die Nordsee befahren will. Wahrscheinlich wäre das ganze Strandungsvorhaben sowieso weit jenseits jeder Machbarkeit, wenn nicht große Erdmengen aus den küstennahen Grundregionen der Nordsee seinerzeit ausgebaggert worden wären, um diese an Land zur Niveauhebung des Bodens zu verwenden und um irgendwelche Untersee-Deponien vor der Küste vorzubereiten.

„Weiß jemand, was das für Deponien waren?“ frage ich, „Und ob diese in Betrieb gegangen sind?“ Keiner weiß es.

Nur das dritte Flugzeug wird zunächst weiterhin die Halbinsel selber überfliegen. Unten, in der Leitwarte, wird zu dieser Zeit eine provisorische Karte neu erstellt. Ich hoffe, daß wir bis morgen genügend davon gedruckt haben.

Dann meldet sich Herr Michelson bei mir – genau jener, der einen Hang zum Alkohol hat. Er ist jetzt aber nüchtern, und er teilt mir folgende erstaunliche Tatsache mit:

Während die ganze jütländische Küste große Landverluste erlitten hat und im Süden sogar die meisten Nordfriesischen Inseln sich verkleinert haben oder sogar verschwunden sind, hat die Eiderstädter Halbinsel ihre Position ungefähr behalten. Das heißt, daß es hier Küstenlinien gibt, die

seit fast zweihundert Jahren unverändert sind, trotz des Ansteigens des Meeresspiegels.

Ich erfahre, daß der Herr Michelson sich hobbymässig sehr für die irdische Geographie interessiert. Er wird mir gleich wieder etwas sympathischer. Jedenfalls hat es ihn gewundert, daß wir vor St. Peter stranden wollen. Seiner Meinung nach hätte von der ganzen Eiderstädter Halbinsel kaum noch etwas übrig sein dürfen. Dann habe er sich aber unser Kartenmaterial im Rechner angesehen und festgestellt, daß dem nicht so sei. Und die Luftaufnahmen bestätigten das.

„Warum haben Sie uns denn nicht gewarnt, daß wir ihrer Meinung nach eine nicht mehr existierende Halbinsel anzusteuern im Begriff sind?“ frage ich ihn. Er schüttelt den Kopf:

„Hätte ich wahrscheinlich getan. Aber vorher habe ich eben einen Blick auf die Karten geworfen. Und dieser Blick hat mich beruhigt. Zunächst. Aber jetzt, wo ich die Bilder sehe, kommt mir die Halbinsel viel zu gut erhalten vor.“

„Diese Salzsumpfwiese?“

„Nein, Frau Pemberton,“ widerspricht Herr Michelson, „da weiß ich besser Bescheid. Die Veränderung von Landschaften unter natürlichen und künstlichen Einflüssen fasziniert mich. Das war immer schon so. Ich habe es im Gefühl, was möglich ist und was nicht. Sehen Sie: Wir haben seit Ende des zwanzigsten Jahrhunderts einen Anstieg des Meeresspiegels um 1.20 Meter gehabt. Dazu ist diese Halbinsel ja schon seit über hundert Jahren nicht mehr durch Deiche geschützt. Meiner bescheidenen Meinung nach hätte da nur noch Wattenmeer sein dürfen. – Sehen Sie sich doch die Landstriche weiter im Osten an!“

Paul sieht mich an: „Daran habe ich auch schon gedacht, Joycelyn.“ sagt er, „Komisch, wie man das naheliegende immer wieder verdrängt, wenn es nicht ins momentane Konzept paßt. Es ist tatsächlich merkwürdig, daß die Halbinsel noch da ist.“

Ich frage Herrn Michelson: „Und was meinen Sie, woran das liegen könnte?“

„Keine Ahnung. Wenn ich eine Idee hätte, dann wäre das Problem für mich schon gelöst. Ob da wirklich so große Mengen an fremdem Erdmate-

rial aufgetragen wurde? Bei den anderen nordfriesischen Inseln hat man sich nämlich nicht so viel Mühe gegeben, die sind alle verschwunden.“

„Wollen Sie sich mit Herrn Schöttke darüber unterhalten?“

„Wer ist das?“

„Das ist der Pilot, der uns gerade die Bilder von... wo ist er denn?“

Paul dreht sich auch zu den Bildschirmen um, die die Übertragungen aus den Flugzeugen zeigen. Zwei zeigen die Markierungsarbeiten auf der Sandbank, von der wir nun wissen, daß sie nicht über dem alten Ortskern von St. Peter liegt, einer zeigt die schwankende Aussicht von dem Wasserflugzeug, das dabei ist, die Lotungen vorzunehmen, und eines der Bilder zeigt das letzte Wasserflugzeug aus der Luft, weit vor der Küste von St. Peter. Der Bildschirm, der die Aufnahmen aus Schöttkes Flugzeug zeigen sollte, ist dunkel, bis auf eine von einem Computer eingeblendete Schrift:

VHF SIGNAL AND CARRIER 918.375 MHZ SUB DETECTABILITY, RETUNE?

„Hat der Schöttke etwas gesagt, warum er nicht mehr senden will?“ frage ich Paul.

„Nein. Es war abgemacht, daß ununterbrochen übertragen werden soll.“

Einige Sekunden Schweigen. Auf dem Visiophonbildschirm sehe ich, daß Michelson die Bildschirme in der Leitwarte studiert. Er wird dort genau den gleichen dunklen Bildschirm sehen. Mit halbem Ohr höre ich, daß auch der TV-Kommentator darauf eingeht.

„Michelson? Kommen Sie bitte rauf in den Turm. Ich muß mich mit Ihnen etwas über Geographie unterhalten.“ Dann schalte ich das Visiophon ab.

Über Geographie. Und was das damit zu tun haben könnte, daß bei vergleichsweise gutem Wetter Flugzeuge plötzlich verschwinden.

23. Das plötzliche Verschwinden

Natürlich gibt es eine Aufzeichnung. Der Rechner – es ist nicht der Stadtrechner, gottseidank, soweit hat man die Zentralisierung denn doch nicht getrieben – hat bis zum letzten Einzelbild alles mitgeschnitten. Wir sehen uns, als Michelson im Kontrollraum des Turmes angekommen ist, die

letzten Minuten der Aufzeichnungen an. Vorher nehme ich Kontakt mit den Besatzungen der anderen vier Flugzeuge vor Ort auf, um sie zu veranlassen, ihrerseits mit Schöttke Kontakt aufzunehmen. Wenn das nicht gelingt, soll eines der Landflugzeuge auf der Sandbank aufsteigen und nach ihm suchen. Bis dahin werden wir genau den Ort angeben können, von wo die letzte Sendung erfolgt ist.

Schöttke überflog ein küstennahes Stück der Halbinsel im Südwesten, in vielleicht nur dreihundert Metern Höhe, in Richtung landeinwärts, wahrscheinlich nicht einmal zum ersten Male. Die Aufnahme ist von hervorragender Qualität. Sandbänke, Sandstrand, dann versalzene Wiesen, spärlich bewachsene Dünen, dann Krüppelfichtenwälder, durchsetzt mit Sumpfwiesen und Sumpfseen. Nichts außergewöhnliches, wenn man davon ab-
sieht, daß dieses Gebiet nach Herrn Michelson eigentlich schon längst Wattenmeer sein sollte. Er sagt, eine Möglichkeit, die Immer-Noch-Existenz der Halbinsel zu erklären wäre, anzunehmen, daß sie sich als Ganzes um wenigstens eineinviertel Meter aus geologischen Gründen angehoben hätte. Aber wie sollte das in einem Gebiet wie Norddeutschland passieren? Wir haben auch geologische und tektonische Daten im Rechner. An der deutschen Nordseeküste hebt sich nichts um einen Meter pro Jahrhundert an – einfach so.

Eine andere Möglichkeit wäre die, daß die Niveaufhebungsarbeiten seinerzeit wesentlich umfangreicher waren als er das jetzt in Erinnerung hat. Aber auch das ist schwer vorstellbar – es hätte Erdbewegungen im Bereich vieler hundert Millionen Tonnen erfordert.

Schöttke kommentiert seinen Flug gelegentlich. Mit ihm im Flugzeug sind noch zwei Leute, deren Namen ich zur Zeit nicht weiß. Man hört, wie sie sich leise im Hintergrund unterhalten. In einer zufälligen Gesprächspause bricht die Sendung ab. Die letzte halbe Millisekunde ist von einem immensen Krach erfüllt, so, als wären die Mikrophone restlos überlastet. Einige Hundert Zeilen des letzten Bildes sind weiß, etwa zwei Millisekunden vor diesem Geräusch beginnend, dann kommen noch einige Dutzend schwarze Zeilen, dann ist die Trägerfrequenz weg. Was immer Schöttkes Flugzeug und ihn und seine Passagiere ereilt hat – es kam schnell. Zwei oder drei Millisekunden.

Wir kämten dann alle Bilder der Sekunde vor dem Ausfallen der Sendung durch, in der Hoffnung, etwas zu finden. Nichts.

„Lasergeschütz.“ sagt Paul.

„Ach ja? Das glaubst du doch wohl selbst nicht!“ entgegne ich.

„Die anderen hätten den Blitz auch sehen müssen.“ wirft Michelson ein.

„Nicht unbedingt. Erstens sind sie alle intensiv beschäftigt, und zweitens kann es sich um einen Infrarotlaser gehandelt haben.“

„Und wer soll dahinter stecken, deiner Meinung nach?“

„Weiß ich nicht.“ sagt Paul kurz. „Wirklich nicht.“

„Und was macht dich so sicher? Wenn in St. Peter jemand mit Lasergeschützen rumschießt, dann sollten wir die Strandung woanders versuchen.“

„Wohl kaum,“ sagt Paul, „was den Ort der Strandung betrifft, so haben wir keine Wahl. Das haben wir doch schon alles durchgesprochen.“

„Das heißt,“ frage ich nach einer Pause, „daß ich die Stadt genau dort hinführe, wo etwas nicht stimmt, wohl wissend, daß es zusätzliche Schwierigkeiten geben kann, die den Bewohnern schaden können? Vielleicht sogar das Leben kosten?“

„Noch wissen wir nicht, ob es sich wirklich um einen Laser...“ versucht Michelson zu besänftigen.

„Ich weiß es.“ sagt Paul kurz. „Ich kann Physik. Ein bißchen. Dafür reicht.“

Die ganze Planung wird damit über den Haufen geworfen. Wie soll denn da eine sichere Strandung durchgeführt werden, wenn man damit rechnen muß, beschossen zu werden?

„Was sollen wir tun?“ Ich bin etwas ratlos. Paul auch. Er überlegt laut:

„Es kann nichts großartiges sein. Eine ganze Armee kann man nicht so einfach verstecken. Abgesehen davon, daß außer der Weltbevölkerungskonferenz niemand mehr über Armeen verfügt. Und die WBK würde es nicht zulassen.“

„Kann es das nicht sein,“ frage ich, „eine Einheit der Weltbevölkerungskonferenz, die unerlaubtes Betreten des Landes verhindern soll, und die dort stationiert ist? Oder vielleicht eine automatische Abwehrstellung?“

„Ne. Die WBK wird ja wohl noch Übersicht über den Verbleib ihrer eigenen Streikräfte haben, und mit ihnen in Kontakt sein. Diese Streitkräfte wären informiert, daß wir kommen, und wir wären informiert, daß es sie

dort gäbe. Außerdem – seit den späten Tagen der Räumung der Erde waren fest stationierte Einheiten auf der Erde nicht mehr notwendig. Was sollten die denn da machen? Welche Aufgaben haben sie? – Und was die automatische Abwehrstellung betrifft, so ist man in Militärfachkreisen von derartigen Dingen wieder völlig abgekommen. Diese Anlagen können einfach nicht zuverlässig genug unterscheiden zwischen dem, worauf sie schießen sollen, und dem, worauf nicht.“

„Welche Aufgaben die haben könnten, wenn es Soldaten sein sollten, das weiß ich auch nicht. Manövergebiet, vielleicht? – Jedenfalls werde ich beim Führungsstab der militärischen Einsatztruppen der WBK nachfragen. Selbst, wenn die es nicht selbst sind, vielleicht haben sie eine Idee.“

„Tu das. Aber willst du wirklich ein zweites Flugzeug mit Besatzung riskieren?“

„Wir wissen noch nicht einmal definitiv, daß es sich tatsächlich um eine Art Waffenwirkung handelte. Vielleicht eine Fehlfunktion an Bord. Diese Flugzeuge haben doch noch Explosionsmotoren, oder?“

Paul schüttelt energisch den Kopf:

„Das hört sich nur so gefährlich an. Im zwanzigsten Jahrhundert waren auf der ganzen Erde Milliarden Exemplare dieses Motortyps in Betrieb, die meisten für den Straßenverkehr. Die Menschen sind jährlich zu hunderttausenden bei Unfällen umgekommen, und die Luft in manchen Städten war nicht mehr atembar. Es war ein ganz wesentlicher Faktor bei der Vernichtung der biologischen Umwelt. Aber so ein Motor explodiert nicht. Die Bezeichnung kommt daher, daß im Inneren dieses Motors eine Serie kleiner Explosionen eines Benzin-Luftgemisches die Umwandlung in mechanische Energie herbeiführt. Diese Motoren haben eben ein sehr gutes Verhältnis von Leistung zu Gewicht, deshalb verwendet man sie im Flugzeugbau immer noch ganz gerne – jedenfalls bei kleinen Flugzeugen.“

„Ich weiß, wie so ein Motor funktioniert,“ sage ich beleidigt, „ich denke da mehr an den Benzinvorrat. Da sind doch ein paar hundert Liter dieses Stoffes an Bord eines jeden dieser Flugzeuge, oder? Und wenn ich mich richtig an den Chemieunterricht erinnere, dann fangen leichte Benzine doch schon Feuer, wenn man sie böse anguckt, oder?“

„Saubere in einem Tank abgefüllt, und darinnen noch in einer Plastikblase. Diesen Tank muß man schon mechanisch zerstören, um den Benzinin-

halt anzuzünden. Und dann gibt es zwar eine ordentliche Feuerwolke, aber das Eintreten der Schäden spielt sich auf Zeitskalen im Sekundenbereich ab, nicht in Millisekunden.“

„Und Kernwaffen?“

„Joycelyn, woran denkst du? Hast du nie historische Aufnahmen gesehen? Kernwaffenexplosionen hat es doch in den Ökokriegen genug gegeben. So beschäftigt können die Besatzungen der anderen Flugzeuge ja gar nicht sein, als daß sie eine Kernwaffenexplosion in wenigen Kilometern Entfernung nicht bemerkt hätten!“

„Ich denke ja nur laut nach. Vielleicht – vielleicht waren es ganz kleine Kernwaffen.“

Paul scheint amüsiert: „Das geht nicht,“ weiß er es besser, „Kernsprengkörper haben eine Mindestgröße, jedenfalls die klassischen Designs eines Fissionssprengkörpers. Unter einer Ausbeute von einigen Millionen Kilowattstunden geht das nicht. Das gleiche gilt für die Dreiphasenbombe, die Neutronenbombe und alle anderen Typen von Fusionsbomben. Einzig und allein die müonenkatalysierte Fusionsbombe und die Fleischmann-Pons-Effekt katalysierte Fusionsbombe erlauben Explosionen im Labormaßstab – beliebig klein. Aber der Aufwand lohnt nicht, weil die Präzisionsanforderungen zu groß sind und noch eine ganze Menge Zusatzgeräte benötigt werden. Das hätte man mit chemischen Bomben billiger.“

Ich versuche noch einen Anlauf: „Vielleicht ist Schöttke mit seinem Flugzeug mit irgendetwas kollidiert?“

Paul zieht ein schiefes Gesicht. Ich kann mit die Antwort auch selber geben: Es sind wieder die Zeitskalen. Selbst, wenn dieses Flugzeug gegen eine unsichtbare Mauer in der Luft geflogen wäre, dann wären vom Zeitpunkt des ersten Kontaktes des Propellers mit der Mauer bis zur Zerstörung der Kamera im Passagierraum etliche Dutzend Millisekunden vergangen. Und es war ja nichts dergleichen in den Übertragungen zu sehen.

Paul erwähnt selbst noch die Möglichkeit eines Blitzes. Aber er ist nicht überzeugt. Es ist kein Gewitter in dieser Gegend aktiv. Das zum einen. Zum anderen sind solche Flugzeuge daraufhin konstruiert, im Notfall einen Blitztreffer auszuhalten. Das ist schließlich bei einem Gerät, das sowieso zum größten Teil aus Metall besteht, nicht schwer zu erreichen.

„Also, es hilft nichts,“ entscheide ich, „ob Unfall oder böser Wille. Im ersteren Fall müßten wir sowieso das Wrack von Schöttkes Maschine suchen. Ich schicke eine zweite Maschine hinterher. Wir müssen wissen, was da los ist.“

„Du bist die Chefin.“ zuckt Paul mit den Schultern. Hat man es gut, wenn man nur Vorschläge machen darf aber die Entscheidung nicht mit tragen muß. Ich setze mich mit der Besatzung der beiden Flugzeuge auf der Sandbank in Verbindung. Paul sieht sich derweil noch einmal die letzten Einzelbilder der Übertragung an.

24. Zweiter Versuch

14 Uhr, 26 Stunden und 936 Kilometer bis St. Peter.

Die ersten Meßergebnisse über die Untiefen vor der Sandbank vor St. Peter kommen herein, und wir können schon ungefähr bestimmen, wie der endgültige Anlauf auf den Strand aussehen wird.

Die Übertragung aus der Maschine von Limbert, Mayoma und Ugawe ist aber interessanter. Limbert ist Pilot. Pamela Ugawe kenne ich vom Sehen – die rassigste Afrikanerin, die ich je gesehen habe. Sie muß Männer verrückt machen – oder auch nicht. Schönheit in dieser Vollendung nimmt einem, unabhängig von der eigenen Geschlechtszugehörigkeit, den Atem. Es ist keine sexuelle Attraktion, sondern ein Erschlagenwerden von Ästhetik. Man kann sich kaum vorstellen, daß diese Frau auf demselben Boden schreitet, auf dem andere pinkeln und Kronkorken wegschmeißen. Wenn man der Floskel ‘so schön, daß es weh tut’, einen konkreten Sinn unterstellen möchte – hier hätte man ihn. Vielleicht, weil soviel Perfektion letzten Endes doch sinnlos oder unwirklich ist, oder vielleicht sogar nicht von dieser Welt. Heißt es nicht ‘Beautiness is only in the eye of the beholder’? Dann wäre jedes Wort, daß man darüber verlieren kann, doch nur eine Aussage über sich selbst und damit banal.

Und doch sind sich alle einig über Pamela Ugawe. Ich möchte nicht, daß ihr etwas passiert. Aber die Maschine war schon in der Luft, als ich die Namen der Besatzungsmitglieder erfuhr. Wenn ich genauer hingesehen hätte, dann wäre Pamela mir aber auch schon auf den Übertragungen von

der Sandbank aufgefallen. Letzten Endes ist es auch egal. Sie tut ihre Arbeit wie jeder andere Stadttechniker auch, und ich darf niemanden aus irgendwelchen unsachlichen und vielleicht oberflächlichen Gründen bevorzugen oder benachteiligen, sondern ich habe Gerechtigkeit gegenüber jedermann zu üben. So ähnlich steht es in dem Dienstest des Stadtkommandanten, den abzulegen die Ereignisse mir noch nicht die Zeit gelassen haben.

Ich frage Paul, ob er Pamela Ugawe kennt. Er kann den Namen nicht zuordnen, aber er weiß sofort, von wem die Rede ist, als ich sie beschreibe. Er hatte mit ihr noch nie direkt zu tun. Sie arbeitet hauptsächlich als Touristenführerin, wenn Touristengruppen das afrikanische Festland besuchen wollen. Paul äußert sich aber nicht darüber, wie sie auf ihn wirkt, und ich vermute, daß er es auch dann nicht tun wird, wenn ich ihn frage. Männer sind in diesem Punkt manchmal komisch.

Das Flugzeug nähert sich der Stelle, wo Schöttkes Sendung aufhörte. Im ersten Durchgang sind sie auf siebenhundert Meter angestiegen. Mayoma und Ugawe bedienen jeder eine Kamera, und jeder der drei soll unabhängig kommentieren, was er oder sie sieht.

Wir beobachten die beiden Bildschirme. Unten, in der Leitwarte, tun sie das gleiche, soweit sie nichts anderes zu tun haben, und das Bild wird auch immer noch stadtweit in das TV-Netz eingespeist. Mir wird bewußt, daß so ziemlich alles, was das Stadtfernsehen überträgt, auch zu den Außenwelten gesendet wird. Ob das richtig ist? Ich weiß es nicht. Wir haben nichts zu verheimlichen.

Krüppelwälder, versumpfte Seen. Wie beim ersten Male. Es sieht sehr unwegsam aus. Wenn die Stadt erst vor der Küste von St. Peter auf Grund liegt, dann wird wohl jeder Quadratmeter über kurz oder lang von Menschen betreten werden. Jemand oder etwas, das sich da verbergen wollte, hätte kaum Chancen, dieses bei dieser Invasion von über einer Million Augenpaaren zu tun.

Aber Unsinn. Was sollte sich da verbergen. Es muß eine natürliche Erklärung für Schöttkes Absturz geben. Wir werden sie finden. Erst werden wir das Wrack des Flugzeuges auf den Luftaufnahmen analysieren, später werden wir es uns unten direkt ansehen.

Wir finden das Wrack nicht. Weitere Funkanrufe bleiben unbeantwortet. Und das sukzessiv tiefere Überfliegen des fraglichen Geländes bringt auch nichts. Wir müssen auch an den Treibstoffvorrat des Flugzeuges denken.

Ich frage Paul, was er davon hält, weitere Flugzeuge von der Stadt aus in Richtung St. Peter zu schicken.

„Verstärkung, was?“ Er schüttelt den Kopf. „Nur soweit wir sonst etwas da zu tun haben. Wenn du an eine Bedrohung denkst, dann sind mehr Flugzeuge kein Schutz. Schließlich haben wir keine Waffen.“

„Moment mal,“ sage ich, „mir fällt etwas ein. Die Führer der Landexkursionen, die ein Gebiet betreten, das stark von Raubtieren bewohnt ist, müssen sich und die ihnen anvertrauten Touristen doch irgendwie schützen?“

„Eigentlich schon. Aber das werden höchstens Schußwaffen sein, vielleicht Betäubungsspritzen oder etwas ähnliches.“

„Die Ugawe müßte es wissen. Die macht ja sowas.“

Sofort hänge ich mich an die Funkstation und frage nach. Ich erfahre, daß die Exkursionsleiter zwar die Möglichkeit haben, sich Waffen zu besorgen. Meistens jedoch wird durch sorgfältige Vorexploration des Geländes sichergestellt, daß zur Zeit der Touristenführungen keine Raubtiere in der Gegend sind. Wenn das nicht geht, werden spezielle Psychodrogen verwendet, die aber für jede Tierart speziell zugeschnitten sind – Produkte unserer genetischen Industrie. Sie gibt mir noch die Namen und die Adressen von Leuten, die ich näher befragen kann. Außerdem fragt sie mich, warum ich mich in Sachen Schußwaffen nicht an unsere Polizei wende. Gute Idee. Um sie nicht zu beleidigen, behalte ich meine Zweifel für mich: Wer Lasergeschütze verwendet, den kann man vielleicht mit Gummiknüppeln oder Polizeipistolen nicht besonders beeindrucken.

Zwischendurch fällt mir ein, daß die Erde ja eigentlich dauernd von zahllosen Satelliten inspiziert wird. Ich trage der Leitwarte auf, herauszukriegen, wer diese Satelliten in technischer und betrieblicher Obhut hat und deren Daten normalerweise auswertet – wahrscheinlich irgendeine Abteilung der WBK. Die Leitwarte soll sich mit denen in Verbindung setzen und herauskriegen, ob aus der Umlaufbahn irgendetwas zum Zeitpunkt des Verschwindens von Schöttkes Flugzeug beobachtet wurde. Und ob dort, in der Gegend, schon vorher irgendwelche Auffälligkeiten zu sehen waren.

Irgendwie habe ich aber das Gefühl, daß wir von daher keine weiteren Informationen bekommen werden. Sonst hätte man uns doch sicher schon mit diesen versorgt. – Oder die WBK enthält uns etwas vor. Aber das ist doch zu weit hergeholt.

Jedenfalls ist es wohl besser, sich auf das zu verlassen, was uns die Flugzeuge an Informationen liefern.

Die ganze Zeit, während wir uns unterhalten, überstreifen Mayoma und Ugawe mit ihren Kameras den Boden in immer weiteren Kreisen. Sie finden nichts. Und hier, in der Stadt, fällt niemandem etwas außergewöhnliches auf. Ich bin sicher, daß hier in der Stadt und draußen in den Außenwelten unsere Sendungen millionenfach aufgezeichnet werden, und Zehntausende von Hobbydetektiven jedes gesendete Einzelbild durchsehen werden. Wenn es irgendetwas gibt, dann findet diese Information ihren Weg schon zu uns.

„Ein Kaffee wäre jetzt recht,“ sagt Paul, „die beiden sollten wohl zurückkommen. Sie finden nichts mehr.“

Und wenn Schöttke nicht abgestürzt ist, überlege ich? Wenn er auch zu denen gehörte, die sich eine Existenz in der Wildnis aufbauen wollen? Ein getürkter Senderausfall, und während wir hier noch diskutieren, fliegt er schon längst Hunderte von Kilometern landeinwärts, auf der Suche nach einem Platz, um sich dort niederzulassen.

Aber nein, das kann nicht sein. Die Überwachung des Ökoparks Erde von Orbitalstationen und Satelliten würde das sofort entdecken – das wäre nämlich nicht weiter schwierig. Sie hätten schon nachgefragt, wenn sie ein Flugzeug verfolgen, von dem wir in unseren Übertragungen behaupten, es sei verschütt gegangen. Außerdem glaube ich nicht, daß Schöttke so einen Zirkus versucht hat. Er weiß doch, wie genau die Erde überwacht wird. Jeder weiß das.

Also: Die Maschine ist runtergekommen, irgendwie. Aber vielleicht hat sie vor dem Absturz eine größere Strecke zurückgelegt als wir denken – die ganze Eiderstädter Halbinsel kommt ja in Frage. Und das Hinterland. Man müßte intensiver suchen – aber den Aufwand kann ich nicht verantworten.

„Hat es nicht Überlegungen gegeben, Vorzeittiere genetisch zu klonen und auf der Erde wieder heimisch zu machen?“ frage ich, „Weißt du, ob das gelungen ist?“

„Es ist gelungen.“ sagt Paul, „Aber die wirst du auf der Erde nicht finden – nur draußen, in den Zoos. Man hat sich dahingehend geeinigt, auf der Erde nur die zeitgenössischen oder höchstens die in historischer Zeit ausgestorbenen Tiere wieder heimisch zu machen. Alles andere würde die Ökosphäre und das Artengleichgewicht zu sehr durcheinander bringen.“

„Und was ist ‘in historischer Zeit ausgestorben?’“

„Wisente. Auerochs. Büffel in den ehemaligen USA. Mammut nicht mehr. Kein Säbelzahn tiger. Und kein Tyrannosaurus-Rex!“

„Naja,“ sage ich, „wenigstens keine Komplikationen von daher!“

„Kreuzottern, Sandvipern, Bären und Wölfe gibt es in Mitteleuropa aber schon!“ weist Paul mich auf die Fakten hin. Er und Michelson schenken sich Kaffee ein. „Mit oder ohne Milch?“ fragt Paul mich.

„Besser überhaupt keinen. Ich möchte heute Nacht noch einmal ein paar Stunden schlafen.“ sage ich.

„Meinst du, du wirst Schlaf finden?“ fragt Paul.

„Das werde ich. Allmählich gewöhnt man sich an den Zustand, dauernd unlösbare Probleme...“

Ein dreistimmiger, gellender Schrei kommt aus der Richtung der Bildschirmzeile. Als wir hinsehen, bemerken wir, daß die zwei Bilder, die aus Limberts Maschine übertragen werden, wild rotieren. Es ist überhaupt nichts zu erkennen, außer vielleicht, daß in kurzer Folge Himmel und Wald durch das Bild schießen.

Der mehrstimmige Schrei wird von einem Prasseln begleitet, und das Motorgeräusch hört sich unrund an. Dann sind da intensive Lichtblitze auf beiden Schirmen. Und dann ist Stille. Beide Bildschirme sind von einem Moment zum anderen dunkel, bis auf die Rechnermeldung über das fehlende Signal.

„Also doch.“ sage ich. Paul sagt gar nichts. Wenige Sekunden darauf meldet sich der Pilot des anderen Landflugzeuges, das noch auf der Sandbank steht. Diesmal haben sie zwei intensive Lichtblitze wahrgenommen, kurz nacheinander, aus der Richtung, wo Limberts Flugzeug zu vermuten war.

Dagobert Limbert, Micha Mayoma und Pamela Ugawe. Ohne weitere Informationen zu haben bin ich sofort sicher, daß sie jetzt tot sind. Sie könnten noch leben, wenn ich nicht so neugierig gewesen wäre. Oder wenn ich geschickter vorgegangen wäre.

25. Absturzanalyse

15 Uhr. 25 Stunden und 900 Kilometer bis St. Peter Ording.

Ich berate mich mit den Besatzungen der Flugzeuge in St. Peter und mit Paul. In drei Stunden wird es dunkel. Die letzte Nacht vor der Strandung. Neun Menschen, die sich die ganze Nacht in ihren drei Flugzeugen, eines auf der Sandbank und zwei in der Bucht zwischen Sandbank und Festland, verkriechen werden, nicht wissend, ob vom Lande her sich etwas Bedrohliches nähern wird. Ich überlege, ob ich noch weitere Flugzeuge hinschicke. Aber sie würden erst ungefähr zum Dunkelwerden ankommen, oder sogar noch etwas später. Es wäre schwierig, dann noch eine sichere Landung durchzuführen. Und was könnten sie schon ausrichten? Es hat keinen Zweck.

Und wenn etwas diese neun Menschen bedroht, dann denke ich mir, daß es besser ist, wenn nur diese neun draufgehen als noch ein paar weitere. Morgen, da werden die Stadtbewohner das Land betreten wie eine alles überrollende Flut. Dann werden die Würfel anders verteilt sein. Das Ganze ist eine unmenschliche Arithmetik: Neun Menschen mal eine große Wahrscheinlichkeit, Schaden zu nehmen, ein paar mehr Menschen mal eine vielleicht etwas geringere Wahrscheinlichkeit, oder 1.25 Millionen Menschen mal eine ganz geringe Wahrscheinlichkeit, Schaden zu nehmen. Wie groß sind die Wahrscheinlichkeiten? Die müßte man kennen, um ethisch vertretbare Entscheidungen zu machen.

Und Ethik und Wahrscheinlichkeitsrechnung gehen sowieso nicht gut zusammen. Was ist ethisch vertretbar: Eine Entscheidung, die einen Menschen mit Sicherheit das Leben kostet, oder 10 Menschen jeweils mit einer Wahrscheinlichkeit von 10 Prozent, oder eine Million Menschen mit einer Wahrscheinlichkeit von einem Millionstel? Die Erwartungswerte der Todesfallverteilung sind gleich. Die Bewertung durch einen Staatsanwalt

würde aber sehr unterschiedlich ausfallen. In früheren Zeiten ist man das Risiko solcher 'statistischen Erwartungstoten' sehr leichtherzig eingegangen: Bei einer Million handgefallter Bäume gibt es im Durchschnitt einen Toten. Hat man je gehört, daß einer Forstverwaltung deshalb wegen Mordes der Prozeß gemacht wurde?

Bäume werden heute geschickter gefällt, abgesehen davon, daß es eine seltene Tätigkeit ist. Aber was ist mit anderen Risiken und deren Abwägen? Die Strandung der Stadt wird hunderte von Menschenleben fordern. Hunderte von Trivialunfällen. Vielleicht sogar viel mehr – Statistiken gibt es nicht, denn so oft ist noch keine Stadt dieser Größe gestrandet. Eigentlich noch nie. Die Tätigkeit der drei Flugzeuge und ihrer Besatzung auf der Sandbank kann die Zahl der Unfälle günstig beeinflussen. Darf ich ihnen deshalb das größere Risiko so einfach überlassen?

Und wenn ich Skrupel hätte, weil ich mich nicht zur Herrin über Leben und Tod aufspielen möchte, und deshalb den Job einer anderen überlasse? Einer anderen, die vielleicht völlig unfähig ist und viel mehr Unfälle zuläßt? – Man kann mir nicht unbedingt Eingebildetheit vorwerfen, aber ich weiß, was ich kann. Zeigt mir diejenige, die es besser kann, und ich gebe den Job ab! Liebend gerne. Dann trifft es mich ja nicht mehr, wenn denen auf der Sandbank etwas passiert.

Aber sie sind auf ihrer Sandbank ja auch weit weg von der Stelle, wo es die beiden Flugzeuge erwischt hat. Vielleicht sind sie ja gar nicht in Gefahr. Jedenfalls versuche ich, mich selbst durch diese Argumentation zu beruhigen.

Wir gehen die letzten Einzelbilder der Übertragung aus Limberts Flugzeug durch, sowie diese zur Verfügung stehen. Das beschäftigt und hält vom Grübeln ab. Außerdem wollen wir ja etwas rauskriegen, und eventuell finden wir etwas, das unsere Chancen dieser Bedrohung gegenüber gewaltig verbessert. Bei den Truppen der WBK gibt es, wie ich gehört habe, einen Spruch bei der Infanterieausbildung: 'Deckung nehmen spart Blut.' Bei uns ist es jetzt anders: 'Denken spart Blut.' Dann tun wir das doch.

Die Folge der Ereignisse ist diesmal etwa sieben Sekunden lang. Ich stelle ein Protokoll auf, damit wir alle interessanten Details in Schriftform haben:

-7.202 Sekunden

Die Unterhaltung der Flugzeuginsassen wird von einem Zischen überlagert. Zu diesem Zeitpunkt sind die beiden Kameras jeweils aus den Seitenfenstern hinausgerichtet und zeigen nur den Sumpf- und Krüppelwald.

-7.040 Sekunden

Das Bild der linken Kamera wird verschleiert, so als ob links, außerhalb der Bildfläche, eine intensive Lichtquelle entstanden ist. Das Zischen verstärkt sich.

-6.950 Sekunden

Die übertragenen Bilder beginnen sichtlich zu driften, und zwar so, daß der Schluß naheliegt, daß die linke Tragfläche des Flugzeuges ihren Auftrieb verloren hat. Die Verschleierung auf dem Bild der linken Kamera geht zurück.

-6.750 Sekunden

Die Unterhaltung der Flugzeuginsassen, die unter dem lauten Zischen sowieso kaum zu verstehen ist, scheint jetzt, nach der Schrecksekunde, abubrechen. Das Zischen beginnt, in ein Krachen überzugehen.

-6.700 Sekunden

Der Winkel, den die beiden Kameras miteinander bilden, wird nun deutlich größer. Offenbar fällt die Flugzeugkabine jetzt definitiv. Das Zischen ändert seine Charakteristik sehr deutlich.

-6.500 Sekunden

Ein lauter Schrei einer weiblichen Stimme setzt an.

-6.435 Sekunden

Am oberen Bildrand der linken Kamera tauchen helle Leuchtpunkte auf. Es handelt sich um schnellfliegende, brennende Metallsplitter.

-6.350 Sekunden

Die beiden anderen Flugzeuginsassen schreien jetzt auch.

-6.200 Sekunden

Die glühenden Metallsplitter beherrschen das Bild der linken Kamera so, daß vom Hintergrund nichts mehr zu sehen ist. Die rechte Kamera scheint aufwärtsgeschleudert zu werden.

-5.850 Sekunden

Der erste Funkenschauer im linken Bild ist vorbei. Rechts erscheint der Horizont in der rechten oberen Bildecke.

-5.800 Sekunden

Auf dem rechten Bild kommt die rechte Tragfläche in Sicht. Sie ist unbeschädigt, aber ihre Lage deutet eine Schräglage der Flugzeugkabine von 38 Grad an, außerdem dürfte die Längsachse der Maschine um etwa acht Grad abwärtsgerichtet sein.

-5.720 Sekunden

Die rechte Kamera schlägt offenbar an der Kabinendecke an. Die linke Kamera rotiert inzwischen auch heftig nach oben. Ihrer Lage nach sollte sie inzwischen einen Teil der linken Tragfläche zeigen. Das ist nicht der Fall.

-5.200 Sekunden

Die rechte Kamera fliegt offenbar haltlos durch die Kabine. Mayomas schwarzer Haarschopf kommt ins Bild.

-5.150 Sekunden

Mayomas Haarschopf ist bildfüllend. Offenbar schlägt die rechte Kamera, die von Ugawe geführt wurde, mit dem Objektiv Mayoma auf den Schädel.

-4.900 Sekunden

Die linke Kamera zeigt fliegende Trümmerstücke außerhalb der Kabine. Man kann aber nicht genau erkennen, wie groß diese sind und worum es sich handelt. Am plausibelsten ist die Vermutung, daß es sich um Teile der linken Tragfläche handelt.

-4.650 Sekunden

Die rechte Kamera hat sich von Mayomas Kopf wieder entfernt. Sie bewegt sich offenbar nach vorne, bezogen auf die Kabine. Ob Mayomas Schrei jetzt als Schmerzschrei zu interpretieren ist kann man nicht sagen. Die linke Kamera zeigt ein Stück Himmel. Offenbar rotiert das Flugzeug jetzt um seine Längsachse.

-4.300 Sekunden

Pamela Ugawe kommt ins Bild der rechten Kamera. Sie schreit, ist aber offenbar zu diesem Zeitpunkt noch unverletzt. Draußen, in vielleicht sieben Metern Entfernung vom Flugzeug, ist der größte Teil der linken Tragfläche zu erkennen.

-3.500 Sekunden

Die rechte Kamera zeigt jetzt zwischen die Sitze. Es ist überhaupt nichts zu erkennen. Die linke Kamera zeigt nur Himmel. Die Schreie der Flugzeuginsassen verraten größtes Entsetzen.

-2.950 Sekunden

Pamela Ugawes Kopf driftet wieder in das Blickfeld der rechten Kamera. Ihr Kopf wird heftig hin- und hergeschüttelt, vermutlich durch die unkontrollierte Rotations- und Trudelbewegung des Flugzeuges. Es kann sein, daß sie zu diesem Zeitpunkt durch die Schleuderbewegung ihres Kopfes einen Genickbruch erleidet, oder wenigstens einen Riß der verschiedenen Bänder am Hals.

-2.600 Sekunden

Die rechte Kamera schlägt gegen das Kabinendach. Die Schreikomponente von Pamela Ugawe nimmt an Lautstärke, verglichen mit den anderen beiden, ab.

-2.300 Sekunden

Die Rotationsbewegung ist so heftig geworden, daß Konturen außerhalb des Flugzeuges überhaupt nicht mehr erkennbar sind.

-1.940 Sekunden

Pamela Ugawe schreit nicht mehr.

-1.700 Sekunden

Die rechte Kamera schlägt gegen die Frontscheibe. Es kann sein, daß sie beim Zurückprallen Limbert trifft.

-1.250 Sekunden

Nun zeigt die linke Kamera kurzzeitig in das Kabineninnere. Es ist aber außer heftig bewegten Flecken nichts zu erkennen.

-0.900 Sekunden

Pamela Ugawe kommt wieder ins Bild der rechten Kamera. Sie hat definitiv einen Genickbruch. Zu diesem Zeitpunkt kann sie das Bewußtsein allerdings noch nicht verloren haben, und wahrscheinlich hat sie ihre Lage auch noch nicht erfaßt.

-0.720 Sekunden

Die Lautstärke von Mayomas Schrei nimmt ab.

-0.350 Sekunden

Auch Mayoma schreit nicht mehr. Im Moment zeigen beide Kameras, die jetzt wild in der Kabine umherfliegen, zwischen die Sitze.

-0.100 Sekunden

Mayomas und Ugawes Kopf kommen wieder ins Bild, diesmal von der linken Kamera aus gesehen, die sich zwischen den Sitzen verkeilt.

-0.040 Sekunden

Die Bilder beider Kameras werden weiß und restlos überbelichtet. Man kann nichts mehr sehen.

-0.035 Sekunden

Das Rauschen, das diese Lichterscheinung begleitet, erreicht die maximale Amplitude, die überhaupt noch übertragen werden kann.

-0.000 Sekunden

Innerhalb bloß drei voller Schwingungsperioden des Hochfrequenzträgers fällt die Intensität des Sendesignals auf Null. Diese starke aperiodische Dämpfung läßt auf Zerstörung der Bordantenne schließen. Die Sendung bricht ab.

Das ist alles. Protokoll einer Hinrichtung. So kommt es mir vor. Es ist doch eigentlich völlig klar: Zwei Treffer, im Abstand von ungefähr sieben Sekunden, vielleicht durch ein Lasergeschütz, wie Paul sagt, vielleicht durch etwas anderes. Diesmal hat der erste Treffer nur eine Tragfläche abgesäbelt. Erst der zweite hat gesessen.

Paul, du hattest recht. Das Flugzeug mit Limbert, Mayoma und Ugawe ist abgeschossen worden. Genau dasselbe ist Schöttke und seiner Besatzung zuvor passiert. Du hattest recht und ich unrecht.

In St. Peter warten noch einige Probleme mehr auf uns.

26. Die Weltbevölkerungskonferenz

16 Uhr. 24 Stunden und 864 Kilometer bis St. Peter Ording.

Die Besatzungen der drei Flugzeuge haben keine außergewöhnlichen Vorkommnisse berichtet. Allerdings verhalten sie sich seit einer Stunde ziemlich inaktiv.

Ich hätte gerne noch einige zusätzliche Lotungen vor der Küste von St. Peter vornehmen lassen. Aber ich will nichts mehr riskieren. Das, was wir haben, muß genügen.

Dann ruft zum soundsovielten Male die Fernsehstation an und will wissen, wie ich die Ereignisse interpretiere, und ob für die Menschen nach der Strandung eine Gefahr besteht. Ich möchte mal wissen, was sie mit diesen Fragen erreichen wollen. Wenn ich einen Urwald mit einem Tiger, der in jüngster Vergangenheit nachweislich Menschen gefressen hat, betrete, dann frage ich ja vorher auch niemanden, ob das gefährlich werden könnte. So ein paar Dinge sollte man sich doch selbst zusammenreimen können.

Vielleicht diskutieren wir etwas zu viel über die Vorkommnisse, Michelson, Paul und ich, und manchmal reden wir auch mit den Leuten in der Leitwarte. Das ist natürlich unlogisch, denn unser Hauptproblem bleibt die Strandung. Eine falsche oder schlechtüberlegte Entscheidung kann da Tausende von Menschenleben kosten, während ein schießwütiger Eingeborener auf St. Peter wohl nicht soviel Unheil anrichten kann. Aber über letzteres wissen wir nichts genaues. Viele Theorien sind schon vorgebracht worden. Vom Kugelblitz bis zur Vergaserexplosion reichen die Erklärungsversuche, die sich auf nicht durch Menschen verursachte Absturzsachen beziehen. Paul ist genötigt, sein Wissen über Explosionsmotoren und kleine Kernsprengkörper wiederholt von sich zu geben.

Ich bin sicher, auch dieser Vorfall wird im ganzen Sonnensystem heiß diskutiert. Endlich passiert mal wieder was, in dieser langweiligen, sicheren Zivilisation! Seit den Ökokriegen war ja nichts wirklich Aufregendes in den Schlagzeilen. Allein, mir fehlt die Zeit, jetzt noch einige von den Außenwelten heruntergefaxten Blätter oder Fernsehsendungen anzusehen. Michelson hat sich da etwas mehr Zeit genommen. In einer ruhigeren Minute erzählt er mir, daß mein Zuschalten der Vortriebsmaschinen vor dem Hochfahren der Reaktoren Gegenstand einiger öffentlicher Erörterungen in den Medien ist. Das kann ja noch heiter werden. Sie suchen einen Schuldigen. Und wenn sich ein Fehler in der Software des Stadtrechners nicht sicher genug finden läßt, dann muß es eben die Stadtkommandantin, damals noch diensthabende nautische Stadttechnikerin sein.

Jedenfalls: In 24 Stunden bin ich diesen Job offiziell los – dann gibt es diese Stadt nicht mehr. Allerdings wird es noch viel zu tun geben, bis die Stadtbewohner nach Hause gebracht worden sind.

Einen kurzen Moment denke ich auch daran, daß ich in einem weiteren Punkt Glück habe: Der Papierkrieg, den ein Stadtkommandant führen muß, wird mich für die Zeit, wo ich diese Rolle ausfülle, verschonen. Ich habe ja einfach nicht die Zeit für diesen Pipifax. – Wahrscheinlich hat sich die WBK-Verwaltung auch noch gar keine passenden Formulare für Notfälle dieser Art ausgedacht. Das werden sie noch, da bin ich sicher. Die ganzen Schadensersatzregelungen, zum Beispiel – eine Spielwiese für Bürokraten.

Das Visiophon meldet sich. Die meteorologische Abteilung ist dran.

„Kann ich den Stadtkommandanten Pemberton sprechen?“ fragt ein langhaariger Mann, nicht älter als der Michelson. Noch einer, der nicht auf dem laufenden ist.

„Das bin ich.“

„Ah. Sind Sie in der Stimmung für schlechte Nachrichten?“

„Ja. Besonders, wenn sie schnell und präzise vorgetragen werden.“

Es ist nicht zu erkennen, ob das gegessen hat.

„Wir sind durch unseren Südkurs zwar einer Reihe von Zyklonen über dem Nordatlantik ausgewichen. Deshalb das vergleichsweise ruhige Wetter. Aber morgen wird über die Britischen Inseln ein Ding rüber kommen, sage ich ihnen, ein Ding!“

„Was für ein Ding?“

„Eine Zyklone, ein Orkan.“

„Ach so. Das ging aus dem vorher gesagten nicht so genau hervor. Sie sprachen von einem ‘Ding’.“

Vielleicht findet er seine Art komisch. Ich nicht. Ich frage nach:

„Wann ist die Front bei St. Peter? Welche Spitzenwindgeschwindigkeiten? Welche Windrichtung? Ist mit Gewitter zu rechnen? Nebel? Welche Niederschläge? Temperaturen? Wie schnell ist die Zyklone durchgezogen? Wie sind die Auswirkungen auf den Wasserstand?“

„Morgen um vierzehn Uhr. 190 Kilometer pro Stunde aus West bis Südwest, in Böen bis 230 Kilometer pro Stunde. Keine Gewittertätigkeit, aber massive Niederschläge. Temperatur fallend, um den Gefrierpunkt. Vorbeizug einige Stunden. Wegen der relativen Kürze des Orkans bleibt das Hochwasser im Bereich üblicher Sturmfluten.“

Sieh da. Er kann es ja.

„Okay. Danke. Wie ist Ihr Name?“

„King Kong.“ Das Visiophon verblaßt. Wie ich sie liebe, diese aufgebläsenen Halbwüchsigen mit ihren Allüren. Wahrscheinlich ein Werkstudent. Oder hat sich jemand einen Scherz erlaubt? Ich bitte Paul, in der Meteorologischen anzurufen und diese Voraussage zu verifizieren.

Dann klingelt der Zentralschacht, und Rodrigo Sanchez betritt den Kontrollraum des Turms.

„Wo kommst du denn her?“

„Arbeiten,“ sagt er, „fast ununterbrochen. Sieht man’s mir nicht an?“

Man sieht es ihm an. Er hat Schürfwunden an beiden Unterarmen.

„Warst du in den hinteren Sektoren?“

Er läßt sich mit der Eleganz eines Mehlsackes in einen der Sitze fallen.

„Natürlich. Wo sonst? Mein Gott, was haben wir geschuftet, um diese Schotts festzuheilen. Es ist doch alles umsonst. Du weißt nicht, was dahinten los ist, Joycelyn!“

„Natürlich weiß ich es: Die Stadt bricht auseinander.“

„Die Stadt bricht auseinander. Das ist schön gesagt. Wie ‘Der Zug fährt in zwei Stunden ab.’ Es ist ein Chaos!“

„Habe ich was falsch gemacht?“

„Du? Nein. Wie kommst du darauf?“

„Ich dachte, dein Ton wäre irgendwie vorwurfsvoll?“

„Bist du auch übermüdet? Nein, ich meine, es ist das genuine Chaos. Du solltest da mal hingehen, Joycelyn! Ach Moment, du bist jetzt ja Chef, habe ich gehört, nicht wahr? Dann hast du wohl keine Zeit dafür. Also, die Stadt schreit richtig.“

„Die Stadt schreit?“

„Ja. Es ist die langsame, mechanische Verformung, die durch die vollaufenden Abteilungen hervorgerufen wird. Dauernd biegen sich Metallwände, dauernd reißen welche, dauernd wird irgendwo eine Stahlbetonwand gesprengt. Das geht ununterbrochen so, den ganzen Tag. Dauernd hört man irgendwo das Poltern einstürzender Betonmauern und anderer, schwerer Gegenstände, die irgendwo herunterfallen. Dauernd kreischt Metall, reißend oder schleifend. Dazu der Geruch durchgeschmorter Kabel und brennender Isolationen, dazu etwas Stickoxid aus Kurzschlußlichtbögen und Chlor aus der Elektrolyse von Seewasser. Und dauernd ist man

auf der Flucht, weil man plötzlich bis zu den Knien im Wasser steht – wenn es nicht gleich sehr viel heftiger dahergeschossen kommt, aus einer ganz unvorhergesehenen Richtung. Dabei sind schon einige umgekommen.“

„Ich weiß.“

„Joycelyn,“ unterbricht Paul, der am Visiophon steht, „Ich habe in der Meteorologischen nachgefragt. Es stimmt, der Sturm kommt wirklich. Und unser Schimpanse heißt wirklich King Kong.“

„Welcher Schimpanse?“ fragt Rodrigo verwirrt.

„Vergiß es. Wie weit von C7 entfernt ist denn dieses ‘Schreien der Stadt’ spürbar?“

„Weit, weit. Die Stahlkonstruktionen tragen den Körperschall effektiv durch die Stadt. Das merkt man normalerweise nicht, weil es solche Schallquellen nicht gibt. Höchstens, daß man bei schwerem Wetter manchmal, in sehr stillen Winkeln der Stadt, das Dröhnen der Wellen hört, die auf die Stahlplatten des Stadtrandes aufschlagen. – Gibt’s einen Kaffee?“

„Michelson wird sich drum kümmern.“

„Danke. Diese Erscheinungen sind überall dort spürbar, wo sich die mechanischen Parameter der Stadt schon ganz geringfügig verändern. Das ist schon einen Kilometer von dort entfernt spürbar, wo das Seewasser nachweislich durch Undichtigkeiten eindringt. Mit bloßem Auge sieht man nichts, es sei denn, man findet eine Stelle, wo Wände aus der Nähe sichtbar auseinanderfugen – einen millimetergroßen Spalt, vielleicht. Aber man hört es. – Da sieht man erst einmal, wie wir von der rechnergesteuerten Stadtstabilisierung abhängen. Es ist irgendwie nicht das richtige Konstruktionsprinzip.“

„Es ist auch nicht die richtige Situation für die Stadt.“ entgegne ich.

„Ach nein? Das kann man doch wohl nicht sagen.“

Rodrigo scheint ärgerlich zu werden. Wird er eigentlich selten.

„Das kann man sogar überhaupt nicht sagen. Das ist doch keine Situation, die uns von außen irgendwie aufgezwungen wurde! Wir haben schon schlimmere Stürme ausgeritten! Das allein hätte der Stadt noch überhaupt nichts gemacht! Die Stadt hält jeden Sturm aus, jeden! Das sind doch knallharte technische Fehler in der Konstruktion der Stadt! Und die Kon-

struktion der Stadt läßt ja nicht einmal zu, daß gemachte Fehler durch geeignete Maßnahmen kompensiert werden können!“

Schimpft er jetzt über die Systemsoftwareprogrammierer, die an der Steuersoftware des Stadtrechners gearbeitet haben, oder über die Gesamtkonstruktion der Stadt ganz allgemein, oder über mich?

„Zum Beispiel. Ein klitzekleines Beispiel, ja? Wieso ist es nicht möglich, durch eine manuelle Schaltung alle Auftriebszellen simultan abzuriegeln, für den Fall, daß der Stadtrechner Mist baut? Was wäre denn daran so entsetzlich teuer gewesen? Ein paar tausend Kilometer Kabel mehr, ein paar tausend Leistungsrelais oder Thyristoren, ein paar Tausend Stellmotoren für die Ventile der Auftriebszellen. Eine Handvoll Schalter, in jedem Kontrollraum. Es wäre alles wunderbar gewesen. Die gerade noch bestehende hydrostatische Regelung wäre eingefroren und damit noch eine ganze Zeit gültig gewesen. Man hätte vielleicht Zeit genug gehabt, den Stadtrechner herunter- und wiederhochzufahren, mit konsistenten Daten!“

Der Zentralaufzug klingelt, und ein Mädchen bringt Kaffee und Gebäck. Sie sieht uns ehrfürchtig an, als ob wir Zauberer wären. Natürlich hat sie alle TV-Übertragungen gesehen. – Dabei werden wir für ihr Überleben auch nichts wesentlich Raffinierteres unternehmen können als das, was ihr im Moment der Strandung selbst einfallen wird. Das ist auch so ein Punkt: Diese unbegründete Autoritätsgläubigkeit. So, wie dieses Mädchen von den Verpflegungsdiensten auf uns vertraut, so haben wir den Herstellern der Stadttechnologie vertraut. Bloß, weil sie sich selbst ‘Fachleute’ nennen. Was ist denn ein Fachmann? Jemand, der die allergrößten Fehler auf seinem Spezialgebiet mit größerer Wahrscheinlichkeit vermeiden kann als der blutige Laie. Aber wegen dieser Autoritätsgläubigkeit wird ein Fachmann auch viel weniger am Fehlermachen gehindert.

„Mit dem Vortrieb ist es ganz genau dasselbe. Und mit den Reaktoren. Warum gibt es keine zentrale Notabschaltung? Die Problematik mit der Lastverteilung war den Konstrukteuren der Stadt doch bekannt, sonst wäre der Rechner doch gar nicht mit dieser Funktionalität installiert worden! Wieso gehen sie davon aus, daß der Rechner immer und immer funktioniert? Wie kann man nur so behämmert sein?“

„Reg’ dich ab, Rodrigo. Paul ist schon ganz deprimiert. Er hat ja mitgearbeitet, an dem System.“

Paul grinst schief. Ich weiß nicht, inwieweit er die Vorwürfe als auch an sich gerichtet auffaßt. Rodrigo sieht ihn kaum an.

„Es ist ja noch viel mehr. Zum Beispiel die Struktur der Stadt. Wir wissen ja, daß sie seinerzeit fast organisch gewachsen ist – immer ein Blechkasten nach dem anderen wurde angebaut, Wände durchbrochen, Verbindungsleitungen gelegt. Gerade, daß sich ein Plan durchsetzen ließ, der die äußere Form der Stadt festlegte: Ein Rechteck von 5 mal 25 Kilometern, und das ganze vierzig Meter dick, im Durchschnitt. So kommt es, daß da gar keine ‘Fail-Safe-Strukturen’ sind. Schotts zum Beispiel, die so stark angelegt sind, daß die Zerstörung der Stadt da zum Stillstand kommt. Sollbruchstellen. Vielleicht die Möglichkeit, sich von ganzen Sektoren zu trennen. Ist das denn soweit hergeholt? Stellt euch doch mal vor: Die Stadt bestünde aus 125 quadratischen Sektoren von je einem Quadratkilometer. Also so, wie sie jetzt aus simplen organisatorischen Gründen benannt sind. Diese Sektoren ließen sich aber völlig von den anderen abriegeln und mechanisch trennen. Jeder Sektor wäre in der Lage, an der Außenseite zu liegen, mit jeder seiner vier Seiten. Wenn das so wäre, dann könnten wir jetzt im Stadtinneren etwa neun Sektoren schon abgekoppelt haben und zusehen, wie sie absaufen. Der Rest der Stadt wäre zumindestens davon nicht bedroht. Statt dessen müssen wir zusehen, wie ein Defekt, der eine gewisse Größenordnung erreicht hat, schön langsam aber unaufhaltsam die ganze Stadt zerreißt.“

„So ist es aber nicht,“ sage ich, „die Stadt ist eben nicht so gebaut, und wir müssen uns damit abfinden. Deshalb werden wir sie ja auch stranden.“

„Genauso wird es geschehen, genauso.“ Rodrigo schlürft seinen Kaffee zwischen den Redepausen. „Noch ein Beispiel, wie wenig Planung in diese Stadt eingeflossen ist, ja?“

„Nämlich?“

„Weißt du, daß nicht einmal die Baustoffe der verschiedenen Sektoren aufeinander abgestimmt wurden? Die Außenwände, die dirrekt mit dem Meerwasser in Kontakt sind, sind nicht alle aus der gleichen Legierung hergestellt worden. Weißt du, was dann passiert? Große Teile der Stadtaußenwände und des Stadtbodens bilden so riesige Batterien. Ständige elektrochemische Zersetzungs Vorgänge. Ständig werden bestimmte Wände

abgebaut, schneller, als es allein durch die korrosive Wirkung des Meerwassers sowieso schon der Fall wäre.“

„Das stimmt nicht ganz – es gibt Opferelektroden...“ wende ich ein.

„Ja uns? Heißt das nicht, eine Batterie durch die andere zu ersetzen? Die Stadt hat einen immensen Ionenverlust, soviel ist sicher. Für die Ewigkeit ist sie nicht gebaut.“

Ich könnte einwenden, daß wir auch nicht für die Ewigkeit gebaut sind, aber ich glaube kaum, daß er das hören will.

„Anstriche und Rost dämmen den Ionenstrom ein.“ sage ich.

„Sag jetzt bloß noch, daß du Rost für ein wesentliches Baumaterial der Stadt hältst! Und Anstriche – du weißt genau, daß es heute Anstriche gibt, die die Oberfläche eines Satelliten tausend Jahre lang gegen Sonnenwind und Mikrometeoriten schützen können. Aber ein Anstrich, der so lange Nordseewasser von einer Metalloberfläche fernhält – da müssen sie noch lange hinforschen.“

Will er mich jetzt eigentlich überzeugen, daß die Stadt nur aus Schrott besteht?

„Joycelyn,“ fährt er fort, „weißt du eigentlich, ich meine, hast du darüber nachgedacht, daß du, in der gesamten Geschichte der Menschheit im Moment das größte Schiff hast, das je gebaut wurde, und daß du im Begriff bist, es zu verlieren? Das größte Schiff unter allen Seeschiffen und Raumschiffen zusammen?“

„Soll ich jetzt vor Stolz erschauern? Natürlich weiß ich es. Ändert das etwas an der Situation? Ändert es etwas an dem, was getan werden muß?“

„Außerdem,“ fährt Rodrigo nach einer längeren Pause fort, „sind wir als Stadttechniker nicht nur für die Stadt, sondern auch die Ökoreserve Erde verantwortlich. Beide Verantwortungen gehen immer zusammen. So steht es in unserem Dienstvertrag.“

„Ja und? Das weiß ich auch. Worauf willst du hinaus?“

„Man wird dir die Hölle heiß machen, wenn du diese fünf Milliarden Tonnen Schrott vor St. Peter Ording deponierst.“

Paul mischt sich ein: „Ich verstehe nicht, was diese ganze Unterhaltung soll! Irgendwo MUSS sie die Stadt deponieren – darüber, ob das geschieht, haben wir keine Macht mehr. Nur noch darüber, wo es am besten geschehen sollte.“

Ich werfe ihm einen dankbaren Blick zu. Rodrio muß sehr erschöpft sein, wenn er so redet.

„Ich habe mir schon überlegt, daß die Weltbevölkerungskonferenz auf die Idee kommen könnte, euch einen Kurs zurück auf den Atlantik zu befehlen, damit die Stadt in tiefem Wasser versinkt.“

„Jetzt spinnst du wirklich, Rodrigo! Warum sollten sie das tun? Das wäre das sichere Ende für alle Menschen an Bord!“

„Joycelyn, du weißt ganz genau, wie wenig zimmerlich sie waren, als die Erde von Menschen geräumt wurde. Und davor, zu Zeiten der Halbflächenregelung, sind sie doch auch nie besonders rücksichtsvoll gewesen, wenn es darum ging, ökologische Ziele durchzusetzen.“

„Aber nicht nur die WBK, da hat es noch andere gegeben...“

„Ja. Schon. Aber erst in den Ökokriegen haben sich die Völker mit hehren ökologischen Zielen zu hundert Millionen abgeschlachtet, oder sie haben dabei wenigstens ökologische Gründe vorgeschoben – die WBK ist die historische Konsequenz dieser Ereignisse. Denk daran, wie sie schrott-reife Tanker versenkt haben! Die Bombardierungen von ökologisch schädlichen Industrieanlagen und Kraftwerken! Denk an die Pronatalistenverfolgungen! In der Gründungszeit der WBK war es eine absolut tödliche Angelegenheit, mehr als zwei Kinder gezeugt oder geboren zu haben! Sogar heute noch, wo wir überall Grenzwerte für Bevölkerungsdichte haben und wo diese auch überall eingehalten werden, gilt es immer noch als asozial, mehr als zwei Kinder in die Welt zu setzen. Das haben die erreicht! Und sie würden das, was damals geschehen ist, wieder tun, wenn es notwendig wäre! – Brutale Verfolgung aller Ökoschädlinge, egal, woraus ihr Verbrechen nun besteht – ob es Kinderkriegen ist oder eine andere Form der Umweltverschmutzung – die WBK ist nicht nur das Schild der Ökologie – sie ist ihr Schwert! Das ist kein Mädchenpensionat, Joycelyn! Das ist noch nie eins gewesen!“

„Nein, das ist die WBK nicht. Das ist wahr. Aber das ist lange her. Jetzt ist die Situation doch völlig anders. Wir werden den Strand von St. Peter doch nicht absichtlich verschmutzen. Wir sind dazu gezwungen. Und dafür kann uns niemand zur Rechenschaft ziehen.“

„Hoffentlich sehen sie das auch so!“

„Sonst hätten sie doch schon längst etwas unternommen! Außerdem sieht die Öffentlichkeit der gesamten Welt zu – alle Außenwelten hängen doch an uns dran, medienmäßig!“

„Seit wann scheren sie sich um die öffentliche Meinung, wenn es um Ökologie geht. Joycelyn, du weißt doch so gut wie ich, in was für einer seltsamen Gesellschaft wir leben. Wahrscheinlich ist die freiheitliche und demokratische Grundordnung, die wir zu genießen das Privileg haben – wie es immer so schön formuliert wird – eine der freiheitlichsten und demokratischsten, die es je gegeben hat, in der ganzen Geschichte der Menschheit. Der Pluralismus in unserer Gesellschaft ist historisch wirklich beispiellos – bis auf eine Ausnahme: In Sachen Ökologie. Da herrscht Diktatur. Eine Diktatur, die keine Spur einer Opposition duldet.“

„Das siehst du zu eng.“

„So, tue ich das? Angenommen, die Bevölkerung der Außenwelten käme jemals mehrheitlich auf die Idee, die Erde wieder bewohnen zu wollen. Auf welchem Wege kann das erreicht werden?“

Ich brauche nicht lange nachzudenken: „Das kann überhaupt nicht erreicht werden. Die Ökoreserve Erde ist Treuhandgebiet der gesamten Menschheit. Das ist verfassungsmäßig genauso festgeschrieben wie die Meinungsfreiheit, das Recht, Parteien zu bilden, zu wählen, jede oder keine Religion auszuüben, und was weiß ich noch, was wir so an expliziten und impliziten Rechten haben. Das Recht, auf der Erde wohnen zu dürfen, sogar es zu wollen, gehört nicht dazu. Genausowenig wie das Recht, aus Spaß zu töten.“

„Nicht einmal mit einem Plebiszit?“

„Natürlich nicht! Mord kannst du ja mit einem Plebiszit auch nicht legal machen!“

Rodrigo steht auf: „Sie haben dich gut indoktriniert: Du wirfst beides in einen Topf.“

„Nein,“ widerspreche ich, „es ist einfach nicht richtig, was du sagst. Die WBK ist keine Diktatur. Genausowenig wie ich es als Beschneidung meiner persönlichen Rechte empfinde, nicht töten zu dürfen, genauso wenig nehme ich daran Anstoß, nicht auf der Erde leben zu dürfen. Wir brauchen die Erde nicht mehr! Wir haben die Technologie, uns für alle Zeiten auf den Außenwelten heimisch fühlen zu können! Es entgeht uns nichts da-

durch! Wir sind, als Spezies, gewissermaßen erwachsen geworden! Dann heißt es, raus aus der Krippe! Das ist doch ganz natürlich. – Und außerdem – diese Stadt war ja ein Beweis dafür, daß man wenigstens zeitweise die Erde besuchen darf. Gerade so häufig und in solchen Mengen, daß die Erde keinen Schaden nimmt. Was wir mehr wollen, müssen wir uns auf den Außenwelten künstlich schaffen. Und das können wir. Sie doch die schwebenden Gärten in den Saturnstädten an! So etwas hat es auf der Erde nie gegeben! Wird es auch nie geben.“

„Sie haben dich gut indoktriniert“, wiederholt Rodrigo, „gut genug jedenfalls, daß du vorbehaltlos der WBK alles abkaufst, was sie argumentativ jemals aufgefahren hat oder auffahren könnte. Andererseits kannst du dir offenbar nicht vorstellen, daß sie nichts dagegen unternehmen werden, daß du einen Teil Europas so nachhaltig verschmutzen wirst.“

„Das werde ich nicht. In dieser Stadt sind, erstens, keine problematischen Stoffe verbaut. Nicht in nennenswerten Mengen. Es ist viel Material, aber es ist kein Problemmaterial. Es wird zerschlagen werden, vom Sturm und von den Wellen, es wird korrodieren und sich zerstreuen. Es gibt fast nichts, womit die Zeit nicht fertig wird, nichts, was auf Dauer seine Eigenschaft als Umweltverschmutzung beibehält.“

„Damit kannst du ja jede Umweltverschmutzung rechtfertigen oder verharmlosen!“

„Versteh mich nicht absichtlich falsch!“

„Wieso? Selbst das schlimmste Giftgas wird von der ultravioletten Strahlung im Laufe der Zeit zerlegt!“

„Es gibt Unterschiede in der Zeit, die benötigt wird, bis etwas folgenlos in einer Ökosphäre aufgegangen ist, und da ist schon ein Unterschied zwischen zehn Jahren und zehntausend oder gar zehn Millionen. – Kann ich weiterreden? – Danke. Zweitens ist die Erde nicht der große, reine Garten, so wie du das jetzt darstellst. Warum wohl stranden wir nicht in Jütland? Frag Paul, wenn du nicht auf dem Laufenden bist. Und deshalb, drittens, wird niemand etwas dagegen unternehmen, daß wir morgen bei St. Peter wie geplant auflaufen werden. Nicht einmal unser schießwütiger Freund. Außerdem, wie sollte uns, zum jetzigen Zeitpunkt die WBK noch an der Strandung hindern? Die wenigen militärischen Verbände, die sie unterhalten, sind zu weit weg, die können bis morgen die Erde nicht er-

reicht haben. Noch hat die WBK keine Jurisdiktion über die Himmelsmechanik. Also wird die Strandung ablaufen wie geplant, und damit basta. – Im übrigen glaube ich, daß du Ruhe brauchst. Grundlagendiskussionen können wir später führen, gerne. Jetzt ist noch Zeit, wenn du...“

„Welcher schießwütige Freund?“ fragt Rodrigo verblüfft.

„Hast du vielleicht keine Nachrichten gehört?“

„Wann denn? Wir waren beschäftigt, weißt du.“

In Kürze erzähle ich ihm von dem Schicksal der beiden Flugzeuge bei St. Peter.

„Also doch. Geht schon los. Alles paßt zusammen.“ sagt Rodrigo, als ich geendet habe.

„Was paßt zusammen?“

„Was glaubst du, warum die WBK die Erde so eifersüchtig hütet? Hast du schon jemals in der Geschichte eine Organisation erlebt, die unerschütterlich und verbissen Jahrzehnt für Jahrzehnt dasselbe idealistische Ziel verfolgt, ohne jede Abweichung?“

„Ich habe nicht den Überblick...“

„Ich auch nicht. Aber den braucht man auch nicht. Um Geschichte zu verstehen reicht eine gehörige Portion Zynismus aus. Oder eine Grundausbildung in Psychiatrie. Eines von beiden. Am besten beides.“

„Ist das nicht zu sehr vereinfacht?“ fragt Paul dazwischen. Er ist eigentlich mit anderen Dingen beschäftigt und kann sich nur gelegentlich in unsere Diskussion einmischen.

„Ich darf das. Ich bin müde, und für einen müden Kopf darf man Dinge vereinfachen.“

„Ein müder Kopf darf auch schlafen...“ versuche ich, das Thema abzu-bremsen. Aber irgendwie muß der vergebliche Kampf um die Stadt Rodrigo ganz schön in Fahrt gebracht haben.

„Es ist ganz einfach. Es gibt so viele Theorien, Ideologien und religiöse Auffassungen über die wahre Natur des Menschen. Die Wahrheit ist aber doch: DER MENSCH HAT KEINE WAHRE NATUR. Der menschliche Geist ist so unglaublich flexibel, daß er sich in jede mögliche Richtung entwickeln kann, wenn ihn nicht die Opposition der Wirklichkeit daran hindert. Die Opposition der Wirklichkeit, das ist es letztlich, was uns

überhaupt etwas über die Wirklichkeit lernen läßt. Die Opposition der Wirklichkeit macht uns zu geistig gesunden Menschen.“

Rodrigo zeigt auch mich, als ob er mich mit dem Finger erdolchen wollte:

„Ein Beispiel, Joycelyn! Hast du schon einmal von den unglücklichen Menschen gehört, die von Natur aus kein Schmerzgefühl haben? Es kommt ab und zu vor. Weißt du, was mit denen passiert?“

Ich vermute es, aber er wird es mir sowieso sagen.

„Sie werden Krüppel, im Alter von wenigen Jahren. Weil sie nicht die Fähigkeit haben, die Wirklichkeit als potentiell schmerzhaft zu erleben, lernen sie nicht, Schmerzen zu vermeiden. Damit vermeiden sie nicht solche Situationen, in denen man sich ernsthaft verletzen kann. Das meine ich, wenn ich sage, daß die Wirklichkeit vermöge der durch unter Umständen schmerzhaft wahrgenommenen Opposition uns das Denken beibringt. Ist ein Beispiel von vielen.“

Ich hatte gar nicht gewußt, daß Rodrigo eine philosophische Ader hat, aber ich halte erstmal den Mund, weil mich interessiert, worauf er hinaus will. Außerdem geht er wahrscheinlich wirklich schlafen, wenn er sich ausgesprochen hat.

„Wenn die Wirklichkeit aber keine Opposition bietet,“ fährt er fort, „dann stoßen wir – erkenntnismäßig nach. Das hört sich hochtrabend an, hat aber viele andere Namen. Ideenfindung gehört genauso dazu wie Kriminalität. Auslotung der Möglichkeiten, bis man eben doch wieder auf schmerzhaft Opposition trifft.“

„Im Falle des Schmerzunempfindlichen bedeutet das ganz konkret, sich Handlungsmuster anzueignen, die ein anderer sich nicht aneignen würde, weil man sich dabei weh tut. Hand ins Feuer halten, zum Beispiel. Es ist derselbe psychische Prozeß. Cortikale Muster werden entwickelt, die geeignet sind, uns in die Lage zu versetzen, mit der realen Welt besser umzugehen. Experimentieren, wirklich alle Möglichkeiten auszuloten, zurückgeschlagen werden, wo nötig. Die Kenntnis eines neuen Naturgesetzes führt dazu, es schon bald auszubeuten, die Kenntnis einer Möglichkeit, sich ungerechtfertigt zu bereichern führt dazu, daß man dies über kurz oder lang tut...“

„Nicht alle...“ fahre ich dazwischen.

„... wenn man nicht durch Erziehung oder eine andere Art der Abschreckung solche cortikale Muster aufgebaut hat, die geeignet sind, bei einer unrechten Tat ein Unlustgefühl zu bewirken, das einen von dieser Tat abhält. Man spricht dann auch von ‘schlechtem Gewissen’.“

„Und was hat das jetzt mit den beiden Flugzeugen zu tun?“

„Ist das nicht klar?“ wundert sich Rodrigo, „Ich dachte, ich hätte es schon klar ausgedrückt. Was für den Geist eines einzelnen Menschen gilt, das gilt auch für den Geist, oder wie immer man es nennen möchte, einer ganzen Organisation: Behörde, Vereinigung, Firma, Familienclan, Mafia. Wo immer diese keine Opposition finden, stoßen sie nach, um auszuloten, in wieweit sich die Wirklichkeit noch den eigenen Wünschen gemäß umformen oder manipulieren läßt. Und die WBK hat keine Opposition.“

„Die WBK ist demokratisch legitimiert!“ unterbreche ich.

„Ist sie das, Joycelyn? Bloß, weil du deinen Stadtrat wählen darfst, oder den regionalen Sprecher für die einzelnen Planeten, oder den Solartag, glaubst du, daß du Einfluß auf sie hast? Ja, natürlich, ein bißchen Einfluß hast du sogar, wo immer in der Gesellschaft noch Handlungs- und Gestaltungsbedarf ist. Aber schon das zentrale Dogma, die Unantastbarkeit der Verfassung, die beständige Trennung der vier Gewalten: gesetzgebende Gewalt, ausführende Gewalt, Rechtssprechung und Ökologie, die darfst du nicht antasten. Die Weltbevölkerungskonferenz hat die Ökologie über die drei anderen Gewalten gesetzt, wenn es um ökologische Fragen geht, und diese Vierteilung der Gewalten ist für alle Zeiten festgeschrieben worden. Diese vier Gewalten dürfen sich nicht gegenseitig in ihre Belange einmischen. Eigentlich. Aber die Ökologie darf es unter Umständen eben doch. Und sie stellt selber fest, wann sie das darf! Und dann gibt es kein Mittel, sie zu bremsen! Die demokratische Legitimation der WBK ist eine demokratische Legitimation von ihren eigenen Gnaden!“

„Aber die Weltbevölkerungskonferenz kontrolliert doch die Ökologie!“

„Falsch. Die Weltbevölkerungskonferenz IST die Ökologie. Die Weltbevölkerungskonferenz darf alles.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Als die Weltbevölkerungskonferenz vor langer langer Zeit ihre Tätigkeit als permanente Einrichtung beendet hatte, nämlich zu dem Zeitpunkt, an dem die Erde von Menschen geräumt war, da hat sie für sich selbst

dezentrale Nachfolgeorganisationen geschaffen, in jeder Nation jeweils eine, und sie den jeweils vorhandenen drei Gewalten zur Seite gestellt. Aus drei Gewalten wurden vier. Die Weltbevölkerungskonferenz blieb danach lediglich eine Institution, die die Koordination aller für den Planeten Erde ökologisch relevanter Aktivitäten sicherstellen sollte. Sicher, du darfst wählen – sogar die Vertreter der Ökologie. Nur das, was sie tun, darauf hast du keinen Einfluß. Denn wenn du andere wählst, dann tun sie genau dasselbe. Nämlich das, was die WBK ihnen sagt. Es sieht demokratisch legitimiert aus, ist es aber nicht. Das meine ich, wenn ich ‘von eigenen Gnaden’ sage. Und die Öffentlichkeit ist darauf reingefallen.“

„Außer dir!“

„Naja, nicht nur. Es gibt auch andere Leute, die nachdenken können. Die Kritik an der WBK wird mit den Jahren langsam stärker.“

„Siehst du, da hast du es: Die Kritik wird stärker. Und sie lassen euch gewähren. Ist das nicht Demokratie?“

„Sie lassen uns gewähren, weil sie zu fest im Sattel sitzen. Das ist es. Es gibt zur Zeit noch keine gesellschaftliche Instanz, die in der Lage wäre, der WBK ernsthaft Paroli zu bieten. Wer immer es versuchte, müßte sich vorhalten lassen, an allem, was seit der Existenz der WBK erreicht worden ist, zu sägen und zu kritisieren. Und das ist zweifellos ja eine ganze Menge.“

„Allerdings, das ist es!“ sage ich, und zähle auf: „Es gibt keine Kriege mehr, und keine Armut, und die Erde ist auf dem Wege, sich ökologisch von der Menschheit zu erholen. Jeder hat überall, in allen Nationen, die gleichen Rechte und Pflichten, niemand ist arbeitslos, niemand ist ohne Hilfe, wenn Hilfe notwendig ist.“ Zu spät merke ich, daß ich den Satz brav wie ein Schulmädchen aufgesagt habe. Wenn Rodrigo amüsiert ist, dann läßt er es sich jedenfalls nicht anmerken.

„Darauf werden sie sich noch Jahrhunderte berufen. So wie damals die Kirchen sich auf Christus und die Bergpredigt beriefen, zwei Jahrtausende lang, zur Zeit der Borgia-Päbste und später, sogar dann noch, als sie die Scheiterhaufen brennen ließen und noch später, als sie wehrlose Frauen und ihre Gynäkologen wegen verunglückter Familienplanungsversuche für ein ganzes Leben ruinierten.“

„Das war im zwanzigsten Jahrhundert! Das waren barbarische Zeiten! Das kann man nicht vergleichen!“

„Und ob man das kann! Es geht doch nicht um den Inhalt! Es geht darum, daß eine gesellschaftliche Kraft eine idealistische Ideologie an sich reißt und sie als Herrschaftsinstrument mißbraucht! So wie früher die Kirchen die christliche Lehre, und heute die WBK die ökologische Erhaltung der Erde! Wo steht denn geschrieben, daß man nicht auch ohne die WBK eine ökologisch verantwortungsbewußt handelnde Gesellschaft aufbauen oder erhalten kann? So, wie eine Religion auch ohne einen organisatorischen Verwaltungsüberbau existieren kann!“

„Es steht – was weiß ich – wahrscheinlich wäre das nur möglich, wenn man die WBK neu erfinden würde! Es ist eben eine solche Institution notwendig! – Der Vergleich mit den Religionsorganisationen hinkt außerdem, weil Religion wirklich eine absolute Privatangelegenheit ist, Ökologie aber nicht!“

„Joycelyn, du bist unverbesserlich! Du siehst nicht ein, daß es noch andere Wege gibt, die Welt zu organisieren.“

„Ach ja? Und welche?“

„Das weiß ich doch nicht. – Ich weiß nicht, wie es aussehen könnte. Vielleicht wäre das sogar mit einem gewissen Risiko verbunden, daß ökologische Gesichtspunkte wieder unter den Tisch gekehrt werden. Mag sein. Aber, und darauf will ich die ganze Zeit hinaus, es ist nicht so, daß die WBK aus Heiligen besteht. Sie sind nicht Garant einer ökologischen Politik in allen Bereichen!“

„Wieso denn?“

„Weil sie aus Menschen bestehen und damit in etwa so funktionieren wie Menschen. Sie brauchen die Opposition, und die haben sie nicht überall. Ihre bloße Existenz wird ja zum Beispiel von niemandem in Frage gestellt, egal, was sie tun! Regierungen können abgewählt werden, die WBK nicht. Und deshalb können sie alles tun – eine ökologisch klingende Begründung findet sich immer. Es gibt keine Grenzen des politischen Handelns für sie! Die WBK hat immer recht.“

„Ne, ne. Wenn das so wäre, dann hätten sie längst die Freiheit und Demokratie in allen Nationen zerstört. Haben sie aber nicht!“

„Weil es geschickter ist, das nicht zu tun. Gib jemandem hier mehr Freiraum, um dort selber den Weg zu bestimmen, ohne daß jemand merkt, daß du die ganze Zeit nur dort Interessen hattest. Laß dir die Dinge abhandeln, die du sowieso zugestehen wolltest. Das sind doch nun wirklich die allerältesten Tricks. Hast du nie Machiavelli gelesen? Platon? Von Clausewitz? Rousseau? Kant? Schopenhauer? Orwell? Vandigborg? AllGambo?“

„Ne.“

„Solltest du aber. Es gibt noch weitere Spielregeln der Macht, von denen diese alten Autoren noch nichts gewußt haben. Ein moderner Industriestaat hängt in seiner industriellen Fähigkeit zur Effizienz und Innovation ganz erheblich von der Motivation seiner Bewohner ab, und dort gerade von der Motivation der fähigsten, intelligentesten und begabtesten Bewohner. Denen darfst du nicht mit einer Gesellschaftsordnung kommen, wo sie auch nur im entferntesten mutmaßen könnten, es würde an ihnen vorbeientschieden. Nein, für einen modernen Staat reicht die Illusion der Freiheit und Demokratie nicht aus. Das ginge nicht lange gut. Es funktioniert nur, wenn diese Freiheit auf großen gesellschaftlichen Gebieten tatsächlich existiert. Auf den allermeisten, sozusagen. Und das hat die WBK geschafft. Sie hat es auf diese Weise geschafft, ihre Macht auf den Schultern der Bürger von leistungsfähigen Industriestaaten zu etablieren, und das unter den schwierigen Bedingungen der gleichzeitigen Kolonisation der Außenwelten.“

Rodrigo goß sich die dritte Tasse Kaffee ein. „Du wirst schlecht schlafen, wenn du so weitertrinkst!“ sagte ich, in der schwachen Hoffnung, daß Rodrigo sein Thema fallen lassen würde oder endlich damit herausrückte, was er eigentlich sagen wollte.

„Mag sein. Also: Es gibt keine Grenzen des politischen Handelns für die WBK, und sie stützen sich auf Menschen, die sich für frei halten und in vielen Bereichen auch sind, um in gewissen anderen Bereichen ohne Opposition Dinge durchzusetzen, die sie uns nicht erzählen.“

„Und was setzen sie deiner Meinung nach durch?“

„Denk doch mal nach, Joycelyn! Was ist in unserer Gesellschaft schwer zu bekommen, selbst für erhebliche Geldsummen nicht?“

„Ich weiß nicht.“ zuckte ich mit den Schultern, „Eigentlich – man kann sich zwar nicht alles leisten, aber das, was man unbedingt und um jeden

Preis haben möchte, das kann man bekommen. Eigentlich jeder. Also mir geht es jedenfalls so, daß mir für die meisten Dinge die Zeit fehlt, und nicht das Geld! – Die Zeiten, wo materielle Güter Mangelware waren, sind eigentlich schon lange vorbei.“

„Und doch gibt es Dinge, die bekommst du nicht für alles Geld der Welt!“

„Wenn du jetzt mit dem dummen Spruch von dem idealen Ehemann, der mir noch fehlt, kommst, dann schicke ich dich kraft meiner Autorität als Stadtkommandantin sofort und unwiderruflich ins Bett!“

„Nein. Potentielle Ehemänner gibts viele, vielleicht sogar einige, die einer Ehe mit dir gewachsen wären! Aber was ist mit einem Häuschen im Grünen? An den Stränden einer Südseeinsel? In den Bergen? Eine Datscha in der Tundra oder selbst die bescheidenste Hütte in den Regenwäldern?“

Jetzt begreife ich:

„Das meinst du also? Politiker der Ökologischen Ministerien und der Weltbevölkerungskonferenz LEBEN AUF DER ERDE?“

„Lange hat’s gedauert!“ nickte Rodrigo und stand wieder auf, „Weißt du was? Du hast recht. Ich habe meinen Schlaf verdient.“

„Morgen brauche ich dich!“ rufe ich ihm nach, als er zur Tür geht, „Es wird ein harter Tag!“

„Es ist schön, wenn man in meinem Alter noch gebraucht wird.“ höre ich noch, bevor die Tür sich schließt.

„Was hältst du davon?“ frage ich Paul, der die ganze Zeit wenigstens zugehört hat.

„Er denkt an eine Bonzensiedlung. Eine Bonzensiedlung in St. Peter Ording. Mmh. Schon möglich. Ich hatte die Idee schon früher, flüchtig. Aber dann frage ich mich: Wieso glauben diese Leute, mit dem Schießen auf unsere Flugzeuge etwas zu erreichen? Sie können doch nicht die ganze Stadt aufhalten, und morgen um diese Zeit werden wir uns anschicken, das Festland zu überfluten! Und das vor den Augen der Öffentlichkeit des gesamten Sonnensystems!“

„Und deshalb glaubst du nicht daran?“

„Eine Möglichkeit unter vielen. Mehr nicht. Gesetzt den Fall, daß er Recht hat, dann steht aber eines fest.“

„Was?“

„Wer immer den Absturz der Flugzeuge zu verantworten hat, muß blöd sein. Denn derjenige kann nichts erreichen – das müßte aus allen Sendungen klar hervorgehen.“

„Großer Trost,“ sage ich, „Vor einem Idioten mit einer Waffe hätte ich mehr Angst als vor einem, der noch logisch denkt. Bei letzterem würde ich denken, daß der auch noch an seine eigene Sicherheit und sein eigenes Überleben denkt. Aber ich habe noch eine Theorie.“

„Welche?“ fragt Paul.

„Wer immer da in St. Peter geschossen hat, hat vielleicht ein Laserschütz. Aber etwas anderes hat er nicht.“

„Nämlich?“

„Fernsehen.“

27. Basket case

19 Uhr. 21 Stunden und 756 Kilometer bis St. Peter Ording.

Es ist dunkel geworden, und nur der Stadtwald liegt wie im Sonnenlicht da, beschienen von den Scheinwerfern der Stadt.

Paul und ich arbeiten den Zeitplan für die letzten Stunden aus. Es ist nämlich so, daß der Stadtrechner eine gewisse Zeit vor dem Auflaufen abgeschaltet werden muß. Wenn nämlich die Navigationstask merkt, daß die Stadt dabei ist, sich selbst in den Strand zu rammen, dann wird sie etwas unternehmen. Schon das kann zur Katastrophe führen, da wir nicht wissen, was passiert, wenn die Navigationstask sich an die anderen Tasks wendet, die mit der Steuerung der Vortriebsmaschinen beschäftigt sind.

Was wir also tun müssen ist, morgen eine weite Kurve einzuleiten, die den Strand von St. Peter Ording schneidet. Kurz vor dem Zeitpunkt, wo man einfach etwas unternehmen muß, um die Strandung noch zu verhindern, werden wir den Rechner abschalten müssen, in der Hoffnung, daß bis zur Strandung selbst die Schäden durch die fehlende Lastverteilung nicht allzuweit anwachsen.

Die Navigationstask, die nichts von der blockierten Task, die den Vortrieb abschalten könnte, weiß, wird noch bis wenige Kilometer vor dem Strand annehmen, daß die Stadt noch rechtzeitig abgebremst werden

könnte. Allerdings werden wir schon lange vorher mit Warnungen beharkt werden. Paul schätzt, daß man den Stadtrechner etwa um 15 Uhr abschalten sollte, vielleicht auch später. Danach wird die Stadt nur noch ein hirnloser, motorisierter Blechkasten sein, der auf den Strand zu eilt.

Wir sprechen dieses Vorgehen mit Vetretern von GENERAL CRAFTS ab. Das heißt, absprechen ist bei der langen Laufzeit der Signale vom und zum Saturn, wo GENERAL CRAFTS die Hauptverwaltung hat, nicht der richtige Ausdruck. Wir setzen kurz vor 19 Uhr eine Botschaft ab, und wenn sie gleich antworten würden, dann ist um 21 Uhr die Antwort da. Sie werden aber nicht gleich antworten.

Hoffentlich stört der erwartete Orkan unsere Pläne nicht allzusehr. Ich weise die meteorologische Abteilung an, mich von jeder Änderung des erwarteten Wetters sofort zu unterrichten. Wahrscheinlich wird die Stadt nicht allzusehr beeinflußt. Aber bei Seegang und Wind in Orkanstärke müssen die Stadtbewohner zunächst an Bord bleiben. Wenn die Stadt schnell sinkt, dann wird es eng.

Unser Kurs steht jetzt also fest. Kurz vor 11:30 Uhr morgen werden wir, noch auf hoher See und auf fast genauem Südkurs befindlich, die Kurve einleiten. Sie hat einen Radius von 108 Kilometern, und St. Peter Ording wird zu diesem Zeitpunkt 153 Kilometer südöstlich von uns sein. Der Kurvenbogen, dem wir bis zur Strandung folgen werden, hat aber eine Länge von 170 Kilometern. Dafür brauchen wir dann noch 4 Stunden und 43 Minuten. Kurz nach 16 Uhr ist es dann soweit.

Dann kommt eine Nachricht von der ISAAC ASIMOV. Sie haben Haarrisse im Landefahrwerk gefunden. Wahrscheinlich war der starke Seitenwind bei der Landung auf der Stadt und beim Start daran schuld. Deshalb sind sie nicht noch einmal gekommen, eine Ladung Stadtbewohner abzuholen. Jetzt erst denke ich daran, daß das ja für heute vorgesehen war. Ich hatte es völlig vergessen.

Sie sagen, daß sie sich um 18 bis 24 Stunden verspäten. Das hieße, daß noch einmal eine Landung des Raumschiffes morgen stattfinden würde – mit dem Orkan im Nacken, einer sich ständig verändernden Position der Stadt, falls wir schon im Endanlauf auf den Strand sein sollten, und dann diese ungenaue Terminangabe. Nein, das ist mir zu riskant. Ich lehne jede weitere Landung ab. Es ist mir völlig klar, daß ich auch für diese Ent-

scheidung noch Prügel beziehen werde. Aber noch einmal achttausend Menschen sicher – oder ziemlich sicher – wegbringen und dafür über eine Million gefährden – nein. Besser nicht. Das Manöver schmeckt mir nicht.

Paul stimmt meiner Entscheidung zu. Ob aus Überzeugung oder nur in der Absicht, mir den Rücken zu stärken, das kann ich nicht unterscheiden. Für beides bin ich dankbar.

Dann nehme ich von mir aus noch einmal Verbindung mit der ISAAC ASIMOV auf. Ich frage nach, ob sie für die Landung die Sandbank vor St. Peter benutzen können. Wenn das der Fall wäre, dann könnte man schon bald nach der Strandung der Stadt die ersten Stadtbewohner von der Erde wegschaffen. Sie legen sich noch nicht fest. Raumschiffe der Größe der ISAAC ASIMOV brauchen im Prinzip eine ebene Start- und Landebahn. Sie versprechen, zu untersuchen, ob schnelle Modifikationen am Fahrwerk dieses Vorhaben in den Bereich der Machbarkeit rücken können. Für alle Fälle sollen wir detaillierte Luftaufnahmen der Sandbank erstellen, um ein dreidimensionales Rechnermodell der Sandbank und des angrenzenden Wattenmeeres erstellen zu können. Dann erst können sie überhaupt entscheiden, ob eine Landung überhaupt möglich ist, ohne sich die Fahrwerke in einem kleinen Priel zu brechen.

Und kurz nach 19 Uhr passiert etwas ganz Erstaunliches. Das Visiophon meldet sich. Mit bleichem Gesicht und einer Halskrause erkenne ich sie zunächst nicht. Einen Moment überlege ich verblüfft, wieso so viele Schläuche und Drähte in einen Menschen hinein- und hinausgehen können.

Es ist die Straub. Sie hat von sich aus die Verbindung aufgenommen. Also hat sie ihren Selbstmordversuch soweit überlebt, daß sie noch in der Lage ist, zu denken. Dann wird sie auch wieder auf die Beine kommen. Meine durch diese Erkenntnis bedingten Gefühle sind sehr zwiespältig.

„Techniker Pemberton?“ fragt sie, mit krächzender Stimme.

Paul ist schnell aus dem Sichtfeld des Visiophons herausgegangen. Er hört unserer Unterhaltung aufmerksam zu. Die Straub kann jetzt nur mich sehen.

„Techniker Pemberton, was ist passiert?“

Durch diese bloße Anrede kommt man sich wieder degradiert vor. Verdammte, antrainierte Autoritätsgläubigkeit. Ich weiß nicht, was ich von ihr und ihrem Zustand halten soll.

„Wir befinden uns in der Nordsee. Wir werden morgen nachmittag an der deutschen Nordseeküste landen.“ sage ich in einem neutralen Ton.

Ich gebrauche das Wort ‘landen’, statt ‘stranden’. Blödsinn auch das. Eine Stadt wie diese kann man nirgends ‘landen’.

Straub denkt angestrengt nach.

„Hieß es nicht, daß die Stadt sinken würde?“

„Ja. Das ist der Fall. Wenn wir nicht landen, dann wird die Stadt sinken.“

„Und warum verhindern sie es nicht?“

Wie soll man es ihr klarmachen? Sie hat doch schon Mühe, diesem Gespräch zu folgen.

„Es geht nicht. Es ist technisch unmöglich.“

„Ich werde Cammaroto sprechen.“

„Das geht auch nicht. Cammaroto ist tot. Er starb beim Kampf um Sektor C7.“

Sie überlegt, wer wann worum gekämpft haben könnte, und warum sie nichts davon weiß. Wahrscheinlich ist sie erst vor kurzem aus der Narkose aufgewacht. Wahrscheinlich hat sie nicht einmal etwas von dem Umzug aus den hinteren Stadtteilen bemerkt. Wieso ihre Ärzte sie schon ein so langes Visiophongespräch führen lassen? Ich vermute, daß sie so lästig geworden ist, daß man ihr den Willen gelassen hat.

„Dann will ich den Stadtkommandanten sprechen. Verbinden sie mich mit dem Stadtkommandanten. Machen sie schnell.“

Denn Wunsch kann ich ihr erfüllen.

„Ich bin die Stadtkommandantin.“

Mit sturem Basiliskenblick sehe ich sie an. Ein Häuflein Elend. Sie versucht, die Lage zu erfassen, ich sehe es ihr an. Und von sowas hat man sich rumkommandieren lassen. Empfinde ich Triumph? Nein. Die Straub ist zu unwichtig, als daß man den ‘Sieg’ über sie feiern könnte, nachdem sie jetzt ‘kaltgestellt’ worden ist. Es warten wirkliche Probleme. Was sind dagegen jetzt noch persönliche Reibereien der Vergangenheit?

Wieviele Menschen, überlege ich, kommen nur deshalb nicht zur Blüte ihrer intellektuellen und kreativen Leistungsfähigkeit, weil sie sich durch inkompetente Vorgesetzte und Kollegen eingeengt fühlen? Wieviel Motivation und Begabung wird unter dieser Decke der Mittelmäßigkeit erstickt? Und doch empfinde ich eine Art gemessenes Mitleid – nicht viel – so, wie sie jetzt daliegt, und nicht nur wegen ihres physischen Zustandes, sondern auch wegen ihrer Verfassung, aus der heraus sie diesen Selbstmordversuch gemacht hat.

Aber ein freundliches Wort mag ich ihr auch nicht sagen. Ich sehe das Bild auf dem Visiophongerät an wie ein Chiurg in ein Endoskop hineinsieht. Oder so, wie man ein entferntes Geschwür ansieht, ein Präparat der Pathologie. Mit klinischem Interesse.

„Techniker Pemberton. Bringen Sie mir das Logbuch zur Einsicht.“ sagt sie. Ich sage nichts. Nach weiteren vierzig Sekunden kann sie meinem Blick nicht mehr standhalten und schaltet mit einer offenbar anstrengenden Bewegung ab.

„Verrückt. Was denkt sie sich dabei?“ fragt Paul.

„Sie kann die Entwicklung der Dinge nicht verstehen, glaube ich. Verstehst du – sie hatte nichts mehr außer ihrem Vorgesetztenposten als Schichtleiterin. Sie begann, alt zu werden. Dann hatte sie verschiedene gesundheitliche Probleme – keine Behinderung, aber immer gerade soviel, daß sie sich daran erinnert fühlte, auf dem Wege zu sein, ein Wrack zu werden. Die technischen Belange ihres Berufes haben sie überfordert, und das konnte sie niemandem eingestehen. Sie hatte, ich meine, sie hat eigentlich sehr wenig von dem, was das Leben lebenswert macht.

„Und noch etwas anderes kommt hinzu. Sie hat keine Hochschulausbildung, sondern sich eben so emporgearbeitet. Das führt zu einem ständigen Komplex gegenüber Akademikern. Und wo immer sie Akademikern Fehler nachweisen konnte, hat sie es mit besonderen Vergnügen getan. Ich war ihr liebstes Opfer.“

„Aber Stadttechniker sind doch im engeren Sinne keine Akademiker?“ wundert Paul sich.

„Nein. Es ist ja kein wissenschaftliches Studium, das wir hatten, sondern eine sehr vielseitige technische Ausbildung. Aber das war für sie eine zu feine Unterscheidung. Dazu kommt, daß auch einige der Kollegen von

technischen Dienst der Stadt tatsächlich eine richtige Hochschulausbildung haben. Du, zum Beispiel.“

„Naja,“ meint Paul, „für nur angelernte Informatiker oder gar Hobbyprogrammierer dürfte der Umgang mit diesen großen Systemen wirklich ein bißchen viel sein.“

„Das mag sein. Aber auch unter den nautischen Stadttechnikern gibt es zum Beispiel Kollegen, die Physiker sind. Es ist einfach angemessen. Man muß über sehr viele Dinge gut Bescheid wissen, von Meteorologie bis zur Reaktortechnik.“

„Wie ist sie denn überhaupt soweit gekommen, mit diesen Charaktereigenschaften und dieser mäßigen Vorbildung?“

„Genau weiß ich das nicht. Energie, Vorspielen eines falschen Egos – manche Leute kommen mit sowas ja sehr weit. Und je weiter man in der dispositiven Ebene des Managements vorrückt, desto unwichtiger wird wirkliches fachliches Können. Das ist bei Organisationen, die eine tiefer gestaffelte Hierarchie haben, noch schlimmer. Der Verwaltungsapparat der Weltbevölkerungskonferenz zum Beispiel ist doch ein richtiger Elefantenfriedhof!“

„So spricht man nicht über den eigenen Dienstherrn. – Aber du hast natürlich recht!“

„Noch etwas kommt bei der Straub hinzu,“ sage ich nach einer Überlegungspause, „die mangelnde akademische Ausbildung hat bewirkt, daß ein ganz wesentliches Ideal der Naturwissenschaftler an ihr spurlos vorbeigegangen ist. Die Einsicht, daß es in der wirklichen Welt Zusammenhänge gibt, deren Richtigkeit völlig unabhängig davon ist, ob man sie für richtig hält oder ob man sie versteht. Für einen Naturwissenschaftler ist es nicht ehrenrührig, zuzugeben, daß er etwas nicht versteht oder daß er sich geirrt hat. Das ist für die Straub eine völlig fernstehende Auffassung. Sie scheint tatsächlich der Meinung zu sein, daß mit gesellschaftlicher Position auch die Weisungsbefugnis über richtig und falsch in technischen Zusammenhängen verbunden ist. Ich weiß, das hört sich für uns mehr technisch orientierte Mitarbeiter sehr seltsam an. Aber solche Menschen gibt es. Eine für uns kaum nachvollziehbare, geistige Verarmung. – Ich glaube, eines der wenigen Vergnügen, die sie sich geleistet hatte, war, ihre Leute herumscheuchen. Ein Vergnügen, das in ihren geistigen Horizont paßte.“

Und daß das jetzt wohl auch nicht mehr sein wird, das wird sie so schnell nicht fressen.“

„Bleibt sie Schichtleiterin? Ich meine, das mußt du jetzt doch entscheiden.“

„Stimmt. Da hast du recht, das muß ich entscheiden. Nein. Es geht nicht. Ich versuche, jetzt nicht aus Gefühlen der Antipathie heraus zu urteilen, die ja zweifellos da sind. Aber diese Frau ist mit dem Beruf einer Schichtleiterin völlig überfordert. Das darf sie nicht mehr machen.“

Und dann fällt mir noch was ein:

„Was überlegen wir da überhaupt – ich brauche das ja gar nicht zu entscheiden! Morgen abend gibt es die Stadt nicht mehr und damit auch keine Schichtleiterin!“

„Wo du recht hast hast du recht!“ lacht Paul, fast erleichtert, „Jetzt machen wir auch schon solche Denkfehler!“

28. Die Nacht vor der Schlacht

22 Uhr. 18 Stunden und 648 Kilometer bis St. Peter Ording.

Weder die Hauptverwaltung von GENERAL CRAFTS noch das Direktorium der Betreibergesellschaft haben es bis jetzt für nötig befunden, sich zu unserem Vorgehen morgen noch einmal zu Wort zu melden. Ist vielleicht für sie das geschickteste Vorgehen. Die Verantwortung bleibt an mir hängen, und was an der Aktion gelingen wird, dafür werden sie sich schon gegenseitig auf die Schultern klopfen.

Ich stelle fest, daß es für die letzte Nacht eigentlich überraschend ruhig ist. Naja, warum auch nicht? Alle Vorbereitungen sind getroffen worden, und es ist jetzt das beste, sich für den morgigen Tag auszuruhen.

Wie viele das Leben verlieren werden? Da kann man machen, was man will, bei einer nicht-routinemäßigen Operation, bei der soviele Menschen beteiligt sind, wird es immer irgendwelche Verluste geben. Und für jeden einzelnen kann man mich nachher fragen: ‘Was hast du getan oder unterlassen, so daß es diesen Menschen treffen mußte?’

Um 22 Uhr schicke ich Paul zu Bett. Er soll von 22 Uhr bis 03 Uhr schlafen, ich 03 Uhr bis 08 Uhr. Jeder fünf Stunden. Ich finde, das ist gerecht und es muß unter den momentanen Umständen genug sein.

Als ich dann alleine in dem Kontrollraum bin, fühle ich mich verloren. Diese riesige Maschinerie um mich, die doch macht, was sie will, diese Riesenspeicher irgendwo in dem Stadtrechner da unten, die so komplexe Datenstrukturen enthalten, die keiner mehr überblicken kann, und die von einer blind zugreifenden CPU immer mehr in Unordnung gebracht werden. Werden vielleicht jetzt, in diesem Moment, dort Bits umgestellt, die die Stadt in wenigen Minuten untergehen lassen können?

Ich möchte raus, auf die Oberfläche der Stadt, durch den Stadtwald laufen, und von der Stadtkante auf die See schauen, den großen Wellen nachsinnen und an nichts und alles denken, den Seewind spüren und Salz auf den Lippen schmecken und glauben können, daß die Stadt unter meinen Füßen für die Ewigkeit gebaut wurde. Ich bin gestern und heute nicht dazu gekommen, und morgen wird es wohl auch nicht gelingen. Nein, korrigiere ich mich, das wenigstens wird mir morgen gelingen: Salz auf den Lippen zu spüren. Vielleicht mehr, als mir lieb sein könnte.

Und natürlich kann es auch mich erwischen – bist du denn darauf vorbereitet, Joycelyn?

Ich weiß es nicht. – Die Nacht vor der Schlacht schläft der Soldat, heißt es irgendwo. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, ob er gut oder schlecht schlafen sollte.

29. Rätselraten

08 Uhr, Mittwoch morgen. 8 Stunden und 288 Kilometer bis St. Peter Ording.

Als ich in den Kontrollraum komme, ist er strahlend hell erleuchtet. Der makellose Himmel verrät nichts von dem Orkan, der heute noch über uns herfallen soll.

Paul ist schon fünf Stunden auf, Rodrigo und Michelson sind auch da. Alle drei führen irgendwelche Gespräche – irgendwelcher organisatori-

scher Kleinkram, der bei dem Unternehmen, einen großen Metallkasten irgendwo auf den Strand zu setzen, beachtet werden muß.

Ich informiere mich, daß unser Tiefgang jetzt 32.46 Meter ist, das heißt, daß unsere Bordwand nur noch 7.54 Meter über die Wasseroberfläche ragt. Hier vom Turm kann man davon aber kaum etwas erkennen. Der Stadtwald sieht harmlos aus wie immer, wenn man von den hier und dort sichtbaren Sturmschäden absieht, und von den Schlammteümpeln, die von den Binnenseen übrigeblieben sind.

Die Wassereintrüche um den Sektor C7 herum verändern den Tiefgang der Stadt dort, wo sie noch unbeschädigt ist, überhaupt nicht. Allerdings werden sich die Strukturen der Stadt in den paar Quadratkilometern um C7 herum weit nach unten durchbiegen. Kein Mensch weiß genau, wie weit. Durchaus möglich, daß jetzt schon Teile der Stadt über den Meeresgrund schleifen. Auch ein Punkt, auf den wir nicht den geringsten Einfluß haben. – Allerdings sehe ich auch, daß unsere Geschwindigkeit nicht abgenommen hat. So schlimm kann es also nicht sein. Da mögen zwar schon hundert Millionen Kubikmeter umbauter Raum völlig unter Wasser liegen, lichtlos und ohne menschliches Leben, aber das sind immer noch Bestandteile der Stadt.

Paul hat daran gedacht, ein Frühstück vorbereiten zu lassen. Jedenfalls nehme ich an, daß es Paul war. Da es aber schon fix und fertig auf einem der Arbeitstische vorbereitet steht, könnte es auch einer der beiden anderen gewesen sein. Ich entscheide mich dafür, daß es Paul gewesen ist.

Er steht auf und kommt herüber:

„Moin moin!“

„Was?“

„Das heißt ‘Guten Morgen’, in ostfriesischer Übersetzung.“

Ich kann mich an ein Land namens Ostfriesland oder so ähnlich nicht erinnern. Vermutlich hat es irgendeinen lokalen Bezug. Ich erinnere mich dunkel, daß ähnliche Ortsbezeichnungen bei den ersten Besprechungen mit Cammaroto gefallen sind. Ich hoffe, daß Paul mich aufklärt, aber das tut er nicht. Noch während ich mir den Kaffee einschenke – er sieht freundlich zu, mit beiden Händen in den Taschen demonstrierend, daß er selbständige Frauen schätzt – fängt er schon mit dem Tagesgeschäft an:

„Haben wir Zeit für TV-Interviews?“

„Stehen die denn schon wieder auf der Matte?“

„Unten, am Fahrstuhl. Fast seit sieben Uhr. Ich habe gesagt, ich müßte erst die Chefin fragen!“

„Recht so. Sag ihnen: Um neun. Eine Kamera, ein einziger Moderator. Ich will die Bude hier oben nicht voll haben.“

„Das wird ihnen nicht gefallen.“

„Aber mir gefällt es. Jetzt laß mich doch erstmal zu Schlucke kommen!“

„Du hast eine diktatorische Ader!“

„Ich habe Kaffeedurst, das ist alles. – Wie unvorstellbar das früher war, im Kontrollturm zu frühstücken! Die Straub wäre im Sechseck gesprungen! Jetzt kann sie uns nicht mehr dazwischenfunken. Allein das macht den Job des Stadtkommandanten angenehmer.“

„Sie hat schon dazwischengefunkt. Um etwa sechs Uhr dreißig.“

„Ach ja?“

„Frag mich nicht, was sie wollte. Sie hat einige Sätze gesagt, lallend und unverständlich, und dann hat jemand anderes die Verbindung unterbrochen.“

„Oh.“

„Ich habe es ins Logbuch geschrieben – ohne jede Bewertung. Überhaupt habe ich das Logbuch auf den neuesten Stand gebracht!“

„Das verdient Anerkennung.“

„Das weiß ich,“ sagt Paul selbstbewußt, „aber wir haben auch wirkliche Probleme.“

„Welche?“

„Die Besatzungen unserer drei Flugzeuge in St. Peter.“

„Großer Gott – meldet sich eins nicht?“

„Zwei melden sich nicht, zwei. Die beiden Wasserflugzeuge, die zwischen Sandbank und Festland festgemacht haben.“

„Und das dritte?“

„Sie sind eigentlich in Sichtkontakt, aber es herrscht auf der Sandbank ein dicker Bodennebel, der sich noch im Laufe des Tages auflösen wird. Im Moment sehen sie nichts.“

„Ich möchte mit ihnen sprechen.“

„Du frühstückst erst zu Ende. Heute brauchen wir eine erholte Chefin. So schnell geht der Nebel auch nicht weg.“

„Dann mach du es – ich möchte, daß sie aufsteigen und sofort hierherfliegen.“

„Sollen sie nicht nachsehen, was in der Bucht passiert ist?“

„Paul, wir haben bis jetzt vier Flugzeuge verloren, vier!“

„Ich kann zählen.“

„Das habe ich nicht bezweifelt. Aber ich will das fünfte nicht riskieren. Und laß mich nachdenken.“

„Aber wir wissen doch gar nicht, ob diese beiden...“

„Denkst du, daß in zwei modernen, aktiv gewarteten Flugzeugen gleichzeitig die Funkgeräte einfrieren?“

„Nein.“

„Also her mit ihnen.“

Während Paul zur Funkkonsole geht, überlege ich fieberhaft, ob es wohl die richtige Entscheidung ist. Wer vier Flugzeuge zerstören kann, egal, ob sie fliegen oder in einer Bucht hinter einer Sandbank schwimmen, der kann auch ein fünftes erledigen. Aber kann er es auch mit einer Million Menschen aufnehmen, die in acht Stunden an Land wollen? Siedendheiß fällt mir die ISAAC ASIMOV ein, für deren mögliche Landung noch eine Luftaufklärung notwendig ist. Ich denke, ich verschiebe das auf die Zeit nach der Strandung.

„Rodrigo, warum sagst du nicht ‘Siehste!’?“ frage ich Rodrigo. Er ist mit der Navigationsprogrammierung beschäftigt und sieht kaum auf:

„Ich kann immer noch unrecht haben.“

„Aber du denkst doch an eine Bonzensiedlung, nicht wahr? So hast du es uns doch erklärt!“

„Kann sein, kann auch nicht sein. Daß sie so unvernünftig sind, das ist schwer zu verstehen. Zu verstehen wäre es, wenn sie genug Mittel hätten, mit mehr als nur ein paar Menschen fertig zu werden.“

„Du meinst, sie handeln feindlich gegen unsere einzelnen Flugzeuge, weil sie auch gegen die ganze Stadt wirksame Waffen haben?“

„Vielleicht.“

„Das paßt auch nicht zusammen. Die Weltbevölkerungskonferenz könnte in wenigen Wochen jede Menge Truppen hier landen.“

„In wenigen Wochen kann man auch im Hinterland verschwinden. Übrigens, wenn das mit der Bonzensiedlung stimmt, dann muß die WBK nicht

unbedingt davon wissen. In DEM Verwaltungsapparat weiß doch sowieso keine Hand, welche die andere wäscht. Obwohl – wenn es so ist – politisch verantwortlich sind sie auf jeden Fall.“

Er grinst einen Moment in sich hinein: „Dann werden Köpfe rollen!“

Paul unterbricht unser Gespräch:

„Joycelyn, ich habe Hufner dran.“

„Wer ist das denn?“

„Hufner, Ernst und Kufferath sind die Besatzung des Flugzeuges auf der Sandbank.“

„Und was sagt er?“

„Er ist hinmarschiert, durch den Nebel, hat sich den anderen beiden Flugzeugen auf hundert Meter genähert. Er konnte sie sehen. Sie sind am festlandseitigen Buchtufer fest gemacht und offenbar völlig unbeschädigt.“

„Und?“

„Es ist niemand da. Kein Mensch.“

„Was hat er sonst noch gesehen?“

„Nichts. Sollen sie nun wegfliegen?“

Ich überlege kurz: „Sie sollen das tun, was sie selbst für richtig halten. Wenn sie aber doch da bleiben, dann sollen sie die Augen offenhalten.“

30. Der Tod und das Mädchen

09 Uhr, Mittwoch morgen. 7 Stunden und 252 Kilometer bis St. Peter Ording.

Wir liegen voll auf dem berechneten Kurs. Inzwischen sind sich die Fernsehgesellschaften einig geworden, wen sie heraufschicken wollen. Ich lege mir derweil mein Programm zurecht, was ich der Stadtbevölkerung noch alles mitzuteilen habe.

Der Interviewer hat natürlich auch so seine Fragen, aber sowie die Kamera läuft – es ist natürlich eine Live-Übetragung – nehme ich die Gesprächsleitung selbst in die Hand.

Zunächst mal ist damit zu rechnen, daß es mit Einleiten der Kurve um 11:30 wieder zu Schäden in der Stadt kommt. Deshalb möchte ich, daß alle unteren Stockwerke der Stadt bis dahin geräumt sind. Damit muß man

rechtzeitig anfangen. Nämlich jetzt. Die Nacht zum Ausschlafen ist vorbei. Dieser Tag wird kein Feiertag. Ich Sorge dafür, daß das allen Zuschauern restlos klar wird.

Dann weise ich auf die ungeklärten Vorfälle in St. Peter hin. Zusammen mit den Polizeikräften müssen eigentlich noch mehr Streitkräfte aufgestellt werden, das heißt Leute, die auskundschaften können und auch bewaffnet sind. Allerdings sehe ich nicht, daß dieses Konzept besonders viel bringen wird. Da eher schon die Ermahnung, daß nach dem erfolgreichen Stranden der Stadt niemand alleine Exkursionen in das Inland unternehmen soll, bis wir rausgekliegt haben, was mit unseren Flugzeugen passiert ist.

Nächster Punkt ist das zu erwartende Wetter. Die gestrandete Stadt wird zwar einen gigantischen Wellenbrecher bilden, aber der Wind wird über sie hinwegfegen. Man muß damit rechnen, noch eine Nacht in der volllaufenden Stadt auszuharren, und das in einem Bruchteil des Stadt-Volumens, das jetzt noch begehbar ist.

Zum wiederholten Male beschreibe ich, was ein Wattenmeer ist. Ich weiß, daß das zu diesem Zeitpunkt im ganzen Sonnensystem interessant ist. Während das Thema für die Bewohner der Außenwelten mehr theoretischer Natur ist, werden die Stadtbewohner demnächst ein Wattenmeer aus eigener Anschauung kennenlernen. Und es soll natürlich niemand ins Watt – das habe ich das letzte Mal zwar schon gesagt, aber es schadet nicht, es noch einmal zu wiederholen: Die Wiederholung ist die Mutter des Lernens, wie ein altes, russisches Sprichwort sagt: Pavtarenije matj isuschtschenija.

Das Auflaufen wird bei Hochwasser geschehen. Wegen des großen Tiefganges der Stadt ist es jedoch auch bei Ebbe nicht möglich, trockenen Fußes an Land zu gelangen. Ich hoffe, daß auch dieses jetzt dem letzten klar ist.

Dann sage ich dem Journalisten, daß er jetzt noch Fragen stellen darf, was immer er auf dem Herzen hat. Wenn er jetzt aber wieder damit anfängt, nachzufragen, warum ich nicht verheiratet bin, dann ist das Interview beendet.

Der Journalist hat eine ganze Menge Fragen, die die Zuschauer an die TV-Anstalten gerichtet haben. Und was für Fragen!

Nicht wenige wollen wissen, wie mit Haustieren verfahren werden soll. Wüßte ich auch gerne. Insbesondere, da zu den Haustieren ja auch Pferde zählen – es gibt in der Stadt ja sogar eine Trabrennbahn.

Die Versorgung der Kranken und Behinderten nach der Strandung ist ein weiterer Punkt – erstaunlich, daß das in der Wichtigkeit nach den Haustieren kommt! Ich enthalte mich jeden wertenden Kommentares.

Die bisherigen Vorfälle in St. Peter sind natürlich auch interessant. Hunderte von Zuschauern wollen wissen, warum die WBK nicht schon längst einige Divisionen dort abgesetzt hat. Und so bin ich gezwungen, einige Erklärungen zu den Entfernungen im Sonnensystem und zur Himmelsmechanik zu geben. Ich dachte wirklich, daß heutzutage jeder diese Grundkenntnisse der Astronomie mit der Muttermilch einsaugt.

Was passiert mit den Reaktoren? Schön, daß einige Zuschauer auch daran denken. Es wäre wirklich ein großes Problem, wenn wir Fissionsreaktoren verwendeten, etwa Leichtwasserreaktoren oder Hochtemperaturreaktoren oder schnelle Brüter oder heiße Fusionsreaktoren. Aber so einen gefährlichen Schrott stellt heute ja niemand mehr her – trotzdem ist das Wort ‘Reaktor’ immer noch mit einem unheimlichen Nimbus belegt – Tschernobyl, Greifswald, Lobotown, Likasi und Jamshedpur haben ihre Spuren in den Gedächtnissen auch nach dieser langen Zeit hinterlassen.

Fleischmann-Pons-Reaktoren werden, wenn sie nicht ordnungsgemäß heruntergefahren werden und jede Regelung versagt, verschiedene Schicksale erleiden, die ich alle den Zuschauern aufzähle: Einige werden sich überhitzen. Die Kristallfehlstellen im aktiven Material heilen aus, und dann kühlt der Rest einfach ab. F-P-Reaktoren, die nicht den Hitzetod sterben, werden an Heliumvergiftung verenden und ebenfalls abkühlen. Außerdem werden zahllose Pumpen und Sicherheitsventile, die nicht mehr angesteuert werden, ermöglichen, daß der Druck in den Druckbehältern sinkt. Dann erlischt die Reaktion sowieso. Was immer passiert, ein F-P-Reaktor stirbt einen unauffälligen Tod. Er explodiert nicht und er verseucht nichts. Das allerschlimmste, was passieren kann, ist eine Art Dampfkesselexplosion – dann müßten aber auch alle Sicherheitsventile versagt haben.

Ein Zuschauer will wissen, was mit seinem Steinweg-Flügel passiert. Ein uraltes Instrument aus dem zwanzigsten Jahrhundert, und entsetzlich

wertvoll. Ich kann ihm nichts versprechen. Im Gegenteil benutze ich die Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß niemand mit dem Versuch, materielle Werte zu retten, die Rettung von Menschenleben gefährden darf.

Ein anderer Zuschauer hat die glänzende Idee, alle Bäume des Stadtwaldes zu fällen und zu Einbäumen umzuarbeiten. Hätte der Interviewer mich nicht vor so weit hergeholten Ideen abschirmen können? Ich schlage dem betreffenden Zuschauer, der wohl irgendwo in der Stadt zusieht, vor, schon mal mit einem Baum anzufangen und sich wieder zu melden, wenn der Einbaum fertig ist.

Fehlt nur noch, daß irgendjemand daherkommt und allen Ernstes vorschlägt, aus dem Holz des Stadtwaldes große Segelschiffe zu zimmern!

Als der Interviewer die nächste Frage vorlesen will, unterbricht Michelson, der bis dahin ruhig an einem Schalter gearbeitet hat:

„Frau Pemberton, die Leitwarte ist dran.“

„Ja und?“

„Sie haben etwas auf dem Radar, das auf uns zufliegt.“

„Hufner?“

„Nein. Die Gruppe Hufner ist immer noch auf der Sandbank. Das Objekt ist schneller. Etwa 720 Kilometer pro Stunde, und es ist noch hundertzwanzig Kilometer weit entfernt.“

Einen Moment Stille. Dem Interviewer fällt auch nichts ein, und der Kameramann hält seine Kamera starr auf mich gerichtet.

„Das heißt,“ sage ich, „es ist in zehn Minuten da. Keine Idee, was es sein könnte? Hat Hufner etwas bemerkt?“

„Das letzte weiß ich nicht. Das vorletzte: es ist ein schwaches Echo, erfahre ich gerade, aber die Geschwindigkeit ist eindeutig 720 km pro Stunde. 735, erfahre ich jetzt.“

Wieder einen Moment Pause.

„Eine Cruise Missile.“ sagt Paul. „Fliegt es hoch?“

„Ich frage mal nach.“ erwidert Michelson und wendet sich wieder seinem Gespräch mit der Leitwarte zu. Ich nicke Paul zu:

„Kannst du den Zuschauern mal kurz erklären, was eine Cruise Missile ist? In weniger als zehn Minuten? Ich weiß es nämlich auch nicht.“

Paul bewegt sich zu mir, um ins Blickfeld der Kamera zu kommen. Schließlich sollen die Zuschauer ihn ja sehen, wenn er was sagt. Gleich-

zeitig macht der Kameramann einen Schwenk, um Paul ins Blickfeld seiner Kamera zu kriegen. Dann steht Paul neben mir und der Kameramann hält seine Kamera auf den Platz gerichtet, wo Paul noch eben stand. Der Interviewer grinst zufrieden – solche Patzer mögen die Zuschauer.

Als der Kameramann und Paul sich schließlich aufeinander eingeschossen haben, erklärt Paul:

„Eine Cruise Missile ist ein Begriff, der schon im zwanzigsten Jahrhundert geprägt wurde. Es handelt sich um ein kleines, unbemanntes, automatisiertes Strahltriebwerksflugzeug, das eine Waffe beförderte. Im zwanzigsten Jahrhundert waren es nukleare Waffen, in den Ökokriegen zunehmend Nervengifte.“

Jetzt begreife ich erst: „Das ist eine Waffe? Das heißt, die Stadt wird angegriffen?“

„Kann ich mal ausreden?“ sagt Paul, „Wir haben noch neun Minuten.“

„Ja.“

„Eine Cruise Missile eignet sich ganz hervorragend, um Radar zu unterfliegen, in Baumwipfelhöhe oder tiefer. Im Landesinneren geht das auch ganz gut, aber über offenem Meer und bei unseren modernen Radars müßte die Cruise Missile schon tauchen, um nicht bemerkt zu werden. – Manchmal haben diese Cruise Missiles auch rein defensiven Charakter, etwa den, Kameras zu tragen. An letzteres glaube ich allerdings nicht, denn Bilder von dieser Stadt sind im Moment auf allen Fernsehkanälen zu empfangen.“

„Du denkst also an eine Waffe?“ frage ich. Michelson unterbricht uns:

„Sie sagen, es fliegt zwischen drei und fünfundzwanzig Meter hoch.“

„Wechselt es die Höhe zwischen drei und fünfundzwanzig Meter, oder kann man es nicht genauer messen?“

„Letzteres. Daß heißt, vielleicht auch ersteres. Sie arbeiten dran.“

Scheiße. Was jetzt? Ist es etwas harmloses, oder wenn nicht, was ist es? Bei Nervengiften müßte ich die Menschen in das Innere der Stadt zurückschicken und alle Ausgänge zur Stadtoberfläche wenigstens eine Zeitlang verriegeln lassen. Wenn es eine Bombe ist, dann sind die Chancen vielleicht auf der Oberfläche besser. Oder? Ich weiß es nicht.

„Paul, ich schlage ein Gespräch unter vier Augen vor!“

Wir gehen auf die andere Seite des zentralen Liftschachtes.

„Was soll ich tun? Wenn ich jetzt die Leute in die Stadt runter hetze, gibt es wieder Tausende von Verletzten. Und den Vorbereitungen zur Strandung ist es auch nicht förderlich. Ist es wirklich eine Waffe?“

Paul hat auch einiges von seiner Sicherheit verloren.

„Woher soll ich es wissen? Joycelyn, ich bin kein Hellseher! Ich kann es auch nicht glauben, aber wenn die Leitwarte sagt, da kommt so ein Ding auf uns zu, dann stimmt das! Das haben sie geübt, darin sind sie ausgebildet!“

„Haben sie das? Sie können sich doch irren! Diese Stadt ist doch noch nie beschossen worden!“

„Das ist kein Argument. Die Stadt ist auch noch nie ihrer eigenen Strandung entgegengefahren. – Die Radarfachleute in der Leitwarte würden eine solche Behauptung nur machen, wenn mehrere Geräte eine anfliegende Rakete zeigen. Ein einzelnes Gerät kann immer noch fehlerhaft sein.“

Ich zähle meine Finger, als ob davon eine Erleuchtung kommen könnte. Es sind zehn. Es hat keinen Zweck, sie noch einmal durchzuzählen.

„Es ist schwer zu glauben,“ fährt Paul fort, „daß jemand sich den ganzen technischen Overhead leistet, bloß um Cruise Missiles startbereit zu halten.“

„Es sind noch sieben Minuten. Paul, da drüben steht der Kameramann! Die Sendung läuft noch! Die Zuschauer warten! Was soll ich ihnen sagen?“

Paul denkt laut nach: „Es könnte auch eine Subroc sein. Sie taucht vor der Stadt ins Wasser ein und bringt einen Sprengkörper unter der Stadt zur Explosion. Dann wäre es wieder besser, wenn zu dem Zeitpunkt alle Bewohner der Stadt an der Stadtoberfläche sind.“

„Ach ja, und was hast du noch zu bieten?“

„Leise!“

„Wieso kennst du dich überhaupt so gut in antiker Militärtechnik aus, Paul?“

„Ausgeburd maskuliner Aggressivität! Alle Jungen spielen gerne mit Spielzeug, das knallen kann!“

„Mach keine Witze!“

„Du hast mich gefragt.“ sagt er. Er ist aber nicht eingeschnappt. Aber beunruhigt ist er auch, er versucht bloß, es nicht zu zeigen. Gelingt ihm nicht richtig.

Noch sechs Minuten. Was fliegt auf uns zu? Ein geflügelter Giftkanister, der die ganze Stadt in ein Heerlager von zuckenden Sterbenden verwandeln kann, oder eine Bombe? Jetzt fragen sich die Zuschauer schon, warum die Stadtkommandantin sich nicht äußert. Sie dürfen das erwarten, daß die Stadtkommandantin etwas tut. Aber sie kann nichts tun. Diese Stadt hat keine Waffen, deren Einsatz sie befehlen kann, und sie weiß nicht, was in den nächsten Minuten passieren wird. Und deshalb weiß sie auch nicht, was jetzt, auch für jeden einzelnen, zu tun das Beste wäre. Sie kann nicht einmal Ratschläge geben. Wie kann man kompetent über den Umgang mit einer Waffe reden, von deren bloßen Existenz man bis vor wenigen Minuten selbst noch nichts gewußt hat?

„Wenn ich die Stadt angreifen wollte, und ich könnte es mir aussuchen – ich würde Nervengifte nehmen.“ murmelt Paul.

Er ist jetzt kreidebleich. Er weiß ja auch keine Antwort. Muß sie nicht wissen. Ist dazu nicht verpflichtet. Aber was nützt das? Ich muß sie wissen. Auch, wenn es die falsche Antwort ist.

Nervengifte. Beliebteste Waffe in den Ökokriegen. Ohne große Materialschäden eine große Menge von Menschen umzubringen, zum ökologischen Wohle des Planeten. Da müssen noch viele Geschosse rumliegen, in vergessenen Depots, auf der ganzen Erde. Dann spricht die Wahrscheinlichkeit für eine Nervengiftwaffe.

Aber sich einem solchen Depot in der Absicht, eine solche Waffe zu reaktivieren, zu nähern ist reiner Selbstmord. Eine Fleischmann-Ponskatalysierte Bombe ist viel einfacher und sicherer in der Handhabung. Wer immer sich widerrechtlich in den Besitz solcher Waffen bringt, muß so etwas wissen. Schließlich wurde es oft genug in den Medien durchdiskutiert, aufgrund der Fragestellung, ob man die Erde noch weiter von solchen Relikten, die in zahllosen vergessenen Depots rumliegen müssen, reinigen sollte.

Noch fünf Minuten.

Der Interviewer drüben spricht nichts. Die Zuschauer sehen nur ratlose Gesichter auf den Bildschirmen, und meins ist nicht darunter. Was für eine

jämmerliche Show führen wir vor, was für ein Schmierentheater. Eine klitzekleine Schwierigkeit, und schon wissen wir nicht mehr weiter!

Das ist die Wahrheit, Joycelyn, die ganze Wahrheit. Ein glänzender Zylinder mit Flügeln fliegt auf dich zu, sonst nichts, und du möchtest unter die Bettdecke kriechen und hoffen, daß schon nichts passieren wird. Das ist es, was du bist, Joycelyn: ein verängstigtes Kind, ein dummes, kleines Mädchen.

Ein glänzender Zylinder, der trägt den Tod. Ist das eine Entschuldigung? Der Tod hockt doch überall, an allem technischen Gerät. Auf einer Treppe kann man sich zu Tode stürzen, den Schädel einrammen, auf den Bahnsteigen der Tunnelbahnen bedeutet ein Fehltritt, daß man zwischen Zug und Bahnsteig zerquetscht wird. Warum denn die Angst vor diesem Zylinder, der dir doch ganze zehn Minuten Zeit läßt, etwas zu unternehmen? Du hast doch eine Chance!

Hat nicht ein Philosoph gesagt, in der Stunde der Geburt eines jeden Menschen wird ein Pfeil abgeschossen, der fliegt und fliegt und fliegt, und in seiner Sterbestunde erreicht er sein Ziel. Nichts kann ihn ablenken. Er ist die einzige, verlässliche Sicherheit. Ist das dein Pfeil, Joycelyn? Ist das unser aller Pfeil, fleischgeworden durch die Wahnsinnstat eines Unbekannten, dessen Motivation wir dann nicht mehr erfahren werden?

Michelson kommt um den Zentralschacht herum. Er sieht mich entsetzt an. Mache ich einen so derrangierten Eindruck? Es sind noch vier Minuten, oder? Habe ich die Zeit verschätzt? Passiert es jetzt?

„Frau Pemberton? Es ist weg. Sie sagen, es ist abgestürzt. Glauben sie jedenfalls.“

Dann geht er wieder um den Zentralschacht herum und ist außer Sicht. Nur Paul sieht, daß mich eine Art Heulen überkommt. So ähnlich muß sich eine Schraube vorkommen, die schon beim ersten Eindrehen ihr Gewinde ruiniert hat.

„Geh rüber, Paul! Erzähl ihnen irgendetwas. Mir ist schlecht.“

31. Südkurve

11 Uhr, Mittwoch. 5 Stunden und 180 Kilometer bis St. Peter Ording.

Ich betrete wieder den Kontrollraum. Ich weiß nicht, was Paul den Fernsehleuten erzählt hat, und ich will es auch nicht wissen. Sie sind jetzt weg, und ich will keine Interviews mehr. Paul ist da, Rodrigo und Michelson. Das Team ist vollständig. Mehr will ich nicht hier oben haben.

Es ist immer noch makelloser Himmel da draußen. Wenn jemand mit Raketen nach uns schießt, dann wäre aber der erwartete Orkan durchaus von Nutzen.

Ein Arzt war da und hat mir etwas gegeben. Danach habe ich eine Stunde im Aufenthaltsraum geschlafen. Als ich erwachte, muß wohl noch etwas von dem Zeug in meinem Blut gewesen sein. Ich dachte: Jetzt fahren wir die Stadt noch an Land, und dann ist Feierabend für heute. Wir setzen die Menschen morgen über. Wird schon klappen, mit ein bißchen Umsicht. Hoffentlich wird es nicht zu windig. Ruhig Blut von Gnaden einer Chemikalie.

„Die Kurve, die Einleitung der Kurve in einer halben Stunde – wie geplant?“

„Ja,“ antwortet Rodrigo, obwohl ich die Frage eigentlich mehr in Richtung Paul gestellt habe.

„Was gibt es sonst neues?“

„Da war noch eine Cruise Missile, vor einer halben Stunde,“ antwortet Paul jetzt, „aber die war noch schlechter gezielt. Ging nicht einmal in unsere Richtung.“

„Aha.“

Ich setze mich an einen der Arbeitstische. Der Tisch ist leer. So leer wie mein Kopf.

„Was neues von Hufner?“ Nicht, daß es mich interessiert. Aber sie erwarten, daß ich mich reihum über alles wieder informiere, nach dieser einen Stunde Abwesenheit.

„Nein.“ sagt Michelson. „Sie hocken in ihrer Maschine und beobachten die anderen beiden Flugzeuge – der Bodennebel ist jetzt weg. Niemand läßt sich blicken – nicht die Besatzungen der beiden anderen Flugzeuge und auch sonst niemand.“

„Die hocken da doch wie auf dem Präsentierteller!“

„Sie wollen aber nicht weg. Sie hatten es ihnen freigestellt.“

„Ja natürlich.“

Aus der Höhe des Turmes kann man kaum sehen, wie bevölkert der Stadtwald da unten ist. Manchmal bewegt sich etwas zwischen den Bäumen. Es müßten jetzt so ziemlich alle oben sein. Im Moment grenzt das ja noch an Urlaubsstimmung – Sonne, wenn auch kühl und windig. Wenn der Orkan kommt, dann sieht es schon anders aus.

Außerdem ist das Gros der Stadtbewohner inzwischen in den vorderen Quadratkilometern angekommen. Von hier aus, von der Höhe des Turmes, müßte man ja noch zwölf Kilometer marschieren, und wenn man damit erst anfängt, wenn die Stadt strandet, dann ist es zu spät.

„Die ISAAC ASIMOV läßt fragen, wo die Luftaufnahmen der Sandbank bleiben.“

„Zur Zeit.“ sage ich.

„Sie brauchen sie aber, um...“

„Zur Zeit!“

Ich springe auf.

„Erst müssen alle Stadtbewohner an Land gebracht worden sein. Dann müssen alle die Sandbank und den Strand in Richtung Festland verlassen haben. Dann muß der Orkan vorbei sein, der sowieso die Sandbank verändern wird. Dann erst machen wir Luftaufnahmen – wenn wir dann noch ein Flugzeug haben. – Außerdem – können sie nicht aus dem Orbit ein paar Aufnahmen machen?“

„Die Luftunruhe und die Wolken...“

„Trotzdem. Eins nach dem anderen!“ Ich bleibe stehen, weil ich gemerkt habe, daß ich dabei bin, wie eine gefangene Tigerin im Käfig auf und ab zu laufen, immer an den Gitterstäben entlang. Es muß lächerlich aussehen. – Und es muß verdammt egal sein, ob es lächerlich aussieht.

Hast du wirklich ein Recht, so selbstsicher Entscheidungen zu treffen, Joycelyn? Aber diese Entscheidung ist doch eigentlich ganz klar. Das ist doch eine völlig andere Situation als die Sache mit der Cruise Missile vorhin.

„Elf Uhr Fünfzehn,“ sagt Rodrigo, „in zehn Minuten fangen wir an.“

„Ich übernehme das Situation Board.“ sage ich und setze mich auf den Kontrollstuhl, „Ich will wissen, wo und was kaputt geht. Ich will alles wissen.“

„Das tun die in der Leitwarte schon. Ich meine, man sollte sich nicht mehr als notwendig an den Stadtrechner wenden.“ sagt Paul und setzt sich neben mich, „laß mich das bitte machen, Joycelyn. Es ist mein Job!“

Ich lasse ihn machen. Was bleibt mir anderes übrig? Wenigstens die elementarsten Fehler der Straub will ich nicht nachmachen. Kompetenz von Vorgesetzten heißt, die Kompetenz von Mitarbeitern zum Zuge kommen lassen.

Die Minuten verrinnen. Ich nehme ein Glas und sehe mir den Westhorizont an. Nichts. Noch nichts.

Paul beugt sich zu mir rüber: „Da ist in der Leitwarte ein junger Mann zusammengebrochen, einer der Radaroperatoren. Die Anspannung, ob er der Stadtkommandantin die anfliegende Cruise Missile melden sollte oder nicht, das war zuviel für ihn.“

„Das sagst du nur, um mich emotional zu stabilisieren. Das hast du dir ausgedacht.“

„Hätte ich tatsächlich, wenn es nicht wirklich passiert wäre. Es ist aber passiert.“

„Wieso macht einer mit so einem schwachen Nervenkostüm Radaroperator?“

Kaum gesagt hätte ich mich am liebsten auf die Lippe gebissen. Wieso macht eine mit so einem schwachen Nervenkostüm Stadtkommandantin?

„Wir sind kein Kriegsschiff. Von Feindeinwirkung steht in unseren Verträgen nichts drin.“

Nett von ihm, daß er so drüber hinweggeht.

„Elf Uhr fünfundzwanzig,“ sagt Rodrigo, „es geht los.“

Von jetzt an werden wir wie geplant in einer weiten Kurve mit dem Radius 108 Kilometer fahren, bis wir in St. Peter sind.

Sekunden vergehen, dann Minuten. Es kommt keine Alarmmeldung, weder direkt vom Stadtrechner noch von der Leitwarte.

„Ich wollte nichts versprechen,“ sagt Paul, „aber es ist möglich, daß die Vorschädigung der Stadt um Sektor C7 weitere Beschädigungen verhin-

dert. Außerdem ist der Kurvenradius ja etwas größer als der, den du im Nordatlantik gefahren hast.“

Vorwurf oder nicht? Ich fürchte, ich bin auf dem Gleis jetzt sehr empfindlich. Aber daß uns jetzt nicht die Meldungen von Wassereinbrüchen aus weiteren Stadtbezirken jagen ist ja auch sehr schön.

Um 11:50 stehe ich aus meinem Sitz auf.

„Meine Herren, dieses wenigstens wird keine weiteren Aufregungen bringen. Ich glaube, ich lasse die Verpflegungsdienste uns das Mittagessen bringen.“

„Ich glaube,“ unterbricht Michelson, „wir werden vielleicht noch nicht ans Essen denken.“

„Wieso denn nicht?“

„Hufner meldet sich nicht.“

Paul steht auch auf: „Hufner meldet sich nicht? Das gibt’s doch nicht! Versuch’s doch nochmal. Vor kurzem hat er uns doch noch mitgeteilt, wie menschenleer und einsam der Strand und die Sandbank aussehen!“

Michelson beschäftigt sich mit dem Funkgerät. Außerdem fragt er in der Leitwarte nach, ob es dort einem der Funker gelingt, mit der Gruppe Hufner Kontakt aufzunehmen.

Es gelingt nicht.

32. Miriam Ugawe

12 Uhr, Mittwoch. 4 Stunden und 144 Kilometer bis St. Peter Ording.

Auch wiederholte Versuche der Kontaktaufnahme mit der Gruppe Hufner mißlingen.

Ich setze mich mit dem Flugdienst in Verbindung. Ich brauche einen Freiwilligen, der mit einem schnellen Flugzeug aus großer Höhe einmal nachschaut. Das Flugzeug muß so schnell sein, daß es vor dem Orkan notfalls wieder zur Stadt zurückkehren als auch auf der Sandbank landen könnte. Haben wir sowas?

Haben wir, wird mir mitgeteilt. Die Freiwillige ist auch schon da. Als sie sich mit mir in Verbindung setzt, bin ich einen Moment verblüfft.

„Sie sind...“

„Miriam Ugawe. Pamela war meine Zwillingsschwester.“

„Das wußte ich nicht, daß sie zwei sind.“

„Waren.“

„Ja, natürlich, waren. Sie waren beide in der Fliegerei, beruflich?“

Sie nickt. Mehr kann ich aus ihren dunklen Gesichtszügen nicht herauslesen. Sie ist nicht sehr gesprächig.

„Sie brauchen mir nicht zu erzählen, warum sie sich freiwillig gemeldet haben. Aber bitte, seien sie vorsichtig. Nehmen sie einen Kameramann mit?“

„Nein. Ich nehme einen Duocopter. Wendig und schnell genug. Das Modell wird auch von den Streitkräften der WBK eingesetzt, aber unserer ist leider nicht bewaffnet.“

„Aber mit einem Duocopter können sie etliche Passagiere mitnehmen!“

„Ich möchte aber nicht!“

Sie sieht mich durchdringend an. Was soll ich machen? Sie ist die Fachfrau. Und sie hat eine persönliche Rechnung zu begleichen. Ich habe den Verdacht, daß sie sich eher in Gefahr bringen wird als ein anderer Pilot. Aber genauso habe ich den Verdacht, daß sie jetzt auch ohne meine Genehmigung starten würde. Und wenn sie niemanden mitnehmen will, dann wird sie ihre Gründe haben.

„Gehen sie mit Gott!“

Sie reagiert nicht auf die antiquierte Floskel. Mir fällt auf, daß ich sie in genau einer solchen Situation verwendet habe, in der sie schon immer verwendet wurde: Nämlich, wenn jemand auf eine Mission geschickt wird, auf der eventuell Menschenleben ausgelöscht werden. Gott läßt bemerkenswert viel mit sich machen, ohne zu protestieren.

Der Bildschirm erlöscht. Sie muß in Sprintweite von ihrer vollgetankten Maschine gestanden haben – schon nach siebzig Sekunden sehe ich hinter einer der nordöstlichen Stadtkanten den zweirotorigen Hubschrauber aufsteigen. Er legt sich in die Kurve und kommt schnell näher. Sie weiß wohl, in welchem Turm wir sind. In kaum vierzig Metern Abstand fliegt sie vorbei. Sogar durch das dicke Fensterglas dieses Kontrollraumes dringt das Dröhnen der Motoren. Die zweirotorigen Hubschrauber sehen sehr gefährlich aus und sie sind es im Kampfeinsatz auch. Wie ein böses, bissiges Rieseninsekt, das statt seiner Flügel an jeder Seite einen Rotor hat.

Dieses Insekt aber kann nicht beißen. Ich versuche, ob ich einen Blick auf Miriam Ugawe in der Pilotenkanzel erhaschen kann, aber es gelingt nicht.

Dann verschwinden sie nach Süden, mitten in die blitzende Sonne.

„Die sehen wir nicht wieder.“ sagt Paul.

„Dann hätte ich sie nicht fliegen lassen dürfen.“

„Dann hätte sie dich zerrissen.“

„Warum ist sie denn noch nicht früher zu mir gekommen?“

„Ich weiß nicht. Da haben wir ja alle noch auf Neuigkeiten von Hufner gewartet.“

Er sieht nach Westen. Ich folge seinem Blick.

Der Orkan läßt sich immer noch nicht blicken.

33. Schrottbombardierung

13 Uhr, Mittwoch. 3 Stunden und 108 Kilometer bis St. Peter Ording.

Es hat doch noch ein Mittagessen gegeben. Es wäre zwecklos, sich jetzt schon kasteien zu wollen. Wir werden unsere Kräfte noch brauchen.

Während wir uns von verschiedenen Punkten der Stadt berichten lassen, wie die Vorbereitungen zur Strandung stehen, deutet Paul plötzlich nach Westen. Ich sehe es sofort: Ein feiner Wolkenstreifen, dicht über dem Horizont. Vor fünf Minuten, als ich zum letzten Male hingesehen hatte, war er noch nicht da. Man kann sich gerade eben noch einbilden, daß es sich vielleicht um eine optische Täuschung handelt. Nur eine Minute später kann man sich das nicht mehr einbilden.

Wir verfolgen nebenbei die permanente Übertragung aus der Maschine von Miriam Ugawe. Sie hat zwei Kameras fest in der Maschine installiert, die das ganze vordere Blickfeld überdecken. Sie hatte zunächst nur einen Überflug in einer Höhe von zweitausend Metern gemacht, dann, nach einer Wendung über der Eidermündung, ist sie auf zwanzig Meter runtergegangen. Im Moment sehen wir auf den Bildschirmen Buschwerk vorbeirasen – fünfzig Zentimeter unter dem Fahrwerk der Maschine.

Ihr Flugstil ist aggressiv. „Sie geht ran wie Büchler“, sage ich, weil mir eine Redewendung aus alter Zeit einfällt.

„Ran wie Blücher.“ sagt Paul.

„Was?“

„Es heißt: ‘Ran wie Blücher’. Nicht ‘Büchler’.“

„Ja? Wer war denn das?“

„Das weiß ich auch nicht.“

Wir verfallen wieder in Schweigen. Ran wie Büchler oder Blücher – wer wollte es ihr verdenken? Wenn ich eine Schwester so verloren hätte, dann wäre mein liebstes Spielzeug jetzt wohl auch eine Bordkanone, unabhängig davon, ob das das weiseste Vorgehen wäre oder nicht. Aber haben wir denn angefangen, zu schießen?

Inzwischen läßt sich mit bloßem Auge vom Turm aus sehen, daß hinten, auf der Höhe von Sektor C7, ein Meeresarm die Stadt ganz überquert. Ohne Boot oder Flugzeug ist der hintere Stadtteil von hier nicht mehr zu erreichen. Ich hoffe, daß jetzt keine Menschen mehr da drinnen sind. Wir können nichts mehr für sie tun. Paul rechnet damit, daß durch die mechanische Belastung der Kurvenfahrt der hintere Stadtteil ganz von uns abbrechen wird, wie der Schwanz einer Eidechse.

Wir werden nichts davon merken. Die Zerstörungen der zerreißenen Stadt sind etwa bis zur Sektorreihe 10 fortgeschritten. Zwei weitere Kilometer, und wir müßten diesen Turm räumen, auch würden dann so viele Datenleitungen betroffen sein, daß die Steuerung der Stadt vielleicht nicht mehr möglich wäre. Aber lange vorher werden wir schon gestrandet sein.

Paul meint jetzt, daß das Abschalten des Stadtrechners etwa fünfzehn bis dreißig Minuten vor Auflaufen das geschickteste sei. Selbst, wenn dann alle Vortriebsmaschinen momentan ausfallen sollten, würden wir noch mit fast voller Geschwindigkeit den Strand erreichen. Außerdem meint er, daß der Sturm eigentlich ein Glück ist, weil er das Hochwasser noch weiter anhebt. Das wird uns dann, bei Niedrigwasser, zugute kommen, wenn wir die Leute an Land bringen.

So zwischen 14:30 und 15:30 sollten alle brauchbaren Boote und Flugzeuge, für die wir Piloten haben, die Stadt verlassen. Wegen des Sturmes mußte ich die Flugzeuge zeitlich vorziehen. Egal, was uns in St. Peter erwartet, vor Beginn des Sturmes sollten sie alle jenseits der Sandbank vertäut liegen. Ich hoffe, daß Miriam Ugawe genügend Ablenkungsmanöver fliegt. Das Ausbooten will ich vielleicht während des Sturmes riskieren, aber das kann jetzt noch nicht entschieden werden.

Wir schauen den startenden Maschinen nach, die dicht an dicht die vordere Runway verlassen. Die breite, eigentlich für Raumfahrzeuge gedachte Runway läßt es zu, zwei oder drei Flugzeuge parallel zu starten. Bis mindestens vierzehn Uhr wird es jetzt über der Stadt sehr laut. Und über der Sandbank vor St. Peter auch.

Ich diskutiere mit Rodrigo, Paul und Michelson, wann wir den Turm verlassen sollten. Eigentlich sollte er den Landestoß aushalten, aber man weiß es so genau auch nicht. Es könnte Verspannungen in der Struktur der Stadt geben, die sich plötzlich lösen und von heftige Beben auslösen könnten.

Nach dem Stranden werden auch die Tunnelbahnen nicht mehr funktionieren. Dann müßten wir auf der deformierten und sich weiter deformierenden Stadt 12.5 Kilometer laufen.

Wir entscheiden uns dafür, bis dreißig Minuten vor dem Auflaufen hier-zubleiben. Dann schaffen wir es gerade noch. Aber wer stellt dann fünfzehn Minuten vor dem Auflaufen den Rechner ab? Alle Kontrollräume und Leitwarten werden bis dahin nicht mehr besetzt sein!

Paul springt auf:

„Ich bin unten, im Rechenzentrum. Ich baue einen Virus, der um 15:45 das gesamte System in die Knie zwingt. Ich wäre ein schöner Fachmann, wenn ich das nicht könnte!“

„Und das schaffst du bis dahin?“

„Ich gebe mir zwei Stunden. Ich kann ihn leider nicht testen, aber ich habe mir schon Möglichkeiten überlegt.“

„Aber – ich habe gehört, daß ein modernes Großrechnersystem ziemlich immun gegen Virusbefall ist!“

„Solche Aussagen stammen von Politikern und Managern, die solche Maschinen verkaufen wollen. Seit solche Viren im zwanzigsten Jahrhundert zum ersten Male geschrieben wurden, hat es nie mehr Rechner gegeben, die immun gegen intelligent geschriebene Viren waren. Frage ist nur, kommt ihr ohne mich hier aus?“

„Wir müssen wohl.“

„Gut. Wenn ich um 15 Uhr hier nicht mehr aufkreuze, dann wartet nicht auf mich.“

Bevor er den Kontrollraum verläßt, nimmt er mich in die Arme und küßt mich auf die Stirn, gleichzeitig meinen Rücken klopfend. Rodrigo verzieht das Gesicht schief und Michelson grinst unverschämt. So geht man eigentlich mit einer Stadtkommandantin nicht um.

„Es wird schon alles gutgehen!“ sagt Paul noch, dann ist er auch schon verschwunden.

„Treffer!“ sagt Michelson.

„Was?“

„Die Ugawe! Das ist vielleicht ein gerissenes Biest! Darum hat sie niemanden mitgenommen! Sie hat einige Tonnen Eisenschrott in der Kabine des Zweischaubers geladen und wirft das Zeug mit einer Hand immer so durch die offene Kabinentür hinaus. Bombardierung wie im ersten Weltkrieg!“

„Kommt das Zeug nicht in die Rotoren?“

„Weiß ich nicht. Jedenfalls macht sie es.“

„Und was hat sie getroffen?“

„Einen PKW. Altes Benzinmodell, vielleicht. Offenes Verdeck. Ich glaube, man nannte es einen Jeep.“

„Waren Menschen dabei?“

„Weiß ich nicht. Das heißt, sie weiß es nicht.“

„Mmh. Interessant. Was macht sie jetzt?“ Ich sehe immer noch endloses Buschwerk auf den Bildschirmen vorbeirasen, dann wieder Wald, dann wieder Sumpf.

„Ich glaube,“ sagt Michelson, „sie sucht noch einen Jeep.“

34. Der Sturm

13:30 Uhr, Mittwoch. 2 Stunden 30 Minuten und 90 Kilometer bis St. Peter Ording.

Der ganze westliche Horizont ist eine einzige Wolkenwand, während bei uns der Himmel noch völlig klar ist. Aber man sieht von Minute zu Minute, wie sich die Luftmassen aufeinander werfen und näherrücken. Noch etwas anderes sieht man: Der Meeresarm, der den hinteren Stadtteil von uns trennt, weitet sich zusehends. Die Stadt hat keinen echten Zusammen-

halt mehr und bricht tatsächlich auseinander. Wir merken hier noch nichts davon, aber in den Siebener- und Achter-Sektoren muß die Stadt recht chaotisch aussehen. Dort dürfte kein Stahlträger mehr unverbogen sein und keine Mauern noch aufeinander stehen. Bald wird es ein fünf mal sechs Kilometer großes Teilstück geben, das im wesentlichen unabhängig von uns seinen Kurs suchen wird, mit voller Maschinenleistung, aber ohne Rechnersteuerung.

Ich spreche mit Rodrigo darüber, ob das eine Gefahr für uns sein könnte. Schließlich könnten sich die beiden Teile der Stadt ja rammen.

„Ich glaube nicht,“ sagt er, „weil wir schneller sind. Der andere Stadtteil ist strömungsdynamisch ungünstiger geformt, weil er sein zerstörtes Gebiet vorneweg schiebt. Deshalb wird uns der Stadtteil erst rammen können, wenn wir schon gestrandet sind. Dann kann es uns aber egal sein.“

Er nimmt das Glas und beobachtet das hintere Stadtstück in seiner ganzen Breite.

„Wahrscheinlicher ist aber, daß der andere Stadtteil an einer anderen Stelle der Küste aufläuft. Das hieße für uns im schlechtesten Falle nichts, im günstigsten Falle eine weitere Wetterbarriere. – Vielleicht blockiert sich der andere Stadtteil aber auch selbst, weil das Wasser hier nicht mehr so tief ist. Es gibt in dieser Gegend Untiefen von bloß 36 Metern, die wir so gerade eben vermeiden. Wir steuern mitten durch. Der andere Stadtteil ist aber steuerlos.“

„Mmh. Ich lasse mich gerne überzeugen. Im Moment beunruhigt es mich aber schon.“

„Das da beunruhigt mich!“ Er deutet auf die näherrückende Wolkenwand. Die Trennlinie von Wasser und Himmel im Westen verschwimmen nebelig.

„Ich fürchte, wir kriegen nicht alle Flugzeuge raus. Wir hätten früher anfangen sollen. Hoffentlich sind sie so intelligent und wissen, wann sie aufhören müssen.“ sage ich mehr zu mir. Rodrigo kommentiert es nicht.

Auf den hinteren Stadtteil fällt bereits der Schatten, der rasch näherrückt. Das, was den Horizont im Westen verschmiert hat, ist wohl eine Regenwand, die dem Schatten auf dem Fuße folgt. Die Wolkenoberkante über uns marschiert zum Zenit. Gleich ist es soweit.

Das Visiophon schrillt. Rodrigo geht hin. Es ist die Leitwarte. Sie haben schon wieder eine Cruise Missile geortet. Es ist restlos klar, daß sie in St. Peter abgeschossen worden ist. Sie hält genau Kurs auf uns, ist noch achtzig Kilometer entfernt und genauso schnell wie die anderen.

Rodrigo sagt nach dem Gespräch zu mir:

„Wir können überhaupt nichts tun. Wir wissen nicht, was dieses Geschloß an Bord hat, oder ob es nicht vielleicht schon wieder zu früh abstürzt. Jeder Zirkus, den wir anstellen, würde die Strandungsvorbereitungen blockieren. Und das kann uns teuer zu stehen kommen.“

Er hat eigentlich recht. Es gibt überhaupt keine Grundlagen, um irgendeine Entscheidung zu treffen. Vielleicht läßt sich das sogar objektiv feststellen. Aber der Betroffenen, die eine Entscheidung fällen muß, wenn überhaupt eine gefällt werden muß, wird der Blick durch diesen Zwang eingeeengt und blockiert. Objektivität ist schwer, wenn man nachher die Schläge bekommt. Und wenn es keine mathematischen Gewißheiten gibt. Wäre das Leben einfach, wenn man sich richtige Entscheidungen einfach ausrechnen könnte! War das nicht Blaise Pascal, der seinerzeit seine Arbeiten mit solchen Hintergedanken gemacht hat?

„Sie braucht noch ungefähr sechs Minuten, nicht wahr?“ versuche ich ruhig zu klingen.

„Ungefähr.“

„Die Ugawe hat sich schon wieder gemeldet,“ ruft Michelson von seiner Konsole aus herüber, „sie hat schon wieder etwas gefunden und bombardiert.“

„Was denn?“

„Genau weiß sie es nicht. Es ist jedenfalls kein Jeep gewesen und auch kein Gebäude. Ich habe auf der Übertragung kaum etwas gesehen. Sie weiß auch nicht, ob sie es getroffen hat. Sie macht jetzt einen neuen Anlauf.“

„Dann interessiert es mich jetzt auch nicht.“ sage ich. Die Cruise Missile macht mir viel mehr Sorgen.

„Aber mich,“ unterbricht Rodrigo, „Joycelyn, wenn das etwas mit der Cruise Missile zu tun hat? Abschußanlage, oder Fernsteuerantenne?“

Ich hänge mich ans Visiophon und versuche, die Leitwartenbesatzung dazu zu bewegen, uns eine Zeitlupenaufnahme der Übertragung aus Ugawes Maschine zu überspielen. Wir kommen nicht dazu:

„Frau Pemberton! Sehen Sie sich’s an! Die Ugawe geht noch einmal ran! Mann!“

Michelson scheint ein Jagdfieber gepackt zu haben.

Die beiden Bildschirme zeigen dicht unter dem Zweischrauber vorbeiraussende Baumwipfel. Dann fällt der Wald plötzlich in die Tiefe zurück, der Horizont kippt, einen Moment blendet die Sonne durch das Blickfeld. Als der Wald das nächste Mal zu sehen ist, sehe ich es auch: zwischen den Bäumen liegen grüne, längliche Zylinder, etwa drei bis fünf Meter lang. Mehr ist in dem Bruchteil der Sekunde nicht zu sehen. trotzdem habe ich eine Idee. Mit einem Sprung bin ich bei Michelson:

„Dieses Mikrofon für die Ugawe?“

„Ja.“

„Ugawe, wenn Sie mich hören: Das sind entweder Tanks oder verpackte Geschosse. Die kriegen Sie nicht kaputt! Sie müssen Fernsteuerantennen finden oder Abschußgeräte!“

Sie antwortet nicht. Natürlich hat sie alle Hände voll zu tun, außerdem ist das, was ich gesagt habe, ja eigentlich ziemlich naheliegend. Wahrscheinlich falle ich ihr auf den Wecker. Daß man als Vorgesetzter immer ein so schlechtes Bild machen muß! Gute Leute wissen schon, was sie tun müssen, und guten Leuten kann man eigentlich nur geben, was sie für ihre Arbeit brauchen: Die Ressourcen und die Informationen.

Wieder huscht Himmel und Wald durch das Blickfeld. Sie fliegt halsbrecherische Manöver. Ob sie Beschuß ausweichen muß?

„Gibt’s keinen Ton?“ frage ich.

„Nur, wenn sie spricht.“ antwortet Michelson, „Eigentlich haben diese Kameras ein eingebautes Mikrofon. Aber ich weiß nicht, warum die Tonkanäle nicht zu uns raufgeschaltet sind.“

Ich deute auf die Regler. Michelson schiebt sie hoch, und das dumpfe Dröhnen des Kabinenraums des Zweischraubers kommt aus den Lautsprechern.

„Oh, peinlich,“ sagt Michelson, „ich hatte es vorhin ganz leise gestellt. Man hört ja eigentlich immer das gleiche.“

„Schon gut,“ sage ich, „dann lassen sie’s ganz leise.“

Dann spreche ich wieder mit der Leitwarte. Die Rakete ist noch 60 Kilometer entfernt. Fünf Minuten.

In einem richtigen ‘Situation Room’ eines Kriegsschiffes könnte man sich jetzt das Radarbild auf irgendeinen Bildschirm überspielen lassen. Aber dieses ist kein Kriegsschiff. Kriegsschiffe gibt es nicht mehr. Dieses ist eine friedliche Stadt, die eigentlich nur aufpassen muß, wo sie hinfährt. Das einem ‘Situation Room’ ähnlichste ist eigentlich die Leitwarte. Deshalb halten sich da auch die meisten Mitarbeiter des Technischen Dienstes auf. Und die sind wesentlich geübter, Störungen in der Abwasserentsorgung der Stadt zu beheben als etwas gegen feindlichen Beschuß zu tun: In dieser Stadt muß keine Toilette länger als fünf Minuten verstopft bleiben. So schnell kann ein Fachmann da sein. – Hilft uns jetzt aber gar nichts. Wir werden nicht von einer Toilette bedroht.

Eigentlich ist es für eine Stadtkommandantin anachronistisch, sich im Turm aufzuhalten, bloß, weil man von da optisch mit eigenen Augen über die Stadt hinwegsehen kann. Die elektronischen Sinne der Stadt reichen ja viel weiter. Aber es ist halt der Arbeitsplatz, an den ich gewöhnt bin. Und es sind nur wenige Leute hier. Ich habe etwas mehr Einfluß darauf, wen ich hier zu Gesicht bekommen will und wen nicht.

Auch eine Stadtkommandantin darf sich seelische Belastungen vom Leibe halten. Die anfliegende Rakete belastet mich schon genug. Noch vier Minuten.

Ich nehme mein Glas.

„Jetzt kannst du sie wohl noch nicht sehen!“ meint Rodrigo.

„Weiß ich. Aber vielleicht das, was sie anrichtet. Wenn sie etwas anrichtet. Oder sag mir einen Grund, warum jemand eine Rakete zum Spaß abfeuern könnte – bloß, um mich zu beruhigen.“

Es paßt alles nicht zusammen. Eine Bonzensiedlung, von hohen Funktionären der WBK, inoffiziell von der WBK geduldet? Dann könnten sie es nicht wagen, vor den Augen der Weltöffentlichkeit diesen Zirkus mit den Raketen und dem Abschießen unserer Flugzeuge zuzulassen.

Oder illegale Siedler, die es vor geraumer Zeit geschafft haben, sich ihren Traum von dem einfachen Leben auf der Eiderstädter Halbinsel wahrzumachen, wohl wissend, daß von der Stadt aus gerade dorthin keine Ex-

peditionen durchgeführt werden? Woher sollten sie das überhaupt wissen, und wieso sollten sie den Aufwand getrieben haben, Raketen startklar zu machen? Wenn man in der Wildnis um die eigene Existenz kämpft, dann hat man anderes zu tun als mit militärischem Gerät herumzuspielen, auch, wenn man solches zufällig unbeschädigt und einsatzbereit vorfindet.

Noch drei Minuten.

Und überhaupt, wie sollten es illegale Siedler in letzter Zeit geschafft haben, auf die Erde zu kommen? Sie müßten ihren Weg über die Stadt genommen haben – das ist es!

„Rodrigo!“ rufe ich, lauter, als es seiner Entfernung zu mir angemessen ist, „Haben wir jemals von der Stadt aus Exkursionen verloren?“

Er sieht einigermaßen verblüfft aus. Dann greift er rasch zum Visiophon und ruft Paul im Stadtrechenzentrum an.

Paul weiß es auch nicht. Solche Informationen sind sicher in der zentralen Datenbank der Stadt vorhanden, in der nachzusuchen er jetzt aber keine Zeit hat. Außerdem will er mit dem Stadtrechner nichts tun was nicht unbedingt getan werden muß. Das System ist ihm einfach zu instabil. Aus diesem Grunde wird sich auch niemand sonst damit beschäftigen.

Rodrigo hängt enttäuscht auf. Wir haben nicht die Zeit, langwierige Recherchen anzustellen, um herauszufinden, wo man sich diese Informationen sonst noch beschaffen könnte. So bleibt uns nur die Vermutung – eine unter mehreren.

Noch eine Minute. Die Rakete ist jetzt etwa 12 Kilometer vom vorderen Stadtrand entfernt und 24.5 Kilometer vom Turm. Vergeblich suche ich mit dem Fernglas den östlichen Horizont ab. Auf diese Entfernung ist natürlich von so einem kleinen Projektil überhaupt nichts zu sehen. Im Unterbewußtsein nehme ich eine helle Welle, die über den Stadtwald huscht, wahr – eine Bö reißt die Unterseite der Blätter nach oben. Dann fällt mir ein, daß es vielleicht nicht geschickt ist, mit einem Fernglas in eine Richtung zu schauen, aus der ein Geschloß ankommt, das, wenigstens im Prinzip, einen nuklearen Sprengkopf tragen könnte. Eine Explosion würde mich noch in weiter Entfernung erblinden lassen, ganz besonders, wenn ich mit einem Fernglas mitten hineinsehe: Der Lidreflex ist zu langsam für einen Nuklearblitz. Hat Paul mir das erzählt? Ich weiß es nicht mehr.

Von einer Sekunde zur anderen sind die Fenster naß und die Sicht ist Null. Ich lasse das Glas sinken. Regenschauer und Wolkenfetzen rasen waagerecht vorbei. Ein dumpfes Dröhnen erschüttert den Turm. Der Sturm ist da.

Ich hatte mir eingebildet, daß in diesen gemäßigten Breiten ein Sturm nicht so heftig wird wie hoch oben im Nordatlantik. Nach wenigen Sekunden weiß ich, daß dies ein Irrtum war. Im Nordatlantik haben wir uns in einer Kette von 'routinemäßigen' Zyklonen befunden. Dieses hier scheint etwas anderes zu sein. In kurzen Momenten gibt der Nebel durch eine Lücke den Blick auf ein Stück Stadtwald unter uns frei. Kurz, aber lang genug, um das helle Holz zersplitterter Bäume zu sehen.

Und bei diesem Wetter befindet sich der größte Teil der Stadtbevölkerung schon oben im Wald, in Erwartung der baldigen Strandung!

Ich haste zum Mikrofon der Rundspruchanlage. Es gibt noch eine Chance: Der Orkan hat das vordere Ende der Stadt noch nicht erreicht. Und ein Problem: Die Rundspruchanlage ist überall in der Stadt gut zu hören, auf der Oberfläche jedoch weniger gut, da an eine direkte Beschallung des Stadtwaldes eigentlich nicht gedacht war. Die Menschen sollten sich ja eigentlich in der Stadt erholen und nicht durch dauernde Durchsagen genervt werden. Noch ein Denkfehler im Design der Stadt: Da aus diesen Gründen die Rundspruchanlage sowieso nur im Notfall benutzt wird, hätte man auch die Stadtoberfläche etwas reichhaltiger mit Lautsprechern ausstatten können.

„Achtung, an alle! Es spricht die Stadtkommandantin! Suchen Sie sofort eine Deckung auf! Es ist mit schweren Orkanböen zu rechnen, die auch Bäume umwerfen! Suchen Sie sofort eine Deckung auf, am besten in dem oberen Stockwerk der Stadt. Helfen Sie behinderten Mitbürgern! Ich wiederhole...“

Ich wiederhole den Spruch einige Male. Dann hänge ich auf.

Inzwischen muß die Rakete die Stadt erreicht haben. Wenn sie tief genug geflogen ist, dann ist sie irgendwo eingeschlagen, sonst fliegt sie jetzt über der Stadt dahin und wird in einer weiteren Minute in etwa auf der Höhe des Turmes sein. Ich frage in der Leitwarte nach.

Es ist wie verhext. Es ist ihnen gelungen, die Rakete bis kurz vor die Stadt zu verfolgen. Dann hat der Sturm einige Radarantennen beschädigt,

und es gibt da eine Menge zusätzlicher Reflexe durch Gegenstände, die chaotisch durch die Luft fliegen.

Radarantennen am vorderen Ende der Stadt sind in dieser Sekunde noch einsatzfähig, aber deren Überwachungsrichtung zeigt auf See hinaus. Die Rakete können sie nicht mehr erfassen. Das heißt: niemand weiß, wo die Rakete jetzt ist und was sie macht.

Der Turm wird erschüttert, als ob jemand mit einem Riesenhammer gegen den Turmschaft schlägt. Normalerweise, wenn solches Wetter zu erwarten ist, werden im Stadtwald Windbrecher aufgezogen, um den Wald vor Sturmschäden zu schützen. Das braucht aber etwas Zeit. Niemand hat daran gedacht. Es würde auch die Leute auf der Stadtoberfläche jetzt schützen.

Joycelyn, hast du wieder etwas falsch gemacht? Ließ sich aus der Beschreibung des Orkans durch die Meteorologen entnehmen, daß besondere Maßnahmen erforderlich sind? Besondere Maßnahmen, die du nicht getroffen hast? Oder ist dieser Orkan stärker als sogar von den Meteorologen erwartet? Böen von 160 Kilometern in der Stunde sind doppelt so kräftig wie solche von 120 Kilometer pro Stunde, und Böen von 200 Kilometern pro Stunde werfen im Stadtwald alles um. Die Meteorologen brauchen sich nur um ein paar Dutzend Kilometer pro Stunde in den Spitzenwindgeschwindigkeiten zu verrechnen – das macht einen gewaltigen Unterschied.

Ich warte auf Schadensmeldungen – von einem eventuellen Raketeneinschlag, von Menschenmengen, die im Wald von Sturm überrascht und von zersplitternden Bäumen zerfleischt wurden.

„Rodrigo,“ sage ich, „bei diesem Wetter können wir nicht übersetzen. Wir bringen keinen Menschen lebend rüber.“

Und nach einer Pause:

„Wenn wir dazu in der Lage wären, müßten wir die Strandung auf morgen früh verschieben.“

Rodrigo sagt nichts. Er weiß genauso gut wie ich, daß das nicht geht. Der Stadtrechner läßt es nicht zu.

35. Zielgerade

14 Uhr. 2 Stunden und 72 Kilometer bis St. Peter Ording.

Miriam Ugawe hat sich gemeldet und gesagt, daß sie in einer Lichtung gelandet ist, um vor dem Sturm Schutz zu suchen. Ob und welchen Schaden sie unserem geheimnisvollen Raketenschützen zugefügt hat sagt sie nicht.

Die Flugzeuge, die wir losgeschickt haben, stehen alle auf der Sandbank und sind vertäut, so gut es eben geht. Trotzdem gibt es erste Berichte von zerstörten Flugzeugen. Ganz besonders macht mir Michelson Mut:

„Die müssen da weg. Das wird Hochwasser geben. Unvermeidlich, bei diesem Sturm.“

„Und wie?“

Weiß er nicht. Ich auch nicht. Ich setzte mich ans Funkgerät und veranlasse die Besatzungen der Flugzeuge auf der Sandbank, so schnell wie möglich das Festland aufzusuchen. Vielleicht schaffen sie es noch. Von den Flugzeugen wird dann wohl nicht viel übrig bleiben. Ich befrage Michelson, was er alles über das Hochwasserverhalten in dieser Gegend weiß. Was ich erfahre, macht mir wirklich wenig Mut: Westwinde und ganz besonders Nordwestwinde können in dieser Bucht ganz erstaunliche Hochwasserstände erzeugen. Michelson meint, daß bei diesem starken Wind die ganze Eiderstädter Halbinsel überflutet werden wird, und sogar weite Teile der anderen küstennahen Regionen.

Wenigstens haben wir von der Rakete nichts mehr gehört. Aber auch das war doch nicht unsere Leistung! Vielleicht hat sie die Stadt überquert, vielleicht ist sie durch den Wind irgendwohin abgetrieben worden, und wenn sie einen nuklearen Sprengkopf oder eine Nervengiftbombe hatte, dann ist diese nicht losgegangen – zu altes Gerät, Programmierfehler, Bedienungsfehler derjenigen, die die Rakete abgeschossen haben. Jedenfalls wird bei diesem Wetter wohl kein weiterer Anschlag auf uns unterommen werden.

Inzwischen kommen die Schadensmeldungen herein. Wie erwartet sind Menschen umgekommen. Sechs Tote und über zweihundert Verletzte, dazu noch einige hundert Vermißte. Ob das nun unter diesen Umständen als wenig oder als viel einzuschätzen ist, darüber denken wir nicht nach.

Ich hätte die Menschen früher in die Stadt runter schicken sollen. Joycelyn, noch fast zwei Stunden bis zur Strandung – bis dahin wird der Sturm vielleicht wieder abflauen. Dann hätte es keine Tote gegeben.

Ich muß mich einfach einen Moment an dem Gedanken hochziehen, was die Straub alles falsch gemacht hätte, sowenig das eine Entschuldigung ist.

Paul meldet sich. Die Virusprogrammierung ist schwerer als erwartet. Wir sollen keinesfalls auf ihn warten, egal, was passiert. Er wird bis zum Schluß alle Hände voll zu tun haben. Dann schaltet er das Visiophon wieder aus.

Der Orkan wirft sich heulend gegen den Turm. Manchmal fliegen Gegenstände gegen die Scheiben, Holzstücke, Blätter. Da bleibt ein Blatt kleben, vom Wind an die Scheibe gedrückt, zwei Sekunden lang, gerade können wir die Äderung erkennen, dann wird es vom Regen wieder wegwaschen.

Die Leitwarte meldet sich wieder. Inzwischen sind so viele Antennen kaputt, daß die direkte Kommunikation mit den Außenwelten nicht mehr möglich ist, nur noch mit den Orbitalstationen. Naja, solange die Relais spielen können, reicht das ja. Außerdem verspreche ich mir von der Kommunikation mit den Außenwelten nicht mehr besonders viel. Die sehen interessiert zu. Das ist doch alles. Wann kriegt man schon einmal solch authentische Unterhaltungssendungen geboten?

Die Zeit vergeht, und wir können kaum etwas anderes tun als zuzusehen, wie der Sturm an der Stadt zerrt und dreht. Jeder hockt in seiner eigenen mehr oder weniger guten Deckung und wartet auf die Strandung. Was jetzt nicht an Vorbereitungen getroffen worden ist, das wird auch nicht mehr gemacht. Vielleicht ist es auch deshalb relativ ruhig in diesem Kontrollturm und in der Leitwarte. Abgesehen von dem Wind, der überall herumtobt.

In einer Nebellücke erhasche ich einen Blick auf die Stadtoberfläche und auf das Meer. Inzwischen haben sich schon wieder große, gischtbedeckte Wogen gebildet und es wird viel Wasser auf die Stadtoberfläche geworfen. Überall rund um die Stadt herum schwimmt Geäst und anderes Holz im Wasser. Das heißt aber auch, daß die Wellen in der Lage sind, die Außenwand der Stadt mit harten Gegenständen zu malträtieren. Es gibt sicher

schon Lecks, um die man sich normalerweise kümmern müßte, ganze Ströme, die sich stellenweise in das Stadttinnere ergießen.

Um 14:17 Uhr meldet sich die Leitwarte. Eine der Vortriebsmaschinen weit vorne im Sektor C25 scheint beschädigt. Die Schraube hat eine Unwucht. Wahrscheinlich Bodenkontakt. Wir können natürlich nichts tun als warten, bis diese Vortriebsmaschine ganz auseinanderfällt. Unter normalen Umständen würde man eine defekte Schraube ja nicht weiter betreiben. Aber wer macht das dem Stadtrechner klar?

Nur eine Minute später melden sie eine weitere gestörte Vortriebsmaschine, auch in Sektor C25. Und um 14:20 ist eine im Sektor C24 dran.

„Da fahren wir über irgendwas drüber.“ knurrt Rodrigo.

„Untiefe oder Wrack? Was meinst du?“ frage ich. Michelson fühlt sich angesprochen:

„Untiefen sind ausgedehnter, und sie wären aus genau diesem Grunde bei den Lotungsarbeiten gefunden worden. Es muß ein Wrack sein. Die ganze Nordsee ist doch voll davon, und nicht alle stehen in den Karten. Nach den Ökokriegen hat sich niemand mehr die Mühe gemacht.“

Das ist eine schlechte Nachricht. Ein Wrack könnte sich so zwischen der Stadt und dem Meeresboden verkannten, daß es von der vorbeidriftenden Stadt aufgestellt wird und dabei den Stadtboden massiv beschädigt. Nicht nur den Stadtboden – im Vergleich zu ihren horizontalen Abmessungen ist die Stadt ja nicht dicker als eine dünne Holztür. Eine dünne Holztür, durch die man hindurchschlagen kann.

Weitere Minuten vergehen. Es kommen keine Meldungen herein. Als um 14:22 keine weitere Schadensmeldung hereingekommen ist, wissen wir, daß Sektor C23 davongekommen ist. Aber das Glück hält nicht an. Um 14:28 – wir sind schon dabei, das Problem zu vergessen – kommt die nächste Meldung aus Sektor C19. Die Leitwarte teilt den Totalausfall einer Maschine in C19 mit, und wenig später stellen sie Wassereinbrüche fest.

Es ist niemand direkt dadurch bedroht, weil die tiefen Stockwerke, besonders diejenigen, die weiter von der vorderen Stadtkante entfernt sind, schon längst menschenleer sind. Aber genau in der Mitte der Stadt gibt es eine Unzahl wichtiger Datenleitungen.

In den nächsten Minuten häufen sich die Meldungen. Bis 14:33 entwickelt sich eine lange Schneise der Vortriebsmaschinenschäden und Wassereinbrüche in C18, C17 und C16.

Mir wird klar, daß sowohl die Leitwarte als auch die Programmierzentrale für den Stadtrechner in C13 liegen – in der geometrischen Mitte der Stadt, auf gleicher Höhe mit diesem Turm. Sie sind zwar in den mittleren Stockwerken etwa zwanzig Meter vom Stadtboden entfernt, aber das ist keine Lebensversicherung. Sie sind genau auf dem Pfad der Schäden, und sie haben noch 5 Minuten Zeit. In fünf Minuten legt die Stadt drei Kilometer zurück – drei Sektoren.

Ich rufe beide Abteilungen an. Sie sollen sofort an die Oberfläche der Stadt und da für zehn Minuten bleiben, auch, wenn sie danach keinen trockenen Faden mehr am Leibe haben werden. Ich sehe widerstrebende Gesichter. Komisch, daß, bei der Abwägung von Naßregnen gegen einen anderen möglichen Schaden für Leib und Leben das Naßregnen immer noch so abschreckt. Ich formuliere den Befehl etwas deutlicher und setze noch einige Worte hinzu, die ich irgendwann Rodrigo abgehört habe. Das verstehen sie, auf diese Weise die klare Überlegenheit der Fäkalrhetorik demonstrierend. Das Visiophon wird dunkel.

Um 14:38 Uhr muß es soweit sein. Die Spannung ist unerträglich, denn ohne die Leitwarte erfahren wir überhaupt nicht mehr, was wann kaputt geht. Was werden sie mich jetzt verfluchen, wenn sie beim Zurückkommen merken, daß die Leitwarte und die Stadtrechnerzentrale keinen Schaden genommen haben. Es gibt da eine Dienstanweisung, daß man mit tiefend nassen Klamotten nicht Räume mit elektronischer und datentechnischer Ausrüstung betreten soll. Das gilt also für die Leitwarte genauso wie für die Programmierzentrale des Stadtrechners. Aber da die zu erwartende Lebensdauer beider Einrichtungen schon deutlich unter zwei Stunden liegt, ist es egal.

Um 14:41 meldet sich Paul. Ich erkenne am Visiophon, daß seine Klamotten offenbar nicht durchgerechnet sind. Interessant.

Er sieht mich und sagt:

„Scheißwetter. Der Rechner tut es noch. Sagt er jedenfalls.“

Ich sage nichts. Auch, als sich wenig später einer der Mitarbeiter der Leitwarte zurückmeldet. Deutlich erkennbar: Pudelnäß.

Wie erwartet sind viele Vortriebsmaschinen in C15, C14, C13, C12 und C11 beschädigt oder ausgefallen. Außerdem gibt es in allen dieser Sektoren massive Wassereinbrüche. Die Lebensdauer der Stadt wäre damit jetzt auf wenige Stunden beschränkt, insbesondere auch deshalb, weil einige der Vortriebsmaschinen, über die ganze Stadt verteilt, keine Verbindung mehr mit dem Stadtrechner haben. Das heißt, sie arbeiten noch, nehmen aber nicht mehr am Lastausgleich teil. Die mechanische Beanspruchung würde sich sogar schon bei einer unbeschädigten Stadt über kurz oder lang bemerkbar machen.

Ich rufe Paul wieder an:

„Paul, wie geht's deinem Virus?“

„Schlecht. Ich glaube, ich schaffe es nicht. Das Betriebssystem wehrt sich verbissen.“

„Nimm's nicht so schwer. Kannst du von da aus den Stadtrechner abschalten?“

„Stromversorgung? Das kann nur die Leitwarte. Aber es ist noch ein bißchen früh dafür. Wir hatten es geplant für...“

„Ich weiß, was wir geplant hatten. Wir haben schon vieles geplant. Die Stadt hält sich nicht dran, und das Wetter auch nicht. Hier regiert der Mitarbeiter Murphy.“

„Der mischt immer mit.“ Paul's Tonfall klingt resignierend.

„Ich schlage vor, du kommst rauf. Wir schalten um 15:15 Uhr ab, dann werfen wir uns alle in die Tunnelbahnen, und ab nach vorne.“

„Und wer steuert die Tunnelbahnen?“

„Scheiße, du hast recht.“ Daran hatte ich nicht gedacht. Die Verkehrssysteme der Stadt werden auch durch den Stadtrechner koordiniert.

Es ist 14:45 Uhr. Zu Fuß braucht man bis zur Vorderkante der Stadt eine Geschwindigkeit von genau zehn Kilometern pro Stunde, wenn man sofort losläuft und auf den durchgehenden Korridoren um 16 Uhr da sein will.

„Paul, wer ist noch bei dir?“

„Niemand.“

„Geh in die Leitwarte. Ich komme auch. Dort zeigst du mir, wie man dem Rechner den Saft abschneidet. Oder du zeigst mir den, der es weiß. Oder weißt du es?“

„Ja, schon, aber...“

„Das ist ein Befehl.“

Ich schalte ab und rufe die Leitwarte an. Sie sollen sofort in die Tunnelbahnen und zur Vorderkante der Stadt fahren. Um 15:30 sollen sie unter allen Umständen die Tunnelbahnen wieder verlassen haben. Ebenso informiere ich noch besetzte technische Kontrollräume im vorderen Teil der Stadt.

Dann wende mich den beiden anderen zu:

„Habt ihr das mitgekriegt?“

Sie nicken.

„Ihr fahrt auch. Gehn wir.“

Ich werfe noch einen Blick in die Runde. Der Sturm rüttelt am Turm. Ob er stehen bleiben wird? Der Strandungsstoß wird ihn kaum umwerfen, aber die Verformungen der sinkenden Stadt werden es möglicherweise schaffen. Dieser Teil der Stadt wird ja vollständig unter Wasser zu liegen kommen.

Außerdem ist der Turm funktionslos, wenn wir erst gestrandet sind. Noch trägt er funktionierende Scheinwerfer, aber denen wird die Energie dann auch über kurz oder lang wegbleiben.

Das war also mein Arbeitsplatz – so viele Jahre lang. Und nur ein paar Tage lang als Stadtkommandantin. Keine Sentimentalitäten, Joycelyn. Hau ab. Man ist an jedem Platz irgendwann ein letztes Mal.

Im Lift denke ich kurz daran, daß der Strom schon jetzt wegbleiben könnte. Dann saßen wir in der Falle. Aber die Treppe dauert zu lange.

Als ich in der Leitwarte ankomme – Rodrigo und Michelson sind vorher zu den Tunnelbahnhöfen abgebogen, ist Paul da und sonst niemand. Er steht vor einem geöffneten Schaltschrank.

„Soll ich dir diesen Schalter anmalen?“

„Ein Schalter? Ist das alles?“ frage ich.

„Es sind mehrere. Der Rechner hat eine redundante Stromversorgung. Ich habe alle bis auf eine abgeklemmt, und das ist dieser Schalter. Das heißt, dieser Schalter schaltet den Strom für einen stärkeren Schalter ein, der wiederum...“

„Ich habe über Elektrotechnik schon einmal etwas gehört!“

„Na gut. Dann weißt du ja Bescheid.“

„Ja. Mein Dank wird tiefend dir auf ewig nachschleichen. Aber jetzt haust du ab. Da ist die Tür.“

„Und du?“

„3 Stunden und 28 Minuten auf der Marathonstrecke. Dann schaffe ich das Stückchen bis vorne wohl auch.“

„Du läufst?“

„Hast du eine bessere Idee?“

„Die Stadt wird stranden, wenn du auf halbem Wege bist, ich meine, wenn du genau um 15:30 Uhr abschaltest!“

„Richtig!“

„Und was willst du dann tun?“

„Weiterlaufen.“

„Und wenn der Korridor...“

„Dann werde ich mir etwas einfallen lassen! Kannst du laufen?“

„Nein. Ich meine, nicht so.“

„Dann hau endlich ab. Bald fahren keine Züge mehr.“

Er steht da wie ein dummer Junge. Ob es seinen männlichen Stolz trifft, jetzt nicht den Helden spielen zu können, weil der Langstreckenlauf zufällig nicht zu seinen Passionen gehört?

„Worauf wartest du? Ich werde mich hier nicht langweilen! Ich werde es genießen, diesem Blechkasten das Lebenslicht abzdrehen!“

Paul geht langsam zur Tür, unsicher.

„Im Laufschrift!“ rufe ich ihm nach. Es wirkt tatsächlich – er geht etwas schneller. Dann schlägt die Tür hinter ihm zu.

Joycelyn, hast du dir das gut überlegt? Paul könnte jetzt der letzte Mensch gewesen sein, den du in deinem Leben, das vielleicht in einer Stunde zu Ende ist, gesehen hast.

36. Der Läufer und die Läuferin

15 Uhr. Eine Stunde und 36 Kilometer bis St. Peter Ording. 36 Kilometer für die vordere Stadtkante, heißt das.

Nein, es ist schon später. Ich sehe über die zahllosen Bildschirme und Anzeigegeräte der verwaisten Leitwarte. Überall schreit die Stadt ihren

technischen Schmerz und ihre zahllosen Leiden heraus. Überall müßte massiv repariert oder auf irgendeine andere Weise eingegriffen werden. Und das wird nicht geschehen, nie mehr.

In etwas über einer Stunde werden die vielen Geräte mangels Strom verlöschen. Den genauen Zeitpunkt weiß ich nicht. Und ebenso weiß ich nicht, wann das Wasser diesen dann verdunkelten Raum erreichen wird. Und genau so wird dieser Raum dann bleiben, für sehr lange Zeit.

Hat es nicht ein Schiff eines dänischen Königs gegeben? Die 'Wasa'? Sie ist gehoben worden, nach langer Zeit unter Wasser. Diese Stadt wird niemand heben können. Es gibt auch keine Museen dieser Größe – nebenbei, was hat man mit jenem Schiff gemacht, als die Erde endgültig geräumt wurde? Was hat man mit den Museumsinhalten gemacht, die auf der ganzen Welt verstreut waren, und die man nicht mitnehmen konnte? – Ich stelle fest, daß ich es nicht weiß. Soviel über diesen Planeten weiß ich nicht, obwohl ich den wesentlichsten Teil meines Lebens hier verbracht habe. Dabei war das doch eigentlich auch ein Grund, diesen Beruf zu wählen! Aber die tägliche Routine, die Müdigkeit nach Dienst. Keine Lust mehr, sich mit ernsthaften Dingen zu beschäftigen. Eine ganze Kultur, eine ganze Geschichte – für mich folgenlos vorbei. Dabei war ich doch an der Quelle – erstens Bewohner des Planeten Erde selbst, und zweitens über die elektronischen Medien in der Lage, mir jedes und alles an Information zu verschaffen, was je geschrieben oder sonstwie niedergelegt wurde. Alle Zeit nicht genutzt. Einfach nur gelebt. Was habe ich falsch gemacht? Was machen die anderen falsch – niemand, den ich kenne, benutzt seine Zeit dazu, sich intensiv mit dem, was die Menschheit an Kultur gemacht hat, intensiv zu beschäftigen. Ist die ganze Kindheit der Menschheit auf der Erde umsonst gewesen? Diese Kindheit, die jetzt definitiv zu Ende gehen wird?

Ich schüttelte die Gedanken ab. Ich bin zu pessimistisch. Es ist ja nicht so, daß sich niemand mehr mit diesen Dingen beschäftigt. Aber man kann sein ganzes Leben nicht damit verbringen, indem man in die Vergangenheit schaut. Und die Zukunft zu bewältigen, das heißt auch, das Tagesgeschäft zu bewältigen. Das hast du doch getan, Joycelyn. Kein Grund für übertriebenen Kulturpessimismus. Die Museumsschätze, deren Original noch in verschiedenen Ruinen auf diesem Planeten verfallen mögen, sind

nicht umsonst geschaffen worden. Hast du das nicht verstanden, in deinen technischen Anfangsvorlesungen? Bei jeder Berechnung geht Information verloren. Entsteht Entropie. Und die ganze Geschichte ist ein gigantischer Berechnungsvorgang, von dem wir noch nicht wissen, was dabei rauskommen wird, und wozu es gut sein wird. Aber die Zwischenergebnisse waren nicht umsonst. – Ich versuche, mich zu erinnern, wer von meinen Lehrern mir diese Sache so dargestellt hat. Es fällt mir nicht mehr ein. Auch ein Zwischenergebnis, das verschwunden ist.

Cheer up, Joycelyn! Sei stolz darauf, daß du dieses gigantische Spiel des Lebens, der Evolution und der menschlichen Geschichte mitspielen darfst. Das heißt leben. Dieses Leben gilt es, zu retten, dins und das von anderen. Es ist sinnvoll, was du machst.

15:05 Uhr. 55 Minuten und 33 Kilometer bis zur Strandung.

Ich rechne mir eigentlich gute Chancen aus. Wenn die Stadt aufläuft, werden zwar überall neue Lecks durch die globale Verformung auftreten und zahllose neue Salzwasser-Quellen im Stadtboden entstehen. Aber ein Volumen von einigen Kubikkilometern vollständig zu füllen kostet schon seine Zeit. Die Korridore werden sich wahrscheinlich nicht bis zur Unbenutzbarkeit winden, und ich hoffe, daß ich einstürzenden Mauern noch ausweichen kann.

Wie ein Schloßgespenst gehe ich durch die Reihen mit den vielen Schaltkonsolen, Anzeigeskalen und Bildschirmen. Da ist die Verbindungskonsole zur Funkstation. Ich könnte jetzt die Orbitalstationen anrufen, wenn ich wollte. Will ich aber nicht.

Da sind auch Geräteschränke. Ich gehe hin und nehme mir eine handliche Stablampe heraus. Dabei fällt mir ein, daß ich für mich selbst überhaupt nicht vorgesorgt habe, was die Zeit nach der Strandung betrifft. Die Temperaturen draußen sind nicht das, was man komfortabel nennen kann.

15:10 Uhr. 50 Minuten und 30 Kilometer bis zur Strandung.

Ich sichte den Geräteschrank weiter. Da sind noch viele nützliche Dinge, aber die Tragekapazität einer Läuferin ist natürlich beschränkt. Ich würde sogar auf die Lampe verzichten, wenn ich überzeugt wäre, daß überall Notbeleuchtung vorhanden sein wird. Aber da in dieser Stadt schon lange nichts passiert ist, was zu einem Test der Notfalleinrichtungen Anlaß gegeben hätte, will ich mich darauf lieber nicht verlassen.

Wenn ich in meinem Leben noch einmal Stadtkommandantin einer anderen solchen Stadt werden sollte, dann werden regelmäßige Notfallübungen alltäglich werden. Vielleicht kann man das sogar in eine aufregende Veranstaltung für die zahlenden Touristen umfunktionieren. Wenn und vielleicht. Das Versprechen ist billig: Wahrscheinlicher wird es ja nie wieder eine solche Stadt geben.

Ich versäume auch nicht, auf die Toilette zu gehen. Nach 15:30 werde ich dazu keine Zeit haben, und vermutlich bleibt das so bis nach der Strandung. Das sind diese Kleinigkeiten, die einem das Leben etwas leichter machen, wenn man nur rechtzeitig daran denkt.

Mit was substituiert man in freier Natur eigentlich Toilettenpapier? In 24 Stunden werde ich das gelernt haben.

15:15 Uhr. 45 Minuten und 27 Kilometer bis zur Strandung.

Die Kollegen müßten teilweise schon die vordere Stadtkante erreicht haben. Leider bietet die Leitwarte keine mir bekannte Möglichkeit, nachzusehen, ob noch Menschen in den Zügen sind, und es ist niemand mehr hier, den ich fragen könnte.

Über den vielfachen elektronischen Geräuschen liegt das Grollen des Sturmes über mir. Ich würde mich wesentlich wohler fühlen, wenn ich an der Oberfläche laufen könnte, und bei gutem Wetter hätte ich das auch getan. Aber es muß ja immer alles zusammenkommen. Bei einem Roman würde man sagen: Typisch: Die Autorin hat wieder keine andere Idee gehabt, um Spannung zu erzeugen, als die, möglichst viele unglückliche Umstände in unwahrscheinlicher Weise zusammentreffen zu lassen.

Aber dieses ist kein Buch. Dieses ist die Wirklichkeit, und ich bin mitten drin. Ein Buch ist nur spannend. Man kann es zuschlagen und etwas anderes machen. Die Wirklichkeit kann man nicht zuschlagen. Dafür kann die Wirklichkeit zuschlagen. Ich weiß, das ist kein Grund, zu hadern. Ohne die Möglichkeit des intensivsten Kontaktes mit der Wirklichkeit hätte sich unser Geist nicht entwickelt, weder evolutionär noch bei jedem einzelnen im Laufe seines Aufwachsens. Trotzdem, die Schläge der Wirklichkeit können gnadenlos sein: Leben ist, dasselbe verlieren zu können.

15:20 Uhr. 40 Minuten und 24 Kilometer bis zur Strandung. Und der Rechner hat jetzt noch zehn Minuten zu leben.

24 Kilometer. Ein bißchen mehr als ein Halbmarathon. Da fühlt man sich noch wohl. Für eine gesunde Läuferin sind 24 Kilometer nichts. Allerdings nicht bei diesem Wetter. Normalerweise laufe ich immer durch den Stadtwald – dieses Mal wird es das erste Mal sein, daß ich in den Korridoren laufe. Und natürlich auch das letzte Mal.

Die meteorologische Station ist jetzt auch nicht mehr besetzt. Ob sie daran gedacht haben, weitergehende Voraussagen anzufertigen und mitzunehmen? Joycelyn, du hast ja auch nicht daran gedacht. Erwarte nicht zuviel.

Jetzt fällt mir auch wieder ein, daß wir ja eigentlich noch die Sandbank aus der Luft genau vermessen wollten, damit die ISAAC ASIMOV landen kann. Hoffentlich haben wir noch ein paar Flugzeuge übrig, wenn der Orkan vorbei ist. Was haben wir denn noch alles vergessen? Was habe ich alles vergessen?

Einen Moment kommt mir die Idee, ob es an der Zeit wäre, berufliche Planungen für die Zukunft zu machen. Dann scheint mir das absurd. Allerdings sieht der Arbeitsmarkt für Stadtkommandantinnen, Schichtleiterinnen und Technikerinnen des nautischen Dienstes schlecht aus.

15:25 Uhr. 35 Minuten und 21 Kilometer bis zur Strandung. Weniger als ein halber Marathon. Noch fünf Minuten für den Rechner.

Fasziniert sehe ich den Schalter an. Wie viele komplexe Vorgänge werden jetzt abgewürgt, wenn ich ihn drehe. Die Regelung des Zuflusses der Auftriebszellen, zum Beispiel. Jede wird mit maximaler Rate volllaufen, ohne Rücksicht auf statischen Randbedingungen. Jetzt spielt das keine Rolle mehr. Dadurch, nämlich durch die unkoordiniert volllaufenden Auftriebszellen und durch die ungeregelt laufenden Vortriebsmaschinen wird die Stadt in der verbleibenden Zeit keinen wesentlichen zusätzlichen Schaden mehr erleiden.

Und natürlich, jedem Blödsinn, den der Rechner noch anstellen könnte, wird auf diese Weise auch vorgebeugt. Auch dem vorhersehbaren sinnvollen Blödsinn, der dadurch eintreten wird, daß die nautischen Funktionen die drohende Strandung schon längst zur Kenntnis genommen haben. Mit Sicherheit werden oben, im Turm und wahrscheinlich auf einigen Bildschirmen hier in der Leitwarte schon die Warnhinweise zu lesen sein. Ich mache mir aber nicht mehr die Mühe, nachzusehen.

Jetzt müssen meine Kollegen an der vorderen Stadtkante angekommen sein. Die Tunnelbahnen sind schnell genug, aber ohne die Rechnersteuerung werden sie festsitzen. Eigentlich kann ich keine Rücksicht mehr darauf nehmen, daß etwas dazwischen gekommen sein könnte. Aber was sollte schon passiert sein? Der vordere Teil der Stadt ist immer noch relativ unbeschädigt.

15:30 Uhr. 30 Minuten und 18 Kilometer bis zur Strandung. Es ist Zeit. Ich gebe dem Rechner noch dreißig Sekunden mehr, bis ich den soliden Griff umdrehe. Er rastet vertrauenerweckend ein. Vielleicht hat irgendjemand diese dreißig Sekunden noch dringend benötigt. Aber dieses Argument kann man auch für jede andere Zeitspanne formulieren.

Nichts geschieht, wenn man davon absieht, daß sich auf einigen Bildschirmen Inaktivität ausbreitet und auf anderen Warnungen erscheinen. Alle möglichen intelligenten Peripheriegeräte und sekundären Computer in der ganzen Stadt werden an der Demission des Stadtrechners Anstoß nehmen. Niemand hat Übersicht darüber, was alles an Funktionalität am Stadtrechner hängt. Das kann man auch von einer Stadtkommandantin nicht verlangen. Ein Wikingerboot war einfacher zu steuern.

Jedenfalls ist die Beleuchtung unverändert. Auch das hätte passieren können und kann auch immer noch passieren: Irgendeine Wechselwirkung der Funktionen des Stadtrechners mit der allgemeinen Brauchenergieversorgung, die sich jetzt in allgemeinem Blackout ausgewirkt hätte.

Ein kurzer Blick in die Runde. Dann bewege ich mich zur Tür und ver falle sofort in den Laufschrift. Diese Fortbewegungsart ist in der Leitwarte eigentlich unüblich. Es ist vielleicht noch nie vorgekommen, und es wird auch nie wieder vorkommen.

Wenig später renne ich über einen der zentralen Korridore. Wahrscheinlich mit meiner üblichen Laufgeschwindigkeit von 11 bis 12 Kilometern in der Stunde. Links und rechts ziehen Parks vorbei. Später werden die Korridore von Geschäften gesäumt sein, aber hier, im Zentrum der Stadt, liegen viele Verwaltungseinrichtungen, und die pflegt man immer durch ansprechende parkartige Anlagen aufzuwerten.

Aus einem dichten, undurchdringlichen Rhododendrongebüsch fegt ein Schatten hervor. Sekunden später läuft Paul neben mir.

„Was machst du denn hier?“ fahre ich ihn an.

„Ich hatte einen Sohlenabriß. Deshalb bin ich weiter vorne in ein Schuhgeschäft eingebrochen und habe mir neue Schuhe besorgt. Dann war nicht mehr genug Zeit für die Tunnelbahn.“

Er lügt. Zum Tunnelbahnfahren hätten auch defekte Schuhe genügt, und er hätte sich später woanders neue Schuhe besorgen können, noch vor der Strandung der Stadt.

Er lügt, aber die Erklärung ist zunächst plausibel und ich kann ihn nicht direkt rügen. Dieses alberne Bedürfnis der Männer, gelegentlich den Beschützer spielen zu wollen, ist manchmal sehr lästig. Und wer wen beschützen wird, das wird die Zukunft zeigen: An seinem Laufstil sehe ich, daß er vielleicht Leichtathletik getrieben hat, aber vom Langstreckenlauf ist er reichlich unbeleckt. Er wird ganz schön fertig sein, nach den zwölf Kilometern, die wir vor uns haben. Wahrscheinlich schon früher.

„Hättest du nicht auch noch eine Lampe stehlen können? Ich weiß nicht, wie lange die Beleuchtung noch funktioniert. Und wenn ich nicht diesen Korridor entlanggekommen wäre, dann sähest du alt aus!“

„Soviel Zeit war nicht!“ verteidigt er sich. Das glaube ich. Insbesondere auch deshalb, weil dieser Korridor auch weiterhin zunächst noch von exotischen Parkpflanzungen gesäumt ist. Bin neugierig, was er sagt, wenn sich herausstellt, daß wir in nächster Zeit an gar keinem Schuhgeschäft vorbeikommen sollten.

Ein kurzer Blick auf seine Füße belehrt mich allerdings darüber, daß er in der Tat andere Schuhe hat. Laufschuhe. Na warte. Nagelneue, nicht eingelaufene Laufschuhe und keine Lauferfahrung. Hoffentlich muß ich ihn die letzten fünf Kilometer nicht schleppen. – Ach was, das muß ich nicht. Und wenn sein Blut seine Sohlen tränkt, ich werde ihn vorwärts jagen. Niemand stirbt an Wund-Blasen.

15:35 Uhr. 15 Kilometer bis zur Strandung. Wir müßten etwa einen Kilometer hinter uns haben. Hinter einigen im Gebüsch versteckten Sportplätzen tauchen die ersten Geschäfte auf. Schon in einem der allerersten, einer Pizzeria, sehe ich eine Bewegung.

„Du dickes Ei,“ sage ich, „lauf weiter! Ich seh mal nach. Da ist ja noch jemand drin!“

Paul läuft nicht weiter, sondern folgt mir in den Gastraum, wahrscheinlich dankbar für die Laufpause. Dieser Heuchler. Als wir zwischen den

leeren Tischen und Stühlen auf den Mann zugehen, der hinter der Theke sitzt und uns gar nicht beachtet, schnauft er immer noch. So ist es mit seiner Kondition bestellt. Na Prost Mahlzeit!

Der Mann hinter der Theke macht einen biedereren und definitiv betrunkenen Eindruck. Er ist unrasiert und paßt so hervorragend in die unaufgeräumte Kulisse. Vor sich auf dem Tisch steht eine kalte, noch nicht angebrochene Pizza und verschiedene Flaschen. Es stinkt, aber ich weiß nicht, wonach.

„Warum sind sie nicht zur vorderen Stadtkante gegangen? Haben Sie die allgemeinen Aufforderungen nicht gehört?“ frage ich den Mann, der uns bis jetzt immer noch nicht angesehen hat. Er muß etwa fünfzig sein. Statt einer Antwort hebt er die eine Flasche, die er in der Hand hat, und trinkt direkt daraus mit langen Zügen. Die Flasche sieht teuer aus – vermutlich ein alkoholisches Getränk.

„Sie werden eine Alkoholvergiftung bekommen, wenn sie das Zeug so pur trinken!“ stellt Paul fest.

„Ach was? Werde ich das?“ Mit unstetem Blick nimmt er uns endlich zur Kenntnis.

„Sehe ich vielleicht betrunken aus? – Ach was. Bin ich doch schon längst. Aber ich muß noch viel betrunkenener werden.“

Er nimmt eine andere Flasche. Sieht aus wie Whisky, soweit ich das beurteilen kann. Steht auch drauf. Auch hier nimmt er nicht den Umweg über ein Glas.

„Bah. – Wissen Sie, was ich bin? Ein Feigling bin ich, das ist es, was ich bin. Meine Frau – die war anders. Das Zeug, das wir gegen die Insektenlarven in den Vorratskisten haben, hat sie in eine Pizza gemischt, hat es den Kindern gegeben und selbst gegessen. ‘Was ist das noch für ein Leben?’ hat sie gesagt und recht hat sie. Das ganze Leben haben wir uns dieses Geschäft aufgebaut, und jetzt wird alles zu Schrott gefahren. Was ist denn das noch für ein Leben?“

„Es wird Schadenersatz geben, für alles in der Stadt!“ werfe ich ein.

„Schadenersatz. Wird es eine neue Stadt geben? Hat sich was mit Ihrer schönen Stadt. Ich kann da nicht leben, nicht auf den Außenwelten. Immer in Plastikkuppeln. Ich brauche den Himmel. Den Sturm. Das haben sie uns doch schon so lange weggenommen. Scheiß-Welt-

Entvölkerungskonferenz. Ein Mensch braucht seine Erde unter den Füßen, sonst ist er kein Mensch.“

Ich habe den Eindruck, daß es jetzt nicht an der Zeit ist, die Politik der WBK zu diskutieren.

„Ich bin hier aufgewachsen.“ fährt er fort. „Meine Frau ist hier aufgewachsen. Unsere Kinder. Wir haben die Illusion einer richtigen Welt noch gehabt. Alles kaputt.“ Noch ein Zug aus der Flasche. Sollte ich versuchen, ihm die vergiftete Pizza wegzunehmen? Ich habe das Gefühl, er würde mich nicht lassen.

„Joycelyn, wir müssen gehen. Du kannst hier nichts mehr tun!“ flüstert Paul mir zu.

Der Mann fixiert mich genauer. Erkennt er mich?

„Alles kaputt,“ wiederholt er, „bloß, weil so eine großkopferte Göre nicht weiß, wie man eine Stadt steuert. Alles kaputt.“

Dann stiert er wieder vor sich hin und fängt an, mit bloßen Händen, Stücke von der Pizza abzureißen und in den Mund zu stopfen. Paul zieht mich energisch hinaus. Von der Tür aus sehe ich noch, wie der Mann aufsteht, immer noch die Pizza in sich hineinstopfend, und durch die Küche nach hinten geht.

„Marreiken. . . jetzt komme ich. Ich komme! Marreiken!“

Das ist das letzte, was ich von ihm höre und sehe.

Als wir Minuten später wieder über den Korridor laufen, habe ich noch öfter den Eindruck, als ob hier und dort noch Menschen in der Stadt sind. Manchmal ist es ein Schatten in einem der Geschäfte, manchmal auch nur ein unbestimmtes Gefühl einer Gegenwart. In keinem Falle sehen wir noch einmal nach.

15:50 Uhr. Noch zehn Minuten und sechs Kilometer bis zur Strandung. Es kann natürlich sein, daß wir eine tiefere Sandbank bei unseren Lotungen übersehen haben. Dann wird es noch schneller passieren. Während wir laufen, versuche ich, den Ausdruck ‘Großkopferte Göre’ aus meinem Bewußtsein zu verbannen. Es gelingt sehr schlecht. Eigentlich gelingt es gar nicht. ‘Großkopferte Göre, die nicht weiß, wie man eine Stadt steuert.’ Scheißgefühl.

Im Moment laufen wir durch ein Stadtviertel mit Farmbetrieben. Die Geschäfte sind wieder dünner gesät, dafür sind die Seiten des Korridors

wieder durch exotische Pflanzen gesäumt. Dann führt der Korridor über eine Brücke, und unter uns zieht ein weiter Schwimmbadteich vorbei. Normalerweise würde das Zwitschern von hunderten von Kinderstimmen zu uns hinaufdringen. Jetzt liegt der Teich leblos da, und die Wälder mit den eingestreuten Liegewiesen an seinem Ufer schweigen. Ein Teich auf einem fernen Planeten, unter einem leuchtstofffarbenen Himmel. Noch stehen sie im Lichte der zahllosen Lampen, die eine möglichst natürliche Beleuchtung erzeugen sollen. Noch laufen die Reaktoren, die diese Lampen versorgen. Natürlich ist es Blödsinn, aber mir kommt der Gedanke, ob dieser Wald weiß, daß seine künstlichen Lichtquellen bald verlöschen werden.

Bevor der See aus unserem Blickfeld verschwindet, sehe ich in einiger Entfernung etwas auf dem See treiben, das unverkennbar die Umrisse eines menschlichen Körpers hat. Eine mit einem Badeanzug bekleidete weibliche Leiche. Oder, aus unserer Entfernung ist es ja kaum zu entscheiden, jemand, der sich in Verkennung der bedrohlichen Situation das Vergnügen gönnt, sich auf dem jetzt menschenleeren Teich treiben zu lassen.

Ich weiß nicht, ob Paul es gesehen hat, und ich ignoriere es auch. Wir können uns nicht um jeden Menschen kümmern, den wir jetzt noch vorfinden.

Auch um den nächsten nicht. Er liegt mitten auf dem Korridor. Dem Aussehen und der Kleidung nach ein Geschäftsmann. Sein Kopf ist deformiert und liegt in einer Blutlache, die schon eingetrocknet ist. Da hat irgendjemand noch das Durcheinander der Evakuierung für eine spontan ausgeführte Straftat genutzt. Ich kann es nicht ändern, daß auch diese Stadt ihren sozialen Bodensatz hat, für den eine Stadtkommandantin auch ihre Arbeit tut, genau wie für jeden anderen. Und der Täter wird unter den Geretteten sein...

Paul und ich halten nicht einmal an. Und keiner von uns hat angenommen, daß der andere anhalten würde.

Gerade noch denke ich während des Laufens darüber nach, wie unbeschädigt die Stadt in diesem Viertel ja noch aussieht, und wie leicht einfache, zur Abstraktion weniger gut befähigte Gemüter daraus schließen könnten, es sei ja noch alles in Ordnung, da reißt uns ein grollendes Knir-

schen aus unseren Gedanken. Nach wenigen Sekunden kommt das deutliche Geräusch zerreißen des Metalles hinzu, und das Rauschen eindringenden Wassers.

Das nach kurzer Zeit alles übertönenden Geräusch kommt von links, soweit wir blicken können, gibt es aber keine sichtbare Veränderung, auch in den abbiegenden Seitenkorridoren, an denen wir von Zeit zu Zeit vorbeilaufen, ist nichts zu sehen.

Wir legen einen Schritt zu. Für eine Hobby-Läuferin, für die 12 Kilometer pro Stunde schon schnell ist, ist ein längerer Lauf mit 13 oder 14 Kilometern pro Stunde zwar schon eine starke Belastung, aber es sind ja auch außergewöhnliche Umstände, und der Adrenalin Spiegel ist die ganze Zeit sowieso höher als gewöhnlich. Ich werde meine Gelenke am Ende dieses Tages spüren.

Dieser Korridor befindet sich etwa zwanzig Meter über dem Stadtboden. Es können also ganz erhebliche Schäden am Stadtboden durch Grundkontakt entstehen, ohne daß wir hier in Gefahr sind. Aber genauso wahrscheinlich können sich größere strukturell zusammenhängende Baueinheiten so verkanten, daß die ganze Stadt durchstoßen wird.

Ich vermute, daß das Geräusch dadurch verursacht wurde, daß Vortriebsmaschinen Grundkontakt hatten. Vielleicht hat die Stadt soeben eine Antriebsschraube verloren.

Während wir uns langsam wieder von dem Geräusch entfernen, spüre ich in den Sohlen das Zittern des Bodens. Und irgendwo aus der Richtung, in die wir laufen, kommt das deutliche Geräusch entweichenden, hochgespannten Dampfes.

Dann ist plötzlich Wasser auf dem Boden des Korridors. Es wird tiefer, je weiter wir laufen, und irgendwo da vorne ist das Geräusch fallenden Wassers zu hören. Dann sehen wir auch schon die Wasserfäden, die aus der Installationsetage über dem Korridor fallen. Wenig später müssen wir an ordentlichen Sturzbächen vorbeilaufen, und das Wasser ist etwa einen Fuß tief.

Ich sehe organische Reste – Blätter, Aststücke, Erde – die vom Wasser mitgespült werden. Es muß von der Oberfläche kommen, vielleicht durch nachlässig geschlossene Zugänge zum Stadtwald an der Oberfläche. Diese Hypothese wird auch verstärkt durch einen kühlen Wind, den wir eine

ganze Zeitlang spüren. Dann nimmt die Wassertiefe auf dem Korridorboden wieder ab.

Die Illusion einer möglicherweise unbeschädigten Stadt kann man sich aber nun nicht mehr machen. Die Anzeichen mehren sich von Minute zu Minute.

Rechts und links sind wieder Geschäfte und Straßencafes. Stellenweise ist der Bewuchs mit exotischen Pflanzen so dicht, daß man sich hier an der Seite des Korridors niederlassen und einen Kaffee bestellen könnte, ohne etwas vom Korridor selbst zu sehen. Allerdings würde uns zur Zeit wohl kaum jemand bedienen.

Als der Korridorboden wieder entgültig trocken ist, wird es 16:03. Die Strandung müßte eigentlich schon längst erfolgt sein. Oder die Anzeichen sind hier unauffällig. Es kommen zwar aus den verschiedensten Richtungen Geräusche, die man in der intakten Stadt üblicherweise nicht gehört hat, aber keines davon deutet definitiv auf die Strandung hin. Uns kann es nur recht sein. Je weniger Hindernisse bei unserem Lauf, desto sicherer werden wir die vordere Stadtkante erreichen.

Allerdings habe ich in meinen Fußsohlen den Eindruck, als ob der Boden ständig zittert. Normalerweise ist der Stadtboden bewegungslos, wie festes Land, selbst bei Sturm und nahe den Außenwänden. Eine Auswirkung der bloßen Größe der Stadt. Als ich Paul bitte, für einige Sekunden anzuhalten, spüre ich es in der Tat deutlich: Der Boden zittert andauernd.

Als wir gerade weitertraben wollen, ruckt der Boden deutlich. Gleichzeitig treibt uns ein betäubendes Krachen die Ohren in den Kopf. Weit vor uns fällt eine einzelne Lampe aus, aber sonst ist nichts zu sehen. Das explosionsartige Krachen geht in ein Brausen über, begleitet von dem Knirschen aufeinandergleitender Metallteile. Immense Mengen Heißdampf, vermute ich – einbrechendes Wasser hört sich anders an. Wie gut, daß wenigstens noch ein paar Wände zwischen der Ursache dieser Explosion und uns sind. Heißdampf könnte uns sehr rasch das Lebenslicht ausblasen.

Wir reden nicht, aber wir laufen so schnell, wie wir können. Ob es ein Fleischmann-Pons-Reaktor war?

Als wir uns von der Geräuschquelle weiter entfernen, wird in der Ferne vor uns wieder das Kreischen von zerreißendem Metall hörbar, gedämpft und dumpf durch vielerlei Wände zwischen dort und hier. Von rechts

drohnt dumpf ein Grunzen herüber, als ob ein gigantisches Wildschwein den Stadtboden aufgrube. Auch von dort ist das Gurgeln und Rauschen eines großen Wasserstromes zu hören. Hinter uns röchelt und stöhnt etwas. Dann flackert die gesamte Beleuchtung, bleibt dann aber doch noch stabil. Da war wohl noch ein funktionsfähiger Ersatzstromkreis.

Und dann gibt es weitere, dumpfe Explosionen – alle weiter weg, aber in kurzer Abfolge. Hörte es sich so an, als Städte bombardiert wurden, in den beiden Weltkriegen und in den Ökokriegen? Die Stadt scheint jetzt nicht mehr zur Ruhe zu kommen. Zuviel Energie ist noch in den verschiedensten Aggregaten gespeichert, allen voran in den Heißwasser und Heißdampf-Inventar der Fleischmann-Pons Reaktoren. All diese Energie neigt dazu, Schäden anzurichten, wenn sie nicht mehr durch eine funktionierende Maschinerie gebändigt wird.

Wir halten beide das maximale Tempo, das unsere Kondition uns gerade noch erlaubt. So ungemütlich es auf der sturmtumtosten Vorderkante der Stadt jetzt sein mag, es ist auf jeden Fall sicherer als hier. – Durchatmen, denke ich, im Laufrhythmus, nicht stolpern, präzise und konzentriert bewegen, auf Hindernisse achten – jetzt bloß keinen Sturz.

Dann, es fährt uns durch Mark und Bein, dringt aus einem der Seitenkorridore zur Linken das ferne aber gellende Schreien einer menschlichen Stimme. So schreit man nur, wenn es unmittelbar ans Leben geht – wenn sich einem ein Stahlträger durch den Bauch bohrt oder wenn man durch plötzlichen Heißdampf gesotten wird.

Paul berührt mich an der Schulter. Jaja, natürlich. Keinen Umweg. Wir laufen weiter. Die Zeit der Samariter ist vorbei. Denk an etwas anderes, Joycelyn – wenn du es wärest, die da jetzt ihren letzten Schrei ausstieße, niemand käme, um deine Hand zu halten, und niemand wüßte je um deine letzte Ruhestätte. Der Tod in der Stadt, die selber ihren Todeskampf führt, ist nicht heroisch – er ist elendiglich. Vielleicht bleibt nur ein beschmierter Stahlträger, oder blutfleckiges Betonmehl, und wenig später wird das Salzwasser alles durchwaschen, und gar nichts bleibt mehr übrig.

Nach vielleicht zwölf Sekunden verstummt das Schreien und kommt nicht wieder. Dafür grollt und schleift es jetzt direkt unter unseren Füßen. Ein Poltern, als ob schwere Aggregate umfallen, dann das unvermeidliche Rauschen einstürzenden Wassers. Als ob es nur auf dieses Signal gewartet

hätte, kommt plötzlich wieder Wasser aus dem Installationsdeck über dem Korridor, erst tröpfelnd, dann Sturzbäche. Mit lautem, scharfen Knall funkt es hinter uns in der Decke, weißes, blendendes Licht wirft unsere Schatten nach vorne. Die gesamte Korridorbeleuchtung verlöscht und flammt wieder auf. Erneute Funken.

Ich sehe mich kurz um. Da fallen zwischen den Sturzbächen des Wassers glühende Metallteile von der Korridordecke herunter. Es sieht nicht so aus, als sei es ungefährlich, jetzt dort hindurch zu laufen. Gottseidank sind wir schon einige hundert Meter weiter.

Ein erneuter Blitz brennt sich in meine Netzhaut ein. Danach sehe ich nichts mehr. War es so hell, daß es mir das Augenlicht...

„Mach die Lampe an, Joycelyn! Nun mach schon!“

Verglichen mit der reichlichen Normal-Beleuchtung des Korridors ist die Stablampe trüb. Ich schalte sie vorübergehend auf die maximale Lichtstärke. Trotzdem tanzen mir noch bunte Flecken vor den Augen, die der Orientierung nicht gerade förderlich sind.

So laufen wir weiter durch die sterbende Stadt. Jetzt, ohne die allgemeine Beleuchtung, scheinen überall Gefahren zu lauern, und die akustischen Mitteilungen darüber treffen aus allen Richtungen ein. Die Insel aus Licht, die wir uns selbst schaffen und in der wir uns bewegen, gibt vielleicht die Illusion der Sicherheit – gleichzeitig scheinen wir aber von übelwollenden Mächten umzingelt zu sein. Das Rauschen unter unseren Füßen scheint mir besonders bedrohlich. Wie lange noch, bis das Wasser das Korridorniveau erreicht hat?

Immerhin kann ich mich zu einer richtigen Entscheidung beglückwünschen: Keine Spur irgendeiner Notbeleuchtung. Ohne die Lampe wäre es jetzt sehr schwierig für uns.

Ein Blick auf die Uhr. 16:15 Uhr. Das vordere Ende der Stadt muß sich schon fest in die Sandbank gegraben haben. Ein Landemanöver, bei dem die Stadtkommandantin nicht zugesehen hat. Aber wie hätte ich das denn tun sollen?

Wir müssen noch etwa zwei bis drei Kilometer bis zum vorderen Ende der Stadt zurücklegen. Ich überlege mir, daß es vielleicht einfacher wäre, jetzt an der Oberfläche der Stadt weiterzulaufen. Aber vielleicht auch nicht: Wenn die Stadt durch ihre erheblichen Bodenbeschädigungen soviel

Wasser aufnimmt, daß sie teilweise schon unter Wasser liegt, dann liegt in diesem Korridor unsere einzige Chance. Denn dann hätten wir über unseren Köpfen bereits Nordseewasser. Kein angenehmer Gedanke. Dann müßte man allerdings auch bemerken, daß der Korridor leicht bergauf führt. Davon kann ich jetzt nichts feststellen. Wir haben allerdings auch keine Zeit für systematische Experimente.

Einige Minuten lang geschieht nichts. Einige Minuten heißt für uns: ein weiterer Kilometer. Wir überlaufen eine Zone, in der kein Wasserrauschen aus der Tiefe zu vernehmen ist, und dann sind wir wieder über einer anderen Quelle, die uns bedrohlich aus der Tiefe zugurgelt.

Dann ist plötzlich Schlamm auf dem Korridorboden. Es wird sehr schnell so tief, daß an ein Laufen nicht mehr zu denken ist. Soweit der Strahl der Stablampe reicht, hört der Schlamm nicht auf. Vermutlich, das heißt, ganz sicher ist er von der Stadtoberfläche hierher gespült worden, aber wie, das können wir nicht erkennen.

„Durch oder drüber?“ frage ich Paul. Das ist mehr als eine rhetorische Frage. Wir könnten uns wahrscheinlich auch in höheren Stockwerken vorarbeiten, aber ohne diesen Hauptkorridor kann man eventuell die Orientierung verlieren. Ich habe überhaupt keine Lust, wieder in das Stadttinnere zu marschieren. Wir haben auch keinen Kompaß, und selbst wenn wir einen hätten, ein magnetischer Kompaß ist im Inneren oder sogar nur in der Nähe der Stadt zur Richtungsfindung etwa so nützlich wie Monatsbeschwerden.

„Ganz rauf,“ entscheidet Paul, „das muß noch möglich sein.“

Es ist ein bißchen schwierig, die Hinweisschilder auf den nächsten Ausgang in den Stadtwald zu finden. Wir müssen in einen Seitenkorridor einbiegen – der wieder völlig ungeschädigt und sauber aussieht – und der führt in ein Treppenhaus. Hier können wir das erste Mal den Strahl der Stablampe zwischen den Treppen nach unten richten und das eingedrungene Wasser sehen, das träge um die unteren Stufen schwappt. Vielleicht dreißig Meter unter uns scheint eine zweite, zappelnde Lampe im Wasser zu schwimmen – das Spiegelbild unserer eigenen Lampe. Dann stürzen wir die Treppe hinauf.

Die Stadtoberfläche ist noch nicht unter Wasser. Das wenigstens sehen wir erleichtert schon bevor wir die Wassertüren öffnen. Aber ungemütlich ist es doch.

Inzwischen scheint der Wind etwas an Kraft verloren zu haben, aber es reicht immer noch, einen umzuwerfen. Es ist auch salziger Gischt in der Luft, und ich nehme an, daß die Randgebiete der Stadtoberfläche schon ganz ordentlich von den Wellen mit Salzwasser zugeworfen werden. Dafür ist nasser Schnee gefallen, der im Schmelzen begriffen ist, und ein weiterer Blick zeigt uns, was vom Stadtwald übriggeblieben ist: Ein Dschungel gestürzter, geborstener und gebogener Stämme. Wie sollen wir da durch kommen? Ein alter Spruch kommt mir in den Sinn: Erst stirbt der Wald, dann stirbt der Mensch. Häuptling Seattle. Wer immer das war. Nicht sehr motivierend, im Moment. Wo geht's jetzt weiter? Das ist wichtig.

Paul errät, was ich denke: „Vielleicht durch den Binnensee!“

Gute Idee. Wo ist der denn?

Bevor wir uns auf den Weg machen, winke ich Paul jedoch noch einmal in den Schutz des Aufgangs zurück. Hier, in der obersten Etage der Stadt, sind teure Luxuswohnungen. Diesem Wetter muß ich mich bekleidungsmäßig etwas anpassen, und Paul auch. Sonst leben wir nicht allzulange. Wir haben noch keine Zeit dafür gehabt. Ich gedenke, zu stehlen. Irgendwo, in einer dieser Wohnungen, muß noch etwas geeignetes sein. Paul findet die Idee nicht schlecht und schließt sich meinem Raubzug an.

Das Unternehmen kostet uns 15 Minuten. Als wir uns kurz vor 17 Uhr wieder am Aufgang treffen, haben wir beide dicke Pelzjacken an. Gewissensbisse haben wir deshalb nicht, weil die eigentlichen Eigentümer sich ja entschlossen haben, diese zurückzulassen und nicht einmal ihre Wohnungen abgeschlossen haben. Ich denke flüchtig daran, daß man einem Politiker ohne weiteres auch daraus einen Strick drehen kann. Sollte ich einmal Memoiren schreiben, dann werde ich diesen Punkt doch etwas umdichten. Andererseits – meine Politikerkarriere ist ja eigentlich mit der Strandung der Stadt schon wieder beendet.

Wir finden den Binnensee. Aber schon die hundertfünzig Meter, die wir über Baumstämme balancierend und unter anderen hindurchkriechend zurücklegen müssen, fordern uns einiges ab. Dazu kommt, daß immer noch die wenigen, stehengebliebenen Bäume jederzeit durch eine Bö um-

geworfen werden können. Es wäre ein jämmerliches Ende für uns, in der hölzernen Umarmung einer Eiche oder einer Fichte zerquetscht und festgenagelt zu werden.

Auf dem breiten, trockengefallenen Uferstreifen des Binnensees kommen wir gut in die Richtung, die wir für Osten halten, vorwärts. Allerdings ist ein Laufen hier kaum noch möglich. Da hätten wir schon mehr Glück haben und auf den Landestreifen des Raumhafens treffen müssen. Ich glaube, Paul ist ganz glücklich darüber, daß wir nicht mehr gezwungen sind, zu laufen!

So um 17:15 Uhr erreichen wir das Ende des Sees. Wir müssen etwa fünfhundert Meter von der vorderen Stadtkante entfernt sein. Hier finden wir auch das erste Mal Menschen.

Es sind nicht wenige. Langsam kommen wir durch den zertrümmerten Wald weiter voran. Jeder freie Platz ist durch ein provisorisches Zelt belegt, Bäume sind beiseitegeräumt, schon zersägt und umgeschichtet worden, um zusätzlichen Windschutz zu schaffen, es haben sich schon Pfade ausgebildet, die matschig und eng sind. Dauernd müssen Entgegenkommende und wir einander ausweichen. Rauch steigt uns in die Nase, trotz des durchnäßten Holzes ist es verschiedentlich gelungen, Feuer zu entflammen.

Manche erkennen mich. Ich werde gefragt, was jetzt geschieht, und ob die Strandung gelungen sei. Gute Frage – das interessiert mich auch. Ich weiß doch genausowenig wie diese Leute. Ich muß ihnen merkwürdig vorkommen, in meiner Unkenntnis.

Immerhin erfahren wir auch etwas. Vor der Stadt ist Land sichtbar, auch wenn die Menschen hier es mit eigenen Augen noch nicht gesehen haben. Ich muß es sehen. Energisch marschieren wir weiter, nach Osten. Es sind ja nur noch ein paar hundert Meter.

Und dann sind wir da. Es gibt noch Reste des Geländers, das überall dort an der Stadtkante zu finden war, wo die Bordwand senkrecht oder wenigstens steil genug ist, um gefährlich zu sein. Vielleicht acht oder neun Meter unter uns ist ein Chaos: Breiig dünendes Wasser, übersät mit Gerümpel, schwimmendem Strauchwerk und zahllosen Bäumen, soweit das Auge reicht. Es sind tatsächlich Boote im Wasser, und ich nehme an, daß das bißchen Windschatten der Stadt und die Dämpfung durch das schwim-

mende Holz die Wellen soweit abgeschwächt haben, daß man deshalb ohne allzugroße Gefahr für Leib und Leben übersetzen kann. Trotzdem sieht es gefährlich aus – schwere Stämme schaukeln auf und nieder, manchmal haarscharf an Booten vorbei.

Land kann ich nirgends erkennen. Vielleicht bin ich da vorhin falsch informiert worden. Bei dieser Sturmflut sollten die Sandbänke ja auch überspült worden sein, und dann kann man in den bis zu siebenhundert Metern, die man von hier überblicken kann, nichts erwarten.

Über das Heulen des Windes höre ich meinen Namen:

„Joycelyn! Paul! Seid ihr’s tatsächlich?“

Rodrigo kommt auf uns zugelaufen, an der Kante der Stadt entlang. Sekunden später steht er neben uns.

„Wie war die Strandung?“ frage ich ihn, „Wir haben da unten kaum etwas mitgekriegt, außer, daß immer mehr kaputtging.“

„Kommt erst mal unter Tage, hier kann man sich ja nicht denken hören!“ überredet Rodrigo uns.

In den nächsten Minuten ersetzen wir die nasse Kälte an der Stadtoberfläche durch die schwüle Nässe eines überbevölkerten Raumes. Wenigstens ist hier nicht soviel Krach. Aber es stinkt. Natürlich, denke ich, Toiletten gibt es jetzt nicht mehr genug. Wo sollen die Leute dann noch hinscheißen? Ab einer gewissen Dichte an Menschen gibt es keine Möglichkeit mehr, sich menschenwürdig zu verhalten. Gelegentlich bekommt man das auf diese Weise deutlich demonstriert.

Der Raum wird vom trüben Licht einer Notbeleuchtung erhellt – so unangebracht die Assoziation ‘hell’ bei der Funzel ist. Immerhin gibt es in der Stadt funktionsfähige Notbeleuchtungen, stelle ich fest. Die Menschen im Raume reden und warten – auf was auch immer. Wahrscheinlich darauf, daß sie übersetzen können, wann immer das sein wird.

„Also, von der Strandung haben wir auch kaum etwas gemerkt. Es muß so ungefähr passiert sein, als wir hier angekommen sind, oder kurze Zeit später – also zum vorherberechneten Zeitpunkt. Die Vorderkante der Stadt hat sich weiter aus dem Wasser gehoben, das Holz, das schon die ganze Zeit vor der Stadt trieb, wurde sichtbar zusammengedrängt, und dann fielen alle Beleuchtungen aus. Ich fürchte, da hat es in der Nähe einige Reaktoren zerrissen.“

„Verletzte?“

„Weiß ich nicht, aber ich fürchte, ja. Sieh dich doch um: Alles ist hier überfüllt. In den unteren Stockwerken steigt das Wasser, und bald wird der Hauptteil der Stadt sinken. Naja, ein Vorteil hat das ja.“

„Ach ne! Welchen?“ frage ich verwundert.

„Die Wälder! Es wird noch mehr Holz an Land getrieben. Vielleicht gibt es hier bald einen solchen Holzstau, daß wir trockenen Fußes das Land erreichen können.“

„Das würde einige Probleme lösen!“ überlegt Paul laut.

„Das würde es,“ fährt Rodrigo fort, „aber ein bißchen weniger Wind wäre dann schon sinnvoll.“

„Weißt du was über den hinteren Teil der Stadt?“ frage ich.

„Nein. Sowie wir wieder einige Funkgeräte in Betrieb haben, werden wir in den Orbitalstationen nachfragen können. Im Moment wissen wir ja überhaupt noch nichts. Nicht einmal, wie weit das Land nun entfernt sein wird, wenn das Wasser abläuft. Und die nächste Wetterentwicklung weiß ich auch nicht.“

„Das wird heute wohl noch nicht wesentlich besser. Ich fürchte, wir werden uns auf wenigstens eine Nacht unter diesen Bedingungen gefaßt machen müssen.“

Das heißt, es wird eine schlaflose Nacht. Ich glaube kaum, daß sich da ein geeignetes Plätzchen finden wird. Ob es aber denen besser gehen wird, denen es heute schon gelingt, an Land zu gehen?

Rodrigo, Paul und ich reden noch einige Zeit weiter, aber es stellt sich eigentlich heraus, daß wir nichts tun können, überhaupt nichts. Es gibt ja kaum Nachrichtenmittel, um irgendwelche Aktivitäten koordiniert in die Wege zu leiten, und wenn es welche gibt, dann wissen wir nicht, wer sie hat.

Wenn Rodrigo also recht hat, und es sich morgen herausstellt, daß man über das zusammengeschobene Treibholzgebirge an Land turnen kann, dann wird jeder für sich seinen Weg suchen. Von einer planvollen Aktion kann dann nicht mehr die Rede sein.

Wir trennen uns dann, ich mit dem Ziel, ‘mich umzusehen’. Das ist das wenige, was ich tun kann.

37. Wem die Stunde schlägt

Rodrigo hatte recht. Nach einer Nacht, die ich im wesentlichen mit ruhelosen Gängen verbracht habe, und mit einigen Nickerchen in irgendwelchen Ecken, zeigt sich der Morgen mit einer vielversprechenden Röte im Osten. Über Nacht hat der Wind die Wolken weggeweht, und etwas besseres als der steife Wind, der übrig geblieben ist, kann man sich nicht wünschen. Dieser Wind wäre immerhin noch stark genug, unangenehmen Wellengang zu erzeugen, die ein Übersetzen mit Booten oder Flugzeugen deutlich behindern würde.

Aber vor der Stadt gibt es keinen Wellengang mehr. Über Nacht sind solche Holzmengen beidseitig an der Stadt vorbeigeschoben worden, daß das Wasser vor der Stadt völlig ruhig ist – jedenfalls dort, wo es noch durch das Treibgut hindurch zu sehen ist.

Die Schwemmholzfläche dehnt sich kilometerweit vor uns aus. Erst in einigen Kilometern Entfernung kann man den Bewuchs des Festlandes erkennen. Nachdem das Wasser der Sturmflut abgelaufen ist, sind die Sandbänke auch unter einem Verhau von Holz verborgen. Kein Gedanke, daß da in nächster Zeit so etwas wie ein Flugzeug landen oder starten könnte.

Schon, als sich die Sonne über den Horizont hebt, setzt der Exodus ein. Es ist keine Panik, die die Leute treibt, die Stadt so schnell wie möglich zu verlassen – für ein panisches Aufunddavon ist auf dem fünf Kilometer breiten Weg an Land eigentlich genug Platz. Aber seewärts ist doch schon zu erkennen, daß große Teile der Stadt bereits von Wasser bedeckt sind. Die Kontrolltürme stehen alle im Wasser wie antike Leuchttürme in der Brandung. Nur wenige Kilometer westlich von der vorderen Stadtkante ist die Brandung damit beschäftigt, die Reste des Stadtwaldes weiter von der Oberfläche der Stadt abzuräumen. Der Treibholzstau an der Küste wird wohl noch einige Zeit zunehmen.

Ich versuche, andere Kollegen des technischen Stadtdienstes zu finden. Es gelingt kaum – die sind irgendwo in dem Gewühl und kaum aufzufinden. Einer, den ich finde, ist damit beschäftigt, mit ein paar tatkräftigen Helfern den Transport von Krankentragen über die Stämme an Land zu organisieren. Die Evakuierung irgendeines Hospitals. Ich lasse ihn natür-

lich in Ruhe. Man muß über jeden Mitarbeiter, der mitdenkt und nicht erst auf Anweisungen wartet, froh sein. Außerdem gibt es noch einen anderen Grund, sich nicht in die Evakuierung der Patienten eines Krankenhauses einzumischen: Ich habe absolut keine Lust, der Straub zu begegnen.

Aber es gelingt mir, einige Leute zu finden, denen es nicht so eilig ist, an Land zu gelangen. Wir treiben sogar weitere Lampen auf. So ausgerüstet können wir einige Expeditionen weiter in die verlassene Stadt hinein unternehmen, um herauszukriegen, ob da irgendwo noch jemand ist, der nicht mitgekommen ist, weil er nicht kann oder nicht will oder nicht ein- sieht, daß es notwendig ist. Der Pizzeriabesitzer geht mir nicht aus dem Kopf. Er kann kein Einzelfall sein.

Wir finden tatsächlich zurückgebliebene Menschen. In einer Hotelzimmerflucht etwa zweieinhalb Kilometer hinter der vorderen Stadtkante – überall dort tropft Salzwasser von der Decke herunter, die Wände sind naß und der Boden glitschig – treffen wir auf einen alten, leicht verwirrten Mann. Wir finden ihn nur, weil er selbst laut rufend orrientierungslos durch die Gänge irrt. Zunächst halten wir ihn für einen Alzheimer-Kranken, oder einen im Diabetes-Koma befindlichen oder etwas ähnliches, weil er sehr unklar daherredet. Allerdings muß man bedenken, daß er eine ganze Nacht durch die finsternen Gänge geirrt sein muß. Wenn man nicht weiß, warum plötzlich die gewohnte Umgebung sich so stark verändert, dann kann auch ein normaldenkender Mensch ziemlich leicht die Übersicht verlieren.

Er ist tatsächlich etwas schwerhörig, aber wir kriegen heraus, daß er hier in der Stadt allein und zurückgezogen gelebt hat. Tatsächlich hat er alle Aufforderungen zur Evakuierung überhört und die Fernsehübertragungen nicht gesehen. Der allgemeine Stromausfall gestern nachmittag kam für ihn wie aus heiterem Himmel. Da er ein völlig zurückgezogenes Rentnerdasein führte, hat auch niemand daran gedacht, ihn zum Mitgehen aufzufordern.

Der Fall gibt schon zu denken. Während einer von uns den Mann nach vorne bringt, überlege ich, wieviele derartig gelagerte Fälle es noch geben mag. Oder gegeben hat – der größte Teil der Stadt ist ja schon weggetaucht. Da sind noch Dutzende von Quadratkilometern der Stadtfläche, wo immer noch Luftblasen sind, wo wir aber nicht mehr hingelangen können.

Und auch hier, 2500 Meter von der vorderen Stadtkante entfernt, sind meistens nur noch die beiden oberen Etagen zugänglich.

Wir finden auch Leichen – mehr als lebende Menschen. Gerade dort, wo man in Treppenhäusern auf den langsam steigenden Wasserspiegel sieht, schwimmen gelegentlich Ertrunkene. Wir durchsuchen einige Wohnungen und Hotelzimmer. In einem Raum finden wir eine junge Frau, die unter einem umgestürzten Regal begraben liegt und offenbar von schweren Keramikvasen erschlagen wurde – wahrscheinlich hat sie das Regal in der Dunkelheit selbst umgerissen. Warum sie der Aufforderung zur Evakuierung nicht gefolgt ist, können wir nicht mehr feststellen.

In einer anderen Wohnung finden wir eine sehr alte Frau im Bett, tot, und in einem Zustand starker Verwesung. Sie umklammert eine Puppe. Am Boden, neben dem Bett, liegen Briefe, teilweise in den Umschlägen, teilweise liegen einige im Bett. Dokumente und Relikte aus einem sehr langen Leben. Dinge, die für sie bedeutungsvoll waren, und für niemanden sonst.

Wir lesen diese Briefe nicht und durchsuchen auch die Wohnung nicht weiter. Der Geruch ist unerträglich. Keine Klimaanlage kämpft mehr dagegen an. Diese Frau muß aber schon seit langem tot sein – länger als die Zeit, die vergangen ist, seit ich den Wassereinlauf in die Auftriebszellen einschaltete. An diesem Schicksal ist die Stadt nicht schuld – jedenfalls nicht durch die jüngsten Ereignisse.

Während wir weitersuchen, denke ich über das Leben nach. Wie jeder Mensch in seiner eigenen Welt wohnt, geformt durch seine genetischen Voraussetzungen und die Zufälligkeiten seines Aufwachsens und seines Lebens. Da bildet sich in seinem Kortex ein einmaliges, auf sein Ich bezogenes Bild der Welt – sein Bewußtsein. Eine ganz spezielle, einmalige Interpretation der Welt. Eine subjektive Interpretation. Vielleicht ist auch nur so eine subjektive Interpretation wirklich eine Interpretation. Die objektive Welt bedarf keiner Interpretation. Sie existiert einfach. Erst ein Ich in der Welt gibt den Dingen in der Welt ihre Bedeutung.

Und diese einmalige Interpretation der Welt, in die niemand hineinsehen kann, muß irgendwann vergehen. Eine logische Folge der Subjektivität. Ohne Sterblichkeit ist vielleicht gar kein Ich, gar kein Bewußtsein möglich. Der Tod ist die Voraussetzung von allem – vom Leben, von der

Liebe, von der Angst, von der Einsamkeit. Und was für eine Massenproduktion von verschiedenartigen Interpretationen der Welt sind schon entstanden. Schließlich hat es, seit Entstehen des Menschen, schon über hundert Milliarden Menschen gegeben. Hundert Milliarden Leben. Hundert Milliarden man die Frage, warum ist mein Leben so und nicht anders? Warum muß ich, gerade ich leiden? Was ist der Sinn hinter dem allen?

Hundert Milliarden mal der Versuch, diesen Sinn zu finden. Ist denn nicht einer dieser hundert Milliarden der Antwort nahegekommen?

Vielleicht sind diese Fragen sinnlos. Genauso ist vielleicht die Frage sinnlos, warum es überhaupt notwendig ist, daß, durch den Menschen in seiner Subjektivität, die Welt so vielfach, und immer wieder, und immer anders interpretiert wird. Ein immenser, philosophischer Aufwand. Und doch, das wissen wir doch alle, ist das Bewußtsein eine notwendige Entwicklung der Evolution, die dem Menschen als Überlebenswerkzeug mitgegeben wurde. Die Evolution entwickelt nichts Nutzloses. Aber der Nutzen heißt nicht Philosophie und nicht Interpretation. Er heißt Überleben. Alles andere ist zufälliges Nebenergebnis. Unser Gehirn ist nicht für Philosophie gemacht, und nicht für Sinnfindung.

Vielleicht ist das der tiefere Grund, daß all die Ergebnisse dieser vielfachen Interpretationen irgendwann, wenn einem die Stunde schlägt, einfach weggeworfen werden. Schon hundert Milliarden mal.

Wir lassen alle Toten, die wir finden, ruhen. Schließlich müssen wir auch darauf achten, daß das steigende Wasser uns selbst nicht einschließt. Gerade, daß wir uns um die wenigen Lebenden kümmern können.

In einer anderen Wohnung, die zwar abgeschlossen war, aber von innen, und deren Tür durch eine Verwerfung der Stadt an dieser Stelle aufgesprungen war, finden wir einen deutlich übergewichtigen Mann in mittleren Jahren am Boden liegend, in verdreckter Unterwäsche und einem See von Scheiße, blau im Gesicht und nach Luft schnappend. Als wir ihn schütteln, faßt er sich nur an die Herzgegend. Er kann nicht klar reden. Koronarinfarkt? Gefäßkrampf vor Schreck, als die Dunkelheit kam? Wie dem auch sei, wir haben nicht die Mittel, einen so schweren Mann zu schleppen, selbst, wenn er es überleben würde. Es entspannt sich ein kurzer Streit unter meinen Helfern – ihnen geht die Atmosphäre der gestorbenen Stadt auch auf die Nerven. Ich versuche mehrfach, den Mann anzu-

sprechen, aber er bringt immer noch keine kohärenten Worte hervor, auch wenn es den Eindruck macht, daß er etwas sagen will.

Wir verlassen den Raum, nachdem ich dem Mann noch einmal gesagt habe, daß wir mit einer Trage wiederkommen, und nachdem wir ihn in das Bett im Nebenzimmer gelegt und zugedeckt haben. Dann lassen wir ihn in der Finsternis zurück.

Das eine Ende dieses Flurs ist naß. Der Wasserspiegel hat diese Ebene erreicht. Wir müssen uns weiter zurückziehen. Ob der Mann gemerkt hat, daß wir ihn anlügen? Daß das Wasser ihn eher erreichen wird als wir mit einer Trage? Ich wünsche mir, daß er stirbt. Noch mehr wünsche ich mir, daß uns nicht noch mehr Fälle dieser Art begegnen.

An anderer Stelle dringt das ferne, schwache aber verzweifelte Pochen von Eingeschlossenen zu uns. Kein Gedanke, festzustellen, wo es genau herkommt. Nicht einmal die Richtung ist klar. Ich sehe die anderen an: Alle hören es, denn alle lauschen, und alle möchten es nicht hören.

Wieviele haben denn noch gemeint, aus welchen Gründen auch immer, die Evakuierungsaufforderung zu ignorieren? Was haben wir falsch gemacht, daß es so viele werden konnten? Wieviele Interpretationen der Welt erfahren jetzt ihre letzte, schreckliche Vollendung, bevor sie für immer verschwinden?

Am Nachmittag geben wir die Expeditionen in das Innere der Stadt auf. Es gibt auch andere Gruppen, die dasselbe tun, und einige, höre ich, arbeiten noch weiter. Wir müssen aber sehen, daß wir uns an Land einrichten. Und da ist ja auch noch das Problem mit diesen Raketenschützen.

38. Alkohol und alles andere

Gegen Abend sind die meisten der Stadtbewohner an Land. Das aufgestaute Holz hat uns wirklich sehr geholfen. Die einzige Methode des Übersetzens an Land, mit der diese Menschenmengen zu bewältigen waren. Und die einzige Methode, an die wir nicht gedacht und für die wir nicht geplant hatten. Merkwürdig – jetzt, wo es geschehen ist, ist es doch so einfach und naheliegend, einzusehen, daß der Stadtwald der sinkenden Stadt ja irgendwo bleiben und bei dem herrschenden Nordwestwind zwangsweise an

die Küste getrieben werden muß. Kein Mensch ist auf diese Idee gekommen! Wie kommt das? Was gibt es noch an naheliegendsten Dingen, die wir nicht zur Kenntnis nehmen?

Das heißt sich auch wieder mit der Philosophie: Wieso übersieht unser 'Überlebenswerkzeug' Gehirn solche naheliegenden, zum Überleben relevanten Dinge? Ist das die Methode der Evolution, uns zu sagen: 'Ihr seid ja noch gar nicht fertig. Ihr seid noch nichts, gar nichts. Erst in einigen Milliarden Jahren...'

Bis zum Abend ist es uns auch gelungen, Funkgeräte zu bekommen. Während die Sonne am immer noch klaren westlichen Himmel dem Horizont zustrebt, haben wir auf der vorderen Stadtkante eine provisorische Leitwarte eingerichtet. Die Kälte wird durch ein großes, prasselndes Feuer an unserer Seite gemildert, eine Idee, die auch andere gehabt haben: soweit man sehen kann, steigen überall an Land Rauchfahnen auf, die dann gleich wieder nach Osten gedrückt werden. An Brennmaterial ist ja kein Mangel. Aber weil alles feucht ist – frisches Holz, und das naß von Regen und Seewasser, kann man eigentlich nur große Feuer unterhalten. Und die machen einen fürchterlichen Rauch. Diese zahllosen Feuerstellen muß man noch hundert Kilometer landeinwärts riechen können.

Es turnen noch immer viele Menschen über die Stämme zwischen der Stadt und der Sandbank. Jetzt ist es aber ein Verkehr in beiden Richtungen: Es wird noch aus der Stadt weggetragen, was man nur brauchen kann. Auch der kleine Teil der Stadt, der noch zugänglich ist, gibt noch viel her.

Die Beobachtungen aus unserer Innenstadt-Expedition verdränge ich hervorragend. Was bleibt mir auch übrig? Depressionen nützen jetzt niemandem, und außerdem ist das Immer-noch-Leben ein gutes Aufbaumittel.

Paul, Michelson und Lambert sind bei mir. Lambert war vor der Strandung in der Energiezentrale, die der Leitwarte zugeordnet ist, beschäftigt. Er ist natürlich auch quasi arbeitslos. Das heißt natürlich nicht, daß er nichts zu tun hat: Er hatte die glänzende Idee, ein noch erreichbares Materiallager plündern zu lassen, in dem sogar kleine, tragbare Fleischmann-Pons-Reaktoren zu finden waren. Wieder so ein Punkt: Davon hätten wir mehr gebrauchen können. Hätte man sich vor der Strandung drum kümmern müssen. Oder man hat auch: Hinten, in den Wäldern, sehe ich An-

zeichen elektrischen Lichtes. Wenn man nur einen Überblick hätte, wo welche Hilfsmittel genau jetzt vorhanden sind!

Lambert ist alt, ein im Dienste der Stadt ergrauter Ingenieur. Wenn man ihn reden hört, dann denkt man, sein Glaube an die Unfehlbarkeit technischer Einrichtungen ist durch überhaupt nichts zu erschüttern. Eine etwas merkwürdige Einstellung, unter den obwaltenden Umständen. Ich frage ihn einmal, was er denn glaubt, wie das Unglück zustande gekommen ist.

„Das ist doch völlig klar!“ erwidert er, mit der Miene eines Schullehrers, der ein kleines Mädchen belehren muß, „Das sind Fehler im Stadtcomputer gewesen. Sabotage! Es hat doch geheißen, die Software ist fehlerhaft! Was kann es anderes sein?“

Er glaubt es tatsächlich. Im Hintergrund schüttelt Paul den Kopf, sagt aber nichts.

„Und wer hat, nach Ihrer Meinung, diese Sabotage ausgeführt?“ frage ich.

„Unzufriedene, Querulanten, was weiß ich. Saboteure eben. Vielleicht Environmentalisten. Sie wollen damit etwas beweisen.“

Es ist zwecklos. Ich wechsele das Thema. Ich habe jetzt nicht die Geduld, schon wieder die Politik der Weltbevölkerungskonferenz zu diskutieren. Und Environmentalisten, die einem noch radikaleren Umweltkurs folgen als die WBK es tut, kann man ja kaum noch finden. Vielleicht sind solche Ansichten Rudimente einer Zeit, in der es einfacher war, radikalen ökologischen Erneuerern alles mögliche in die Schuhe zu schieben.

Vielleicht liegt es auch daran, daß ein Ingenieur, der keine Ahnung von Softwaretechnologie hat, sich gar nicht vorstellen kann, daß ein größeres Stück Software niemals fehlerfrei sein kann. Wer nichts im Kopf hat als etwa die konstruktive Übersichtlichkeit des Druckbehälters eines F-P-Reaktors, dem fehlt wohl die Einsicht in die Komplexität eines Programmes von bloß mittlerer Größe. Was weiß ich. Soll sich Paul doch einmal mit ihm unterhalten.

Jetzt, wo wir wieder Funkgeräte haben, ist es auch möglich, sich wieder mit Miriam Ugawe in Verbindung zu setzen. Sie hat eine ganze Nacht an ihrem Landeplatz verbracht und in der Dämmerung so ein bißchen die Gegend erforscht. Sie hat tatsächlich Cruise Missiles gefunden – fabriktisch eingepackt und uralt, auf einer Lichtung im Wald und überwachsen

mit allerlei Gesträuch. Die, die sie gefunden hat, sagt sie, sind in einem solchen Zustand, daß man sie unmöglich abschießen kann. Die müssen ein Jahrhundert im Regen gelegen haben. Welche Art von Gefechtsköpfen anmontiert ist, hat sie nicht herauskriegen können. Ich sage ihr, sie soll die Dinger nicht anfassen. Wenn da Nervengifte drin sind, dann sollen sie auch besser darinnen bleiben, bis die Stadtbewohner wieder alle in den Außenwelten sind.

Jedenfalls haben wir den Eindruck, daß die ganze Eiderstädter Halbinsel mit altem militärischem Gerät übersät ist.

Sie hat noch mehr gefunden. Da gibt es im alten St. Peter Ording Wälle, die sie sich nicht erklären kann. Es sind jedenfalls keine Deiche, die, wie Michelson mir erklärt hat, ja dazu dienen, das Meer bei Sturmflut vom Festland fernzuhalten. Die Deichreste sind auch noch da, aber die Wälle, die Miriam meint, sind breiter, flacher und höher. Es sieht so aus, so Miriam, als ob diese Wälle seinerzeit aufgeschüttet worden sind, um Gebäude oder andere Einrichtungen selbst bei Sturmflut über Wasser zu halten. Es sind so viele, und wahrscheinlich ist die ganze Eiderstädter Halbinsel voll davon. Da sie so überwachsen sind, sieht man sie aus der Luft nicht. Mir fällt ein, daß Michelson sich so darüber gewundert hat, daß die Eiderstädter Halbinsel überhaupt noch existiert, während so viele andere Inseln vor der nordfriesischen Küste nur noch auf alten Karten zu finden sind. Er hat auch schon etwas von solchen Wällen erwähnt. Ist da ein Zusammenhang?

Sie hat aber keinen Hinweis von menschlicher Aktivität aus jüngster Zeit gefunden. „Die haben sich in ihre Höhlen zurückgezogen!“ bemerkt Paul, aber ich finde das gar nicht lustig. Höhlenbewohner schießen nicht mit Cruise Missiles.

Die erste wirklich gute Nachricht des Tages trifft ein, als es uns gelingt, wieder mit den Orbitalstationen Verbindung aufzunehmen. Die SKYS-HARK V hat ihren Liniendienst zwischen den Jupitermonden und Mars eingestellt, Hilfsmaterial gebunkert und ist endlich auf dem Wege hierher. Sie wird in drei Wochen in die Erdumlaufbahn einschwenken. Es ist ein großes Schiff, und wenn man etwas enger aufeinanderhockt, dann können vielleicht fünfzigtausend Menschen an Bord genommen werden. Auch die vielen anderen Schiffe, die normalerweise routinemäßig die Stadt nach einem Linienfahrplan angesteuert haben, sind auf dem außerplanmäßigen

Wege hierher. Es wäre schon möglich, innerhalb einiger Monate die gesamte Stadtbevölkerung abzutransportieren. Allerdings fehlen uns die Landestreifen der Stadt. Das kompliziert die Sache ein bißchen. Auch das Problem, die Menschen in den kommenden Monaten am Leben zu erhalten werden wir wohl oder übel lösen müssen.

Wir sitzen noch nach Sonnenuntergang an Feuer auf der Stadtkante und palavern. Wir haben bis jetzt das Glück gehabt, daß unsere schießwütigen Eingeborenen sich noch nicht wieder bemerkbar gemacht haben. Aber das kann sich sehr schnell ändern.

Lambert schlägt allen Ernstes eine schnelle, quasimilitärische Operation vor. Er scheint wirklich in sehr einfachen Kategorien zu denken. Wir haben zuwenig Waffen und keine ausgebildeten Leute. Sollen wir die wenigen Ordnungskräfte, die die Stadt hat, als Dschungel-Korps einsetzen? Abgesehen davon, daß sie dafür gar nicht ausgebildet sind, wissen wir ja noch überhaupt nicht, wo wir genau suchen müßten. Und Miriam Ugawe mit ihrem Duocopter weiter Luftaufklärung fliegen zu lassen, dazu fehlt uns über kurz oder lang der Treibstoff. Dazu kommt, daß sich unsere unbekannten Gegner mit Sicherheit in den geographischen Verhältnissen besser auskennen.

Ich schlage deshalb vor, auf der Sandbank wieder einen Landestreifen zu räumen, der hinreichend groß für kleine Raumschiffe ist. Die ersten Raumschiffe, die Stadtbewohner abholen kommen, könnten auch Waffen mitbringen – wenn es denn unbedingt sein muß. Mir schmeckt die Lösung aber nicht. Ich hoffe immer noch, daß die immense Zahl von Menschen, die sich jetzt hier aufhalten, den unbekannten Angreifer von weiteren Aktionen abhalten wird.

Während es ganz dunkel wird, sehen wir, daß im Norden, etwa in zweieinhalb Kilometern Entfernung, eines der zahllosen Lagerfeuer zu mächtiger Größe entfacht worden ist. Noch während wir zuschauen, scheint es sich auf das Land hin auszubreiten.

„Da scheint etwas außer Kontrolle geraten zu sein!“ vermutet Paul, „Komisch, daß das Holz so gut brennt. Es muß doch naß von Seewasser sein! Die Leute haben doch überall Schwierigkeiten, ihre kleinen Lagerfeuer zu unterhalten!“

„Bei großen Feuern gelten andere Gesetze.“ stellt Lambert fest. Er sagt nicht, welche Gesetze gelten. Diese Art von Fachleuten ‘liebe’ ich – dieses blöde Hohepriester-Getue. Ich bemühe mich, meine Antipathie zu verbergen.

Ich setze mein Glas an. Tatsächlich scheint man dahinten auf die Idee gekommen zu sein, die weitere Ausbreitung des Feuers durch Freiräumen einer Schneise zu unterbinden. Soweit der Holzverhau auf dem Wasser schwimmt breitet sich das Feuer nicht aus. Das Ganze sieht also nicht besonders bedrohlich aus. Es zeigt nur mal wieder eines: Bei einer solchen Menge von Menschen läuft wenigstens irgendwo das schief, was überhaupt nur schief laufen kann.

Dann sehe ich, wie Michelson einen Flachmann ansetzt. Er sieht, daß ich ihn fixiere:

„Ich bin nicht im Dienst, Frau Pemberton!“

„Ich habe ja überhaupt nichts gesagt!“

„Aber geguckt haben sie, als ob ich lebende Babies verspeise!“

„Das würde der WBK wahrscheinlich ideologisch weniger tadelnswert erscheinen,“ wehre ich ab, „aber im Ernst: Wo haben Sie das denn her?“

Er sieht sich die Flasche genauer an: „Da sind ganze Lebensmittellager diszipliniert und vollständig zum vorderen Teil der Stadt gebracht worden. Da waren auch genug alkoholische Getränke dabei, um die ganze Stadtbevölkerung vollzählig volllaufen zu lassen – bis alle dienstunfähig sind.“

„Und um das zu verhindern trinken Sie vorher alles aus?“ frage ich.

„Was halten Sie von mir? Glauben Sie, ich bin ein haltloser Trinker?“

„Nein. Aber eine Schwäche für Alkohol haben Sie!“ Das sage ich ganz leidenschaftslos als eine neutrale Feststellung.

„Habe ich allerdings. Dazu bekenne ich mich. Alles zu seiner Zeit. Jetzt, am Lagerfeuer, in ach so romantisch verklärter Stimmung, den einfühlsamen Vorhaltungen meiner Stadtkommandantin lauschend, da bin ich in Stimmung, die Aussicht auf einige durchfrorene Wintermonate auf der guten alten Erde durch einen Schluck rosarot anzufärben.“

„So habe ich das nicht gemeint...“

„Sie haben noch nie Alkohol getrunken?“ fragt Michelson mich.

„Eh... nein.“ Ich blicke Paul an: „Du?“

„Ja, ich meine,“ sagt Paul, „daß man eigentlich wissen sollte, wovon man spricht, wenn man von Alkohol spricht. Vor Einführung der Drogenkliniken war gerade der Alkohol noch viel verbreiteter als heute. Im zwanzigsten Jahrhundert muß es ganz furchtbar gewesen sein.“

„Du trinkst?“ frage ich Paul entsetzt.

„Also, Joycelyn, das ist jetzt aber wirklich... dieser Aspekt des Lebens scheint bis jetzt an dir vorübergegangen zu sein! Nein, keine Angst, ich trinke nicht. Aber natürlich habe ich es in meiner Jugend mal probiert. Bei unserem Kollegen hier“ er deutet auf Michelson, der geradezu stolz grinst, „ist die Jugend eben noch nicht ganz vorbei. Alkohol ausprobieren ist eine pubertäre Randerscheinung, die häufig ist! – Das gehört zum Aufwachsen dazu, wie Masern und aufgeschlagene Knie!“

Die vorletzte Formulierung muß Michelson nicht ganz gefallen haben, denn er hat zu grinsen aufgehört.

„Ich hab’s auch schon mal probiert. Wie Herr Michelson sagt... alles zu seiner Zeit. Ich hätte auch jetzt nichts dagegen!“ wirft Lambert ein, und

„Dann hole ich noch etwas!“ springt Michelson auf, mit einer verblüffenden Behendigkeit. Ich kann mich gar nicht daran erinnern, daß er im Dienst einen solchen Eifer an den Tag gelegt hat oder sich gar so schnell bewegen kann.

„Willst du damit andeuten, daß bei mir die Phase des Aufwachsens und der Pubertät noch nicht vorbei ist?“ frage ich Paul, aber dieser faßt das so auf, wie es gemeint war: als rhetorische Frage. Er grinst nur schief: „Das hast du gesagt!“

Bin ich da wirklich etwas altmodisch? Mir ist natürlich die Geschichte des Drogenkonsums bekannt. Wir werden damit ja alle in der Schule damit geimpft.

Die ganze Geschichte der Menschheit wurde durch Drogen begleitet. Davon waren Alkohol und Nikotin die verbreitetsten und im Gegensatz zu vielen anderen Drogen nicht mal, zu keiner Zeit, gesetzlich geächtet. Im frühen zwanzigsten Jahrhundert gab es in den damaligen Vereinigten Staaten von Amerika ein Versuch, der Bevölkerung den Alkohol per Gesetz zu entziehen – mit genau dem gegenteiligen Erfolg und einer beispiellosen Welle von Kriminalität, die sich um die verbotene Droge Alkohol herum entwickelte. Daß das Konzept nichts taugt, wurde eingesehen und das

Alkoholverbot aufgehoben. Ähnliche gesetzliche Experimente in anderen Staaten schlugen ebenfalls fehl.

Gegen Ende des zwanzigsten Jahrhunderts wurde dann die ganze Welt von Drogen verschiedenster Art überschwemmt. Die kriminellen Organisationen, die sich am Drogenhandel bereicherten, stiegen zu ungeahnter gesellschaftlicher und politischer Macht auf, ja, in einigen Ländern Südamerikas war die politische Führungsschicht nur noch eine Marionettengarde der Drogenbarone. Es war abzusehen, daß diese Entwicklung sich über die ganze Welt ausbreiten würde.

Dann kamen jedoch die ökologischen Kriege. In den Neunziger Jahren beginnend und in den ersten beiden Jahrzehnten des einundzwanzigsten Jahrhunderts kulminierend, schlugen sie den Takt der politischen Entwicklung der Welt. Der Niedergang des Wohlstandes auf der ganzen Welt begünstigte den Drogenkonsum ungeheuerlich. Allerdings wurden auch die Organisationen, die vom Rauschgift profitierten, in den Ökokriegen zerschlagen.

Nachdem sich aber in dem Frieden von Neu-Nairobi von 2018 die Weltbevölkerungskonferenz etablierte, erinnerte man sich noch gut an die Rolle der Drogen, die die Kriege noch ein Stück barbarischer gemacht hatten. Es waren Fälle von Staaten bekannt, die ihre Streitkräfte systematisch mit Drogen versorgt hatten, um das Letzte aus ihren Soldaten herauszuholen. Es waren Fälle bekannt, wo durch Drogen erreicht wurde, daß die Bewacher von Konzentrationslagern auch nicht einmal ansatzweise von Skrupeln oder rudimentären Gewissensbissen geplagt wurden. Und da war natürlich auch noch das weite Gebiet der Designer-Drogen – wer immer deren Herstellung beherrschte, der konnte auch seine eigenen Kampfstoffe herstellen. Sarin, Tabun, Soman oder Lost waren da noch die einfachsten Übungen.

Das veranlaßte die Weltbevölkerungskonferenz, auch in der Drogenszene völlig neue, radikale Konzepte auszuprobieren. Sie nahm sich des Themas mit solcher Vehemenz an, daß kaum jemand auf die Idee kam, zu hinterfragen, wieso sich diese Organisation auch noch um Drogen kümmern sollte und was sie das überhaupt angehe. Aber so war es und so blieb es: Die WBK hatte in diesen Dingen das Sagen.

Drogen wurden freigegeben und durften in staatlich kontrollierten Apotheken verkauft werden – gegen Rezept. Das bekam man auf Verlangen von jedem Arzt. Jeder, der Drogen nehmen wollte, konnte das tun. Das wurde natürlich über den Hausarzt sofort aktenkundig. Es war eine ‘Behandlung’. Auch Alkohol und Nikotin wurde wenigstens zeitweise den anderen Drogen gleichgestellt.

Während dieser Behandlung waren manche gefahrgeneigten Tätigkeiten untersagt. Man konnte aber immer noch, im allgemeinen, seinem Beruf nachgehen. Wurde diese ‘Behandlung’ wieder eingestellt, dann galt man wieder uneingeschränkt als unbescholtener und vollintegrierter Bürger.

Wer jedoch nicht von einer bestimmten Droge herunterkam, der mußte, und muß auch heute noch, in eine Drogenklinik. Dort hat man die Möglichkeit, sich entweder fachgerecht entziehen zu lassen oder auf beliebige Zeit weiter der Sucht zu fröhnen, ohne irgendjemandem Rechenschaft darüber zu geben. Als Patient einer Drogenklinik hat man allerdings die meisten der bürgerlichen Rechte an der Pforte abzugeben. Kein Wahlrecht, keine Geschäftsfähigkeit und so weiter. Praktisch eine selbstgewählte Entmündigung. Man ist ‘zeitweise verstorben’.

Auch eine Drogenklinik kann man jederzeit wieder verlassen und fortan wieder als unbescholtener Bürger drogenfrei weiterleben. Der Aufenthalt in einer Drogenklinik gilt sogar in der Rechtssprechung als eine Art ‘temporäres Totsein’, mit allen Konsequenzen. Jedem Bürger steht das offen. Theoretisch ist sogar der Fall denkbar, daß man sich in eine Drogenklinik begibt, ohne wirklich drogenabhängig zu sein, einfach, um sich eine gewisse Weile aus der menschlichen Gesellschaft auszuschließen. Eine solche Entscheidung ist durchaus legitim und wird gesellschaftlich akzeptiert.

Das sind die beiden einzigen Möglichkeiten, Drogen zu genießen: In begrenztem Umfange auf Rezept, und aus vollen Zügen in den staatlichen, kostenlosen Kliniken.

Der Handel oder der Genuß von Drogen auf anderem Wege wird jedoch strengstens bestraft. Wenngleich die Weltbevölkerungskonferenz den Pronatalismus noch unnachgiebiger verfolgt, so kommen Drogenvergehen doch schon an zweiter Stelle. Für die reinen Drogenkonsumenten steht eine sofortige Zwangseinweisung in die Drogenkliniken an, und auf die Händler, selbst auf die kleinsten, wartet der Chirurg der Organbank oder

sogar das Vollstreckungskreuz. Gerade in der Anfangszeit der Weltbevölkerungskonferenz war die barbarische Methode der öffentlichen Kreuzigung noch sehr beliebt und wurde über lange Jahre weltweit praktiziert.

Nur Alkohol und Nikotin nehmen seit einiger Zeit wieder eine Zwitterstellung ein: Der Handel damit wird streng überwacht und der Verbleib protokolliert. Aber es ist kein Rezept mehr notwendig – nach allem, was ich weiß.

Es ist nicht ganz einfach, in der Branche sein Geld zu verdienen.

Die WBK überwacht mit einer ihrer Unterabteilungen das gesellschaftliche Leben im Hinblick auf Drogen völlig. Droht in einer Region ein ausufernder Konsum, dann werden lokal Alkoholsteuer für Herstellung und Handel angehoben, nötigenfalls Konzessionen gestrichen, Überwachungsprozeduren verschärft. Sogar die Vernichtung von Lagerbeständen wird gelegentlich angeordnet.

Deshalb ist es verständlich, daß die drohende Vernichtung der Stadt die Möglichkeit geschaffen hat, Alkoholvorräte quasi aus der allumfassenden Überwachung des Staates herauszunehmen. In der jetzigen Situation kann man nicht für jede Pinte Bier eine Unterschrift leisten. Wenn das Bier und der Wein und der Cognac und der Whisky und der Cointreau und was weiß ich wie sie noch alle heißen, offiziell mit der Stadt untergehen, dann sind natürlich alle doch noch geretteten Vorräte quasi vogelfrei.

Ich kann verstehen, daß man die Gelegenheit jetzt nutzt, wen man so einen leichten Hang in dieser Richtung hat. Und wie gut die Gelegenheit genutzt wurde, sehe ich, als Michelson mit einigen Plastiktüten zurückkommt und sich ans Feuer setzt.

„Haben Sie so etwas schon einmal gesehen, Frau Pemberton?“

Die stabil aussehende Flasche, die er mir unter die Nase hält, sagt mir nichts. Trotz der immer noch oder schon wieder möglichen Verfügbarkeit der beiden Drogen Alkohol und Nikotin für jeden Bürger ist es der WBK doch gelungen, beide Drogen mit einem Makel zu belegen. Da haben die Psychologen der WBK lange überlegen müssen, bis sie das hingekriegt haben. Eine bis in das einundzwanzigste Jahrhundert verbreitete Haltung ‘Nur, wer ordentlich etwas verträgt, ist ein richtiger Mann’ gibt es nicht mehr. Alkohol und Nikotin sind eher mit Abhängigkeit und Charakterchwäche assoziiert. Deshalb kommen manche Menschen im Laufe ihres

Lebens damit überhaupt nicht mehr in direkte Berührung. So ist es bisher auch mir ergangen. Ein einziges Mal in meinem Leben habe ich eine Raucherin gesehen, und das einzige, woran ich mich erinnern kann ist, daß es widerlich gestunken hat. Alkohol trinkende Menschen habe ich öfter aus der Nähe gesehen, aber davon schmeckt man ja nichts. So ist mir diese Erfahrung bisher erspart geblieben.

„Krimskoje.“ sagt Michelson.

„Was?“

„Krimskoje. Krimsekt. Heißt so, weil er früher auf der Halbinsel Krim gemacht wurde. Das gibt es natürlich nicht mehr. Aber dieser schmeckt genauso gut. Und das hier, sehen Sie mal!“

„Ich kenne das alles nicht!“ wehre ich ab. Diese zweite Flasche, die er mir zeigt, enthält ein undurchsichtiges, gelbes Zeug, ganz anders als die erste Flasche. Es scheint zähflüssig zu sein.

„Eierlikör!“ Michelson zieht die Zunge über die Lippen: „Das ist etwas ganz Feines! Ein Getränk für Götter! Ist sehr viel drin, was ungesund ist – es wird Ihnen schmecken!“

„Ich habe überhaupt nicht gesagt, daß ich es probieren werde!“

„Aber ich!“ erklärt Michelson. „Wissen Sie, wie teuer das normalerweise ist? – Die Gelegenheit muß man nutzen.“ Allmählich habe ich den Verdacht, daß es Menschen gibt, die der Strandung der Stadt positive Seiten abzugewinnen vermögen.

Eine weitere Flasche, die er auspackt, enthält eine leichtbewegliche, durchsichtige, blaue Flüssigkeit. „Curacao!“ erklärt er. Ich habe es noch nie gesehen und die Bezeichnung noch nie gehört.

„Wahrscheinlich würde ich es für Parfüm halten, wenn ich es durch Zufall in die Hand bekommen hätte.“ sage ich.

„Aber nicht lange. Es ist klebrig, wenn es eintrocknet. Das liegt an dem Zuckergehalt.“

„Zucker ist da auch noch drin? Reicht Alkohol nicht aus, um es ungesund zu machen?“

„Sicher ist da Zucker drin. Zur Geschmacksabrundung. – Ah, für das könnte ich jede Vorsicht vergessen!“

„Es wäre schön, wenn wir unsere schießwütigen Eingeborenen dazu veranlassen könnten, jede Vorsicht zu vergessen! Sie rollen hier Getränke an, als ob Sie es darauf anlegten, mich zum Trinken zu verführen?“

„So müssen Sie das nicht sehen, Frau Pemberton! Es ist gewissermaßen nur eine Vorführung der möglichen Genüsse, von deren Existenz Sie bisher offenbar noch gar nichts gewußt haben!“

„Joycelyn, du bist ein Genie!“ schreit Paul dazwischen.

„Was?“

„Deine Idee, die du eben gehabt hast!“

„Ich habe eine Idee gehabt?“ frage ich. Auch Michelson weiß im Moment nicht, wovon die Rede ist.

„Deine schießwütigen Eingeborenen!“ hilft Paul weiter.

„Das sind nicht meine... Ach so!“

Einen Moment Stille. Dann frage ich zurück:

„Und wie stellst du dir das vor? Wir legen Flaschen auf den Strand, und sie kommen aus dem Busch und holen sie sich?“

„Genauso sicher nicht, aber das Prinzip.“ Paul denkt laut nach: „Wer immer es ist, hat keine permanente Verbindung zu den Außenwelten. Keine permanente Versorgung. Wahrscheinlich nur von Vorräten lebend, und was das Land so hergibt. Also wohl keine Luxusgüter.“

„Und warum sollten sie gerade scharf auf Alkohol sein?“

„Ich habe da so ein Gefühl.“

„Ich nicht.“

„Denk doch mal nach, Joycelyn! Es muß eine kleine Gruppe sein! Eine kleine Gruppe, die wir durch unser Ankommen gestört haben.“

„Die wir aber noch nicht gefunden haben.“

„Bist du sicher? Kannst du jeden Stadtbewohner verfolgen, der an Land durch das Unterholz streicht?“

„Du meinst, wir hatten schon weitere Verluste?“

„Ausschließen können wir es nicht.“

„Und wo hilft uns da der Alkohol weiter?“

„Denk doch mal nach! In einer kleinen Gruppe, auf einem wilden Planeten – was hat man da vom Leben?“

„Wohl genug, denn sonst würden sie darum bitten, abgeholt zu werden. Den Wunsch würde die WBK jedem, der ‘versehentlich’ auf die Erde gelangt ist, sofort erfüllen. Kostenlos.“

„Und wenn sie Grund haben, sich hier zu verkriechen?“

Ich schüttelte den Kopf: „Spekulationen über Spekulationen. Wir wissen zu wenig. Und überhaupt, wie sollten wir plausibel Alkohol als Lockmittel auslegen? Wie sollten wir plausibel machen, daß wir ihn nicht selbst trinken wollen?“

„Weil wir das als brave Staatsbürger nicht dürfen. Deshalb sollten wir ein bewachtes Lager mit allen konfiszierten Alkoholvorräten machen, das so angelegt wird, daß ein Ortskundiger dort mit Leichtigkeit eindringen kann.“

„Abenteuerlich. Das heißt also auch, daß du alle Alkoholvorräte, die schon im Umlauf sind, einsammeln willst?“

„Es muß plausibel und konsistent aussehen.“

„Hmh. Und wie willst du unsere eigenen Stadtbewohner daran hindern, den Stoff bei Nacht und Nebel zurückzuholen?“

„Durch Wachen.“

„Die unsere Eingeborenen absichtlich durchlassen?“

„Genau.“

„Also, das muß ich mir überlegen. Michelson!“

„Ja?“ fragt Michelson, Schlimmes ahnend.

„Packen Sie die Flaschen wieder ein und bringen Sie sie zurück. Sie haben’s ja gehört: Ab sofort sind alkoholische Getränke kriegsentscheidendes Material. Organisieren Sie das Sammeln aller Vorräte an alkoholischen Getränken und die Einlagerung an Land. Ebenso sorgen Sie mir für die Bewachung. Verstanden?“

„Ja.“ sagt ein unglücklicher Herr Michelson.

„Und wenn Sie das zu sehr deprimiert, dann genehmigen Sie sich einen. Sie müssen ja, gewissermaßen, mit dem ‘Kampfstoff’ vertraut sein. – Sich einen genehmigen, so sagt man doch, oder?“

„Ja!“ sagt Michelson, deutlich weniger unglücklich. Dann verschwindet er mit seinen Flaschen.

„Alle Achtung, Joycelyn! Hast du nicht gesagt, du betrachtetest den Job der Stadtkommandantin als beendet, sowie erst die Strandung vorbei ist?“

„Organisiert eine Wahl und wählt jemanden anderes. Bis dahin tue ich noch, was ich für richtig halte!“ stelle ich fest, vielleicht ein bißchen zu barsch im Tonfall.

Die Sache mit der Alkoholfalle gefällt mir eigentlich nicht. Das Problem mit den eingeborenen Cruise-missile-Schützen muß eine weniger skurrile Lösung haben. Man muß ja immer aufpassen, wie das von außen gesehen werden könnte, besonders bei böswilligen Unterstellungen. ‘Stadtkommandantin vernachlässigt ihre Pflichten und verteilt kostenlos Alkohol an Kriminelle!’ – so eine Schlagzeile hat mir gerade noch gefehlt.

39. Aufbruch ins Hinterland

Es ist natürlich eine Schnapsidee – im wahrsten Sinne des Wortes. Aber man muß ja alles durchdenken, um wenigstens die naheliegenden Optionen zu finden. Ich denke im Zusammenhang mit dem bewachten Voratslager von alkoholischen Getränken auch daran, dieselben zu vergiften. Auch das ist auf den ersten Blick eine glänzende Idee. Auf den zweiten Blick nicht. Können wir ein geeignetes Gift auftreiben? Löst sich das in diesen Getränken? Ist es geschmackslos? Was machen wir, wenn das Problem mit den Cruise-Missile-Schützen gelöst ist, mit den übriggebliebenen Getränken? Können wir die gefahrlos entsorgen?

Und sollten wir gleich mit Gift loslegen? Das ist eine starke Maßnahme gegen jemanden, der einerseits zwar auf uns schießt, andererseits aber noch nicht getroffen hat. Reichen die Toten, die wir bis jetzt hatten, zur Rechtfertigung solcher Maßnahmen aus? Reichen die Beweise? Und dann gibt es noch die mehr theoretische Möglichkeit, daß wir es mit mehreren voneinander unabhängigen Gruppen zu tun haben. Was, wenn wir gerade die vergiften, die uns nicht angegriffen haben? – Nein, von Gift will ich nichts wissen.

Ich nehme im Laufe des Abends noch einmal Verbindung mit Miriam Ugawe auf, die sich immer noch in ihrem Duocopter aufhält. Sie hat immer noch keine weiterführenden Beobachtungen gemacht. Allerdings hat sich noch niemand von der Stadtbevölkerung in der Nähe ihres Landeplatzes blicken lassen, obwohl schon viele Exkursionen ins Hinterland ge-

macht haben müssen. Sie muß wohl auf einem besonders unzugänglichen Stück Land gelandet sein.

Nach den Karten und ihren Beschreibungen zu urteilen, ist ihr Landeplatz in dem Ortsteil St. Peter Böhl. Oder sagen wir einmal, der Platz, der St. Peter Böhl hieß, als es diese Ortschaft noch gab. Es liegt am südwestlichen Strand der Eiderstädter Halbinsel, und um dorthin zu gelangen, muß man auf der Sandbank einen weiten Umweg nach Norden machen, weil sich da ein Priel zwischen Sandbank und Festland befindet. Deshalb haben sich noch nicht allzuvielen Stadtbewohner dorthin verirrt.

Nach dem Gespräch mit Miriam Ugawe sitze ich eine Weile reglos da und überlege. Die Nacht wird kalt, und das Feuer sinkt allmählich zusammen. Ich habe immer noch keinen überzeugend angenehmen Platz zum Schlafen, und bevor ich eine weitere Nacht improvisieren muß, erscheint mir plötzlich die Vorstellung der Kabine von Miriam Ugawe's Duocopter sehr verlockend. Das ist natürlich egoistisch, weil es keine Lösung für die anderen 1.25 Millionen Stadtbewohner ist. Oder 1.24 Millionen Stadtbewohner – nach pessimistischen Schätzungen könnte bereits jeder hundertste Stadtbewohner ums Leben gekommen sein, ohne daß das im Verlauf der Ereignisse groß aufgefallen wäre. Die meisten davon lägen dann da draußen, im Innern der untergegangenen Teile der Stadt. Ertrunken, langsam von der Garotte des steigenden, kalten Wassers erwürgt, sich in die letzte Luftblase an der Decke hineinschiebend, mit kalten Fingern Halt suchend, und doch lassen die Kräfte nach, und niemand hört das Schreien und Klopfen, und es ist völlig dunkel... Joycelyn, denk an etwas anderes. Das hat jetzt keinen Zweck. Denk an die Kabine in Ugawe's Duocopter.

Also, wenn ich den Wunsch, dahinzugelangen, als Motivation nehme, mich durch den Wald durchzukämpfen und dabei vielleicht etwas herausfinde, dann ist es eigentlich doch entschuldbar, wenn ich das tatsächlich tue. Wie ein Omen erscheint es mir in dem Zusammenhang, daß sich meine Stablampe bei näherem Hinsehen als druckwasserdicht erweist. Die Luftansaugschlitze sind von der Art, die sich im Wasser schließen.

Ich nehme die etwa ein halbes Kilogramm schwere luftoxidierende Brennstoffzelle heraus und prüfe den Ladungsindikator. Sie ist noch fast voll – von zwei Kilowattstunden sind noch neunzig Prozent übrig. Außerdem – ich verschließe die Zelle wieder in der Lampe und wiege sie in der

Hand – ist die Lampe ziemlich stabil. Im Notfall kann man damit zuschlagen, ohne daß sie kaputtgeht. Auch der Einstellring, mit dem man die Mikroleuchtstofflampe in ihrer Helligkeit zwischen 20 Milliwatt und 50 Watt variieren kann, sieht solide aus. Es war eben doch ordentliches Gerät, das in den Schränken der Leitwarte zu finden war. Genauso hätte ich eine Acculampe in die Hand bekommen können, die schon längst verbraucht wäre.

Ich sehe in Richtung Land. Trotz der Dunkelheit kann man erkennen, wo die Hochwasserlinie der Sandbank ist – von da an gibt es Lagerfeuer. Im Watt oder gar auf dem Wasser hält sich natürlich keiner mehr auf. Es ist eine mondlose Nacht, gegen Morgen wird der abnehmende Mond erscheinen, der nicht mehr viel Licht gibt – wenn bis dahin der Himmel überhaupt klar bleibt.

Wie sollte ich es tun? Einen Kompaß habe ich nicht, und ihn abzulesen hieße, ihn kurz mit der Lampe anleuchten zu müssen. Dann wäre die Dunkeladaptation der Augen wieder für eine halbe Stunde zum Teufel, und man würde sich auch leicht verraten. Das gleiche gilt für das Lesen von Karten. Das Einzige, was ich tun könnte, wäre, die Bucht mit dem Priel zu umwandern bis ich Ugawe's vermutlichen Landeplatz am nächsten stünde. Schon das wäre mehr eine Instinkt- als eine Navigationssache. Und dann quer durch den Wald, die Richtung mit Orientierung nach den Sternen haltend. Ein schwachsinniges Vorhaben. Und ich dürfte Ugawe nicht einmal Bescheid sagen, weil wir im Moment keine Möglichkeit haben, verschlüsselte Nachrichten auszutauschen.

„Wo schläfst du denn heute nacht?“ fragt Paul beiläufig.

„Erstmal schlafe ich überhaupt noch nicht,“ sage ich und stehe auf. „Ich gehe an Land und sehe mich ein bißchen um.“

Als ich wenig später konzentriert und leichtfüßig von Stamm zu Stamm springe und mich der Sandbank nähere, geht mir Pauls letzte Frage durch den Kopf. War da eine implizite Anfrage? Männer sind kompliziert. Warum können sie nicht gerade heraus sagen, was sie wollen?

Wahrscheinlich hätte ich mich auch in seinem Interesse gesperrt. Eine streßgeplagte Stadtkommandantin ist in einem Bett, das aus Fichtenreisig in einer nur wenig windgeschützten Ecke besteht, nicht sehr leidenschaft-

lich. Andererseits – wärmemäßig wäre es gar keine schlechte Idee gewesen.

Das heißt, eine Leidenschaft hätte ich schon. Ich kann mich noch gut an meinen Fernsehauftritt erinnern, als die erste Cruise Missile auf die Stadt zuflog. Diese Schmach muß noch abgewaschen werden. In schlechten Abenteuerromanen würde man schreiben ‘mit Blut abwaschen’.

Soweit muß es nicht kommen. Aber ich wüßte, für wen ich es täte, wenn es doch soweit kommen sollte.

40. Joycelyn's Husarenstück

Der Marsch war lang. Nicht so sehr die Entfernung – es waren vielleicht zehn Kilometer. Aber überall, besonders auf dem ersten Teil der Strecke, liegt einem das Treibholz im Wege. Jedenfalls mußte ich die ganze Zeit die Lampe wenigstens mit schwacher Beleuchtungsstärke verwenden. Mir ist klar: jemand, der mich von weitem beobachtet, kann wenigstens erkennen, daß da jemand mit einer Lampe sich ziemlich zielgerichtet auf das Land zu bewegt. – Aber das wäre ein großer Zufall.

Dann, in der Nähe der Vegetationszone, hinter den Salzwiesen der Uferregion, finde ich den niedrigen, vielfach durchbrochenen Wall, der wohl einmal der Deich gewesen ist, vor langer langer Zeit. Stellenweise finden sich Stücke eines Belages, wie man ihn früher für Straßen verwendet hat. Das paßt irgendwie nicht mit einem Deich zusammen, der doch ein reiner Erdwall war. Aber was weiß ich, wie es hier vor 150 Jahren oder so ausgesehen hat.

Auch der Deich macht das Vorwärtskommen nicht einfach, weil er stellenweise bewachsen ist, manchmal mit undurchdringlichem Gebüsch, das zu Umwegen zwingt, und an vielen anderen Stellen von einer der früheren Sturmfluten durchbrochen worden ist.

Als die Entfernung zu den Feuern auf der Sandbank so groß ist, daß ich eigentlich ungefähr da sein müßte wo ich hin will, wird der Deich plötzlich breiter und ein wenig höher. Mitten auf der Anhöhe steht ein Mauer-ring, vielleicht drei Meter im Durchmesser und etwa hüfthoch. Fast laufe ich dagegen, so gut duckt sich die Mauer im Gras und im Gebüsch.

Die Mauer ist eine Ziegelmauer, und rundherum auf dem Boden liegen vereinzelt Ziegelsteine. Ein kurzer Blick überzeugt mich, daß auch dieses Relikt uralt ist. Immerhin, Grundmauern hat sonst noch nie jemand gefunden, oder es ist mir nicht mitgeteilt worden. Diese Mauern, was kann das sein? Rund und auf dem Deich stehend. Wahrscheinlich der Leuchtturm von St. Peter Böhl – ich habe auf den Karten gesehen, daß es hier einen Leuchtturm gegeben hat. Vielleicht ist er es, vielleicht auch nicht. Auf jeden Fall bin ich weit genug. Ich sollte jetzt ins Landesinnere maschieren. Und ich sollte das tun, ohne die Lampe zu benutzen.

Es ist sehr schwer. Besonders die Idee, lautlos wie ein Wolf durch den nächtlichen Wald zu streifen, kommt mir jetzt doch sehr wirklichkeitsfremd vor. Bei jedem Schritt zerbricht irgendein Astwerk unter meinen Füßen, schleifen Zweige an meinem Körper vorbei, schwingen rauschend und knisternd nach hinten.

Andererseits ist das auch nicht so schlimm. Der Wind rauscht laut genug in den Bäumen, und ich zumindestens hätte Schwierigkeiten, mich selbst aus bloß zwanzig Metern Entfernung zu hören oder zu sehen. Damit habe ich eigentlich einen taktischen Vorteil: Niemand weiß, daß ich hier bin, aber ich vermute, daß jemand anderes sich hier aufhalten könnte, nämlich die, die ich suche.

Es muß jetzt um Mitternacht sein. Zu früh, um zu spekulieren, ob es sinnvoll wäre, sich von der Morgendämmerung überraschen zu lassen. Das wäre ja immerhin eine Handlungsoption: Auf der Stelle sich zum Schlafen hinzulegen und den frühen Morgen abzuwarten. Aber wenn ich besser sehen kann, dann kann man auch mich besser sehen. Lieber nicht. Die Option, aus taktischen Gründen Zeit verstreichen zu lassen, habe ich immer noch.

Ich gerate in ein dichtes, niedriges Kieferngestrüpp. Langsam schiebe ich mich vorwärts, gleichmäßig Zweige brechend, als ob es eine andere, natürliche Ursache hätte. Kleingetier huscht in der Nähe, und gelegentlich höre ich aus wenigen Dutzend Metern Entfernung das Getrappel von schnelleren Füßen. Beruhigend. Wenn sich Hasen und Rotwild hier aufhalten, dann ist kein weiterer Mensch in der Nähe.

Ob Paul doch erraten hat, was ich vorhabe? Egal. Konzentrieren. Rasch und leise vorwärtskommen.

Dann ist da wieder eine Zone mit sumpfigen Grasbewuchs. Da sind große Rillen. Mehrmals falle ich in eine hinein, lauter als ich es für gut halte. Als ich mich endlich an diese seltsame Bodenformation gewöhnt habe hört sie auch schon auf.

Dann scheint der Boden wieder anzusteigen. Ob das die seltsamen Inlandwälle sind, von denen Michelson und Miriam gesprochen haben? Das Unterholz wird wieder ärgerlich dicht.

Lange Zeit geht es so weiter. Viele verschiedene Vegetationsformen, und eine so gut geeignet, einen beim Vorwärtstreten zu behindern wie die andere. Ich werde müde und leichtsinnig, gehe schneller und lauter vorwärts als es notwendig ist. Bis ich das Summen höre.

Ich bleibe wie erstarrt stehen. Es ist wirklich ein Summen in der Luft. Natürlich kann es eine Täuschung sein, sage ich mir. Bei Menschen meines Alters kommen schon akustisch wahrnehmbare Störungen im Innenohr vor. Vor einigen Jahren fing es an – damals hörte ich, wenn es einmal ganz still war, in der Ferne das Geräusch irgendeiner Maschine oder eines Transformators. So jedenfalls würde man das Geräusch ungefähr beschreiben. Da es aber an den verschiedensten Plätzen zu hören war, gab es keinen anderen Schluß, als daß es sich um eine Störung in meinem Kopf selber handeln mußte. Ich las in der HNO-Fachliteratur nach und fand meine Diagnose bestätigt. Seit der Zeit ignoriere ich alle Geräusche, die wie ferne Maschinen klingen, die nicht aufhören wollen, zu brummen oder zu tuckern.

Dieses Summen aber ist anders. Es ist in der Luft und es verändert sich, wenn ich die Haltung meines Kopfes ändere. Also ist es eine reale, physikalische Erscheinung. Also muß ich jetzt systematisch suchen – sofort.

Ich trete einige Schritte vor, dann einige Schritte zurück, dann einige Schritte zur Seite nach rechts, dann zurück, dann nach dasselbe nach links. Die Fichten und Kiefern sind hier wieder recht hoch, und das Unterholz läßt dieses Manöver gerade eben zu. Es handelt sich auch offenbar um eine der wallartigen Erhebungen, da ich in den letzten Minuten wieder leicht bergauf gegangen bin. Das Summen scheint von rechts vorne zu kommen. Ich führe das Suchkreuz nach vorne rechts versetzt noch einmal aus.

Nach nur drei derartigen Versuchen habe ich es. Ganz in der Nähe, aus Bodenhöhe her kommt es. Ich lasse mich auf die Knie runter.

Die Versuchung, die Lampe anzuschalten ist groß. Ich lasse es sein. Mit langsamen, sensenartigen Bewegungen taste ich mich nach vorne, erfasse auf diese Weise alle Bäume, die mir im Wege stehen und kann mich sogar noch lautloser fortbewegen. Das Geräusch scheint direkt vor mir seinen Ursprung zu haben.

Dann ist plötzlich einer der Bäume, die mir in die Greifweite kommen, aus Metall. Sanft ist meine Hand dagegen gestreift. Ich bin still. Kein Alarm heult auf, das Summen bleibt. Ich taste den Baum aus Metall weiter ab.

Es ist ein Metallrohr, etwa zwanzig Zentimeter im Durchmesser und sechzig Zentimeter hoch. Darüber schwebt ein konisches Dach, von drei Metallstreben, die mit dem Rohr verbunden sind, getragen. Unter dem Dach fühlt man deutlich den starken Luftstrom, der hier eingesogen wird, und das Brummen, das aus der Tiefe dieses Rohres hervordringt.

Ich habe sie! Der Triumph ist nur von kurzer Dauer. Was kann ich nämlich tun? Gar nichts. Wahrscheinlich handelt es sich hier um eine unterirdische Stellung, die aus den Ökokriegen übriggeblieben ist, oder eine spätere Einrichtung, um Truppen der WBK zu beherbergen, die die Räumung der Erde überwachen sollten. Jedenfalls müßte dieses Bauwerk seit Jahrzehnten unbenutzt sein. Ist es aber nicht, wie man deutlich hört.

Wenn hier ein Luftansaugrohr ist, dann wird irgendwo in der Nähe auch der Eingang zu den unterirdischen Räumen sein, und wahrscheinlich sind auch die Abschußstellungen für die Cruise Missiles nicht weit von hier zu finden.

Ratlos stecke ich die Hände in die Taschen. Mir ist kalt. Ich weiß nicht genau, was ich jetzt tun sollte. Am besten wäre es, die Stelle so zu markieren, daß man sie später sicher wiederfinden kann. Genau östlich der Leuchtturmuine – das ist doch schon ein brauchbarer Anhaltspunkt. Geh nach Hause, Joycelyn – du hast genug erreicht. Bei Tageslicht kommen wir wieder, zu Tausenden, und wenn die meisten auch nur mit Knüppeln bewaffnet sind. Ich sehe mich fast schon als Feldherrin – aber das ist natürlich eine alberne Vorstellung.

Meine Finger finden eine kleine Schachtel. Ich erinnere mich, daß ich diese Pelzjacke in der Stadt gestohlen habe. Die Vorbesitzerin war offenbar Raucherin, wie ich beim Auseinanderfingern der Schachtel fühle. Ich hatte bis jetzt noch keine Veranlassung, die Taschen zu durchsuchen.

Ob man die Zigaretten als Markierung benutzen kann? Es sind noch acht da, wie ich feststelle.

Und dann habe ich die Idee.

Raucher brauchen Feuer. Es muß etwas da sein, Streichhölzer oder Feuerzeug, es muß einfach! Fieberhaft durchsuche ich die Taschen. Sekunden später halte ich einen Gegenstand in der Hand. Ein Feuerzeug.

Ich denke an die Cruise Missiles mit ihren Nervengiften an Bord, und das, was mich dann befällt, ist die reine Mordlust. Ich habe eine Vision: Hier ein Waldbrand, die giftigen Rauchgase durch den Ansaugschacht nach unten gebracht und alle erstickend, die dort unten schlafen. Ob es ausreichen würde? Ob man überhaupt ein ausreichend großes Feuer zustande bringen würde? Schließlich hat es vor nicht allzulanger Zeit geregnet.

Keine Zeit für ethische Erwägungen. 1.25 Millionen Menschen, die ohne Grund mit Massenvernichtungsmitteln beschossen werden, haben ein Recht, sich zu wehren. Und die Gefahr ist für mich nicht allzu groß. Sowie sich jemand blicken läßt, laufe ich auf und davon. Joycelyn, du hast dein Zweitagespensum schon wieder einige Zeit hinter dir – ein weiterer Lauf schadet nicht.

Der Wind rauscht in den Zweigen. Es fällt akustisch gar nicht so besonders auf, wie ich mich aufrichte und kleine Zweige abbreche. Alle werden um das Ansaugrohr in der Mitte getürmt. Wahrscheinlich gibt es mehr als ein Ansaugrohr, aber der reine Markierungseffekt dieser Stelle durch Feuer und Rauch ist auch interessant genug. Für später.

Im Osten muß bald die Mondsichel aufgehen, aber das wird nicht viel Licht geben. Ich muß mit dem auskommen, was ich habe. Der stetige Wind in der letzten Zeit hat die Bäume vollständig getrocknet, aber die Fichten- und Tannennadeln am Boden sind für ein Feuer noch nicht brauchbar. Schade.

Die Arbeit geht rasch voran. Bald schon ist der Kleinholzhaufen so groß, daß das Ansaugrohr auch bei Helligkeit nicht mehr zu sehen wäre. Oben

auf dem Kleinholz dürfen größere Holzstücke liegen. Wenn ich auch keine ganzen Bäume ausreißen kann, so kriege ich doch relativ rasch heraus, welche Äste ich gerade eben abreißen kann und welche nicht. Es geht immer besser. Der Übungseffekt.

Ab und zu unterbreche ich und horche. Nichts. Die da unten sind wohl restlos überzeugt, daß niemand sich nach Mitternacht die Mühe macht, sie aufzuspielen und auszurauchern. Hören sie nicht, daß hier jemand mit den Füßen auf dem Waldboden umherstampft? Oder ist ihnen die Luftpumpe zu laut? Möglich, wenn man sie sogar bis hier draußen hört. Dann arbeite ich wieder weiter.

Es ist soweit. Es wird bald hell. Der Haufen um das Ansaugrohr ist so massiv, daß man an kaum einer Stelle noch den Luftstrom in das Innere des Haufens spüren kann.

Ich führe den Arm mit dem Feuerzeug zwischen die Zweige weit in das Innere des Haufens ein. Ein paar Schnipser, und helles Licht sickert zwischen den Zweigen nach außen. Meinen dunkeladaptierten Augen scheint es, als wäre ich jetzt selbst in hellem Licht.

Dann brennt es von selbst. Ich ziehe die Hand zurück, nehme meine Lampe auf und ziehe mich langsam zurück, immer gerade soweit, daß ich noch gut beobachten kann, was geschieht.

Das Feuer breitet sich im Inneren des Haufens aus. Der Wind und der Ansaugluftstrom fachen es an. Es dauert nicht lange, bis die Flammen hervorbrechen. Im Inneren des Haufens hört man, wie die Flammengase in das Ansaugrohr hineinrauschen.

Tanzende Schatten huschen über die Fichten, das Licht wird heller. Da sehe ich einen fahlen Schein, etwa dreißig Meter hinter dem Feuer. Ein weiß gestrichener Tank, der mit einer Plane getarnt ist. Solange das Feuer noch nicht brannte, hatte ich keine Ahnung, daß da ein Tank steht. Ob der voll ist?

Ich horche. Noch immer zeigt sich kein Lebenszeichen. Mit einigen lautlosen Sätzen bin ich bei dem Tank. Bei dem Licht bin ich wesentlich besser zu Fuß. Ich reiße die Plane herunter.

An beiden Seiten des Tanks ist unter der schützenden Plane trockenes Brennholz aufgeschichtet. Joycelyn, sage ich mir, das ist die Gelegenheit! Du brauchst nur ein paar Sekunden!

Im Nu bin ich mit der Plane beim Feuer und stecke sie in Brand. Das alte Plastikmaterial brennt gut und rußend. Flüchtig denke ich an die vielen Vorschriften der WBK, die ich breche, indem ich auf der Erde Plastik verbrenne. Egal, der Zweck heiligt die Mittel.

Zurück zum Tank und zwischen Tank und Holz gestopft, dann noch etwas Holz über die brennende Plane umgeschichtet. Dann nichts wie weg.

Aus den Augenwinkeln sehe ich noch, daß da weitere Dinge getarnt im Walde stehen. Was es ist, kann ich aber nicht erkennen. Hätte ich früher untersuchen müssen.

Noch einige Sekunden später beobachte ich aus vielleicht fünfzig Metern Entfernung, wie die Holzstöße beidseitig des Tanks auflodern. Hoffentlich ist das nicht gerade ein Wassertank! Dann höre ich lautes Rufen, erst rechts, dann links von mir. Da ist endlich jemand aufgewacht. Unangenehm. Ich ziehe mich noch weiter nach Westen zurück. Das Feuer zu beobachten ist ja ganz schön, aber jetzt geht es ums Überleben. Wer immer da jetzt mit hörbarem Protest durch den Wald läuft, dem möchte ich nicht begegnen. Meine Fähigkeiten, mir glaubhafte Erklärungen auszu-denken, sind begrenzt.

Noch einige hundert Meter weiter in den Wald hinein komme ich immer noch gut vorwärts – in dem Maße, wie ich mich vom Feuer entferne, scheint es größer und heller zu werden. Dann leuchtet der ganze Wald plötzlich rot auf, als seien entsetzlich große Theaterscheinwerfer angeschaltet worden. Ich spüre die Wärme im Nacken, und als ich mich umdrehe, sehe ich die gelbrote Feuerwolke über die Bäume steigen. Gleichzeitig mit dumpfen Grollen fegt eine Druckwelle durch den Wald, die mich nahezu umwirft. Brennende Aststücke fliegen vom Ort der Explosion in alle Richtungen in den Wald, einige bis zu mir her. Nicht alle erlöschen, bevor sie auf weiteres brennbares Material fallen. Von nun an ist in dem rot erleuchteten Wald sogar ein Laufen möglich, und das bis hierher hörbare Prasseln des Feuers ist eine gute akustische Abschirmung. So bin ich nach wenigen Minuten konzentrierten Durchbrechens des Unterholzes wieder am Deich.

Überraschenderweise gibt es weitere Explosionen. Durch was die zustandekommen, weiß ich nicht. Aber ich habe ja auch nicht soviel Überblick über die Örtlichkeiten gewonnen. Vielleicht habe ich mich am Rande

eines Tanklagers aufgehalten. Vielleicht sogar Flüssiggas. Dann hätte ich wesentlich mehr Glück als Verstand gehabt.

Die vierte oder fünfte Explosion ist scharf und laut und gellt in den Ohren nach. Man muß sie über die ganze Eiderstädter Halbinsel hören. Mir ist, als ob mir die Trommelfelle in den Schädel hineingetrieben werden. Der Boden ruckt und zittert spürbar. Pfeifende Splitter fliegen durch den Wald und machen mir klar, daß ich mich noch weiter von diesem Ort entfernen sollte. Das war jedenfalls kein Öltank. Das war eine Bombe. Vielleicht eine Bombe, die uns zugebracht war. Von weitem höre ich markerschütterndes Schreien. 'Wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen' sage ich mir und versuche, nicht hinzuhören. Ich denke an die vielen Menschen, die trotz unserer Bemühungen in den lichtlosen Gängen der sterbenden Stadt quallvoll ertrunken sind.

Ich habe den Deich ziemlich genau in der Nähe des alten Böhler Leuchturms erreicht. Von nun an kann ich ohne Hemmungen meine Lampe benutzen, um 'heimzukommen'. Zunächst brauche ich das aber gar nicht, weil der Feuerschein immer noch genug Licht gibt. Ich wette, jeder auf der Sandbank sieht jetzt nach Südosten, um das Schauspiel zu verfolgen.

41. High Noon

Ich bin die Heldin des Tages. Man hat mich den Rest der Nacht kaum schlafen lassen – schon die zweite Hälfte des Heimweges mußte ich immer erzählen, und eine Meute aufmerksamer Zuhörer folgte mir. Schläft denn niemand mehr in den Morgenstunden? Wenn die Strandung einer Stadt nicht anstrengend genug ist, was dann? Oder weckt das tiefrot flackernde Gewitter über den Wäldern im Südwesten der Halbinsel in den meisten Menschen den Pyromanen? Hat das Grollen am Horizont sie nicht nur geweckt, sondern ihnen den Adrenalinpiegel bis weit über die Ohrspitzen getrieben?

Bei Anbruch des Tages sind alle Stadtbewohner, die Abenteuerlust und Aggression in den Knochen spürten, in das Gebiet geströmt, das immer noch durch Rauchsäulen markiert wurde. Einige haben es schon in der Nacht gewagt. Sie haben sogar 'Gefangene' gemacht.

Es war nicht alles herauszubekommen, was wir gerne wissen wollten. Was wir erfahren haben, ist interessant genug, wenn auch noch nicht restlos zusammenhängend:

Es scheint so zu sein, daß vor geraumer Zeit Truppenteile der Weltbevölkerungskonferenz bei einem Einsatz 'abhanden' gekommen sind. Was für ein Einsatz das war, wissen wir nicht. Aber wenn die Presse in den Außenwelten erst einmal Blut geleckt hat, dann wird sie es herausfinden. Es gibt ja sonst so wenig Sensationen.

Wie es passieren konnte, daß Truppenteile 'abhanden' kommen, ist genauso unklar. Es muß mit der Art des Auftrags dieser Truppen zusammenhängen. Jedenfalls haben diese Menschen sich unter der Führung eines sich selbstherrlich gebärdenden Offiziers eine Existenz in den unwegsamsten Teilen der Eiderstädter Halbinsel geschaffen. Diese Räume und Einrichtungen waren so gut getarnt, daß sie von den Überwachungssatelliten der WBK nicht erkannt wurden, und wenn das Feuer nicht gewesen wäre, dann hätte es gut sein können, daß in vielen Monaten niemand diese gut getarnten Stellungen entdeckt hätte. Mit einer Stadtkommandantin, die nachts auf den Knien durch den Wald rutscht, konnten sie ja nicht rechnen.

Sie hatten noch viele Waffen gehabt, in den verschiedensten Stadien der Verwendbarkeit. Wir erfahren, daß die Cruise Missiles, die sie der sich nähernden Stadt entgegenschickten – übrigens einige mehr als die, die wir entdeckten – fast alle mit Nervengiften beladen waren. Allerdings hatten diese Leute nicht die Expertise, die Raketen sauber zu programmieren. Das hat vermutlich der ganzen Stadtbevölkerung das Leben gerettet. Allein die eine, die die Stadt überflogen hat, weil sie sie nicht als Ziel erkannt hat, hätte ausgereicht.

Was dieser größenwahnsinnige Oberst mit seinem feudalen Herrschaftsbereich erreichen wollte, oder ob diese seine lokale absolute Machtfülle schon Selbstzweck war, das ist schwer herauszufinden. Es ist auch nicht bekannt, ob er flüchtig ist oder ob er bei dem Feuerwerk umgekommen ist. Die Weltbevölkerungskonferenz soll sich darum kümmern. Und das wird sie tun, schon, weil sie selbst einige unangenehme Fragen beantworten muß. Ich habe jedenfalls Miriam Ugawe mit ihrem Duocopter in die Nähe des alten Husums geschickt, an eine Stelle, an der sie jeden sehen kann, der versucht, die Eiderstädter Halbinsel zu verlassen. Gegebenenfalls hätte

sie da noch genügend Eisenschrott übrig, um ihn aus dem Duocopter abzuwerfen. Andere Freiwillige sind zu diesem Platz unterwegs. Freiwillige dazu gab es genug – schließlich ist es DAS Abenteuer auf der alten, echten Erde! High Noon auf dem Boden eines richtigen Planeten!

Halbwegs konnten wir auch etwas über die Aktionen erfahren, die gegen uns unternommen wurden. Schon in der Anlage liegt wenig Logik. Wieso macht man, wenn man schon unentdeckt auf der Erde weiterleben möchte, mit dem Abschießen von Flugzeugen und dem Abfeuern von Cruise Missiles auf sich aufmerksam? War die Intention, die dahintersteckte, die, den schon in den Medien im ganzen Sonnensystem bekanntgemachten Entschluß, am Strand der Eiderstädter Halbinsel zu stranden, zurückzunehmen? Das paßt doch nicht zusammen – nach diesen Vorfällen war es nur noch eine Frage der Zeit, wann die WBK Truppen landen würde. Vielleicht waren die Gedanken dieses Obersts so wirklichkeitsfremd, daß er das anders sah, wenn diese Entscheidung von ihm ausging. Was wahrscheinlich der Fall war.

Ich hätte an seiner Stelle anders gehandelt. Bei der unzugänglichen Lage seiner Unterkünfte wäre es sinnvoll gewesen, sich absolut still zu verhalten und in der Zeit vor der Strandung – einige Tage wäre ja Zeit gewesen – alles aus dem Wald zu entfernen, was zu auffällig ausgesehen oder was vielleicht die Anwesenheit von Menschen angedeutet hätte. Geeignete unterirdische Stellungen gibt es da nämlich genug.

Jedenfalls ist es ein gewisser Trost, daß auch andere Personen in einer Führungsposition völlig blödsinnige und nicht nachvollziehbare Entscheidungen treffen. Oder sehen die meisten unserer Entscheidungen nach außen so blödsinnig aus? Ich weiß es nicht. Noch weiß ich es nicht.

Was mit den drei Besatzungen der Flugzeuge passiert ist, die plötzlich verschwunden sind, haben wir auch noch nicht in Erfahrung bringen können. Die Gefangenen scheinen nichts zu wissen, und wir haben unsere Leute nicht wiedergefunden, weder tot noch lebendig, und das, obwohl die Bewohner der Stadt zu Tausenden in die Waldgebiete im Südwesten der Halbinsel eingefallen sind.

Dafür werden in den ausgebrannten Unterständen die teilweise verkohlten Leichen junger Frauen gefunden, die irgendwie nicht den Eindruck machen, als wären sie im militärischen Dienst der WBK gewesen. Und

vieles aus der zerstörten Einrichtung dieser Unterstände können wir überhaupt nicht identifizieren.

Irgendwie habe ich den Eindruck, daß diese Affäre mit den abhanden gekommenen Truppenteilen der WBK noch lange nicht aufgeklärt ist. Ich habe das Gefühl, daß da noch ein sehr scheußliches Geheimnis ist. Aber das ist jetzt keine Gefahr mehr für uns, und wir müssen uns um andere Dinge kümmern.

Eigentlich sollte ich die provisorischen Lazarette besuchen. Nicht, um sie zu inspizieren – unsere Krankenpfleger und Ärzte sind da kompetent genug. Aber um den Leuten Mut und Hoffnung zu geben und mit den Kranken ein Wort zu wechseln. Mit denen, die schon vor der Strandung krank waren, und mit denen, die während der Strandung zu Schaden gekommen sind. In dieser ungewöhnlichen Situation ist es unangenehm, hilflos zu sein, gerade hier, auf dem Boden dieses uns inzwischen schon wieder so fremden und bedrohlichen Planeten Erde.

Aber in einem dieser Lazarette liegt die Straub. Die Antipathie gegen sie ist nach wie vor ungebrochen. Wahrscheinlich gilt das gegenseitig. Wenn menschliche Größe darin besteht, daß man sich über solche Dinge hinwegsetzen kann, dann habe ich keine menschliche Größe. Ist mir recht. Lieber keine menschliche Größe als der Straub noch einmal über den Weg zu laufen.

Anderen würde ich ganz gerne über den Weg laufen. Cammaroto zum Beispiel. Wie war es beim Kampf um Sektor C7? Ich habe davon nur Nachrichten mitbekommen. Es muß schlimm gewesen sein, schließlich sind dabei ja nicht wenige Menschen umgekommen, nicht nur Cammaroto, bis man endlich eingesehen hat, daß die fortschreitende Zerstörung der Stadt nicht mehr aufzuhalten und Weglaufen die letzte, verbleibende Handlungsoption ist.

Und Pamela Ugawe? Dagobert Limbert? Micha Mayoma? Wieviele noch? Gefallen im Kampf um diese Stadt. Wir stehen alle in ihrer Schuld. Ich kann es ihnen nicht mehr sagen. Aber ich werde ihre Verwandten aufsuchen.

Heute sind auch die ersten Hilfsgüter, die von den Außenwelten geschickt wurden, gelandet worden. Sie haben die Uraltmethode verwendet: Kapseln mit einem Hitzeschutzschild, das beim Eintritt in die Atmosphäre

teilweise abschmilzt, und der Rest des Weges wird dann an einem Fallschirm hängend zurückgelegt. Genauso, auf diese abenteuerliche Weise, hat man es vor über 150 Jahren in den Anfängen der Raumfahrt gemacht – sogar die ersten Mondfahrer sind auf diese Weise zurückgekommen, glaube ich. Mut hatten sie schon, unsere fernen Vorfahren – wohl das genetische Erbe einer evolutionären Entwicklung auf diesem Planeten. Vielleicht werden wir es immer in uns haben.

Was unter anderem mit dieser Methode gelandet wurde ist ein Fernsehteam mit Ausrüstung. Es geht auch nicht anders, denn für richtige Raumschiffe ist die Sandbank immer noch nicht genügend freigemacht worden. Allerdings liegen schon drängende Anfragen vor, wann wir damit endlich fertig seien. Eine schwierige Aufgabe – da sind zwar mehr als eine Million Menschen, aber die ohne genügende Kommunikationsmittel zum Arbeiten zu bringen, ist schwierig, insbesondere auch deshalb, weil sich die meisten immer noch als Gäste der Stadt und nicht als Mitarbeiter im Unternehmen 'Überleben' sehen. Eine übertriebene Arbeitslust ist einfach nicht verbreitet, jetzt, wo die dringendsten Versorgungsprobleme eigentlich gelöst sind und wo jeder, der noch am Leben ist, nicht einer potentiellen Lebensgefahr entgeht, so, wie es noch vor der Strandung war.

Das Fernsehteam bekommt mich am Nachmittag vor die Kamera. Ich bin so müde, daß ich kaum weiß, was ich sage. Aber es erscheint mir doch paradox: All die Mühen, die Stadt sauber zu stranden, alles, was wir vorher, während oder danach getan haben, um den Verlust von allzuvielen Menschenleben zu vermeiden, das kommt nicht zur Sprache. Aber nachts im Wald ein Feuerwerk zu veranstalten, und auch das nur, weil die Vorbesitzerin dieser Pelzjacke eine Raucherin ist, darauf reiten sie rum – als ob sonst nichts vorgefallen wäre. Wo ist denn da die Leistung? Hätte ich kein Feuerzeug gehabt, oder hätten diese Leute nicht diesen Treibstofftank im Wald so dämlich und leichtsinnig zwischen den Holzstößen aufgestellt, oder wäre ich im Dunkeln an dieser Stelle vorbeimarschiert, ohne irgendetwas zu bemerken, – ein paar Meter seitlicher Versetzung hätten ja gereicht – dann hätte alles einen anderen Verlauf genommen.

Immerhin haben die TV-Leute Zelte mitgebracht. Für sich selbst, versteht sich. Als ich ihnen noch mehr Informationen verspreche für den Fall, daß ich Gelegenheit habe, mich auszuschlafen, verstehen sie: Ich bekom-

me ein Zelt. Ein eigenes. Das ist nicht sehr sozial den anderen Bewohnern der Stadt gegenüber gedacht, aber mir wurde inzwischen versichert, daß noch weiteres Material gelandet werden soll, bis der letzte Stadtbewohner die Erde wieder verlassen haben wird. Zelte wird es bald in großen Mengen geben, und irgendjemand muß die ersten Zelte, die da sind, ja benutzen.

Ich bin aber noch nicht zufrieden. Das Zelt ist nicht geheizt. Läßt sich bei dem Wind auch nicht heizen. Deshalb lasse ich Paul noch vor dem Dunkelwerden von der Stadt herüberholen.

Nicht, daß ich meine Position als Stadtkommandantin mißbrauche. Es ist ja auch überhaupt nicht klar, ob ich diese Position überhaupt noch habe. Bin wirklich neugierig auf meinen nächsten Gehaltsstreifen.

Aber Paul hat den Vorschlag ja selber angedeutet. Ich habe nichts gegen eine Wärmflasche. Und so gesehen hat er ja auch was davon. Deshalb schließt er sich meinem Vorschlag der thermischen Kooperation während des Nachtschlafes an.

Es ist nicht die übliche Vorstellung, die man von Romantik hat. Eines Tages aber wird es in einem richtigen Bett sein, und weder Schmutz noch Hunger wird uns stören.

Aber so groß und erfolgreich wie heute wird jener Tag nicht mehr sein. Und wir werden uns auch nicht mehr auf der Erde aufhalten, der guten, alten, unersetzlichen Erde, diesem großartigen Planeten, der einmal unsere Heimat war.

ENDE